V676-3

Malwida von Meysenbug

Gesammelte Werke

Herausgegeben

von

Berta Schleicher

Dritter Band

1 9 2 2

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, Berlin, Leipzig
vereinigt mit Schuster & Loeffler

Malwida von Meysenbug

Gestalten

01475317

1 9 2 2

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, Berlin, Leipzig
vereinigt mit Schuster & Loeffler

1924/53.

V 676-3

Alle Rechte vorbehalten

Druck von E. Haberland in Leipzig

Einleitung

Im Sommer 1901, in Sorrent weilend, schrieb Malwida von Meysenbug an eine Freundin: „Ich war die ganze Zeit so unglaublich angegriffen und schwach, daß das bißchen Kraft, was übrig war, gebraucht werden mußte, um die Arbeit zu vollenden, die ich für Ende September versprochen hatte. Ich hatte eine Menge kleiner früherer Arbeiten, die zerstreut gedruckt worden waren, liegen und wurde sehr gebeten, sie doch zu vereinen und zu einem Ganzen zu bilden. Da ich nun gar keine Gewohnheiten des Metiers habe, mich auch nicht dazu rechne, so ließ ich es so gehen, bis endlich die Verleger auch mich dringend darum baten. Nun einmal unternommen, sollte es auch was werden. Zu den einzelnen Sachen gehörte auch eine Arbeit nach Minghetti über die Frauen, die im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert sich in den Künsten hervorgetan; es ist nun verflochten in eine allgemeinere Betrachtung, und das Ganze wird ein Buch, das Weihnacht erscheinen wird."

Gemeint sind damit die „Individualitäten", bisher Nietzsche, die Frauenporträts, Mazarins Großneffen, die Dezembristen und Mazzini umfassend und nun in der vorliegenden Ausgabe noch vermehrt um drei aus den „Stimmungsbildern" übernommene Kapitel, die sich ihrem Charakter gemäß als Erinnerungen an bedeutende Zeitgenossen dem Rahmen dieses dritten Bandes zwanglos einfügen. Statt dem in Wort- und Schriftsprache so ungefügen Titel „Individualitäten" wurde bei dieser neuen Ausgabe die einfachere Bezeichnung „Gestalten" gewählt.

Die unter dem Titel „Genius und Welt" zusammengefaßten Erinnerungen an Richard Wagner aus den Jahren 1859—70 hat Malwida zum zwanzigjährigen Jubiläum der Bayreuther Festspiele geschrieben und zuerst in der in Paris in drei Sprachen erscheinenden Zeitschrift Cosmopolis veröffentlicht. „Man hatte mich gebeten," schreibt Malwida darüber in Privatbriefen aus dem Jahr 1896, „etwas über

den Schöpfer, dessen Werke man zu bewundern geht, zu schreiben. Ich wollte auch gern etwas tun zu der Weihe dieses Jahres, und da in Frankreich die Begeisterung wirklich groß ist und, wie um ein altes Unrecht gut zu machen, jeder verehrende Hinweis auf die Größe des Werkes und seines Schöpfers gesucht wird, hatte ich gedacht, es sei gerade richtig, die Welt zu mahnen an das, was sie dem Genius schuldet und ihm zu spät erst gibt, und schrieb den Artikel über die größte Leidensepoche, die ich miterlebt habe, mit Belegen aus den Briefen."

Später, zwei Jahre nach Malwidas Tod, hat Gabriel Monod diese dem Bayreuther Meister gewidmeten Blätter in die vierte Auflage der „Stimmungsbilder" aufgenommen.

Die Erinnerungen an Alexander Herzen entstanden in einer Zeit, da Malwida, von schmerzlichen Erlebnissen gequält, sich nach einer Aufgabe von rein objektivem Interesse sehnte. In diesem Sinn schrieb sie während der Entstehung der Arbeit im Herbst 1892 von Versailles aus an Augusta von Stein-Rebecchini: „Ich suchte nach einer Arbeit, die wieder Besitz von mir nähme anstatt jenes immer wiederkehrenden schmerzvollen Gedankens. Die Quelle der Erfindung schien versiegt, es mußte eine rein intellektuelle Aufgabe sein. Nun fiel's mir heute morgen ein: eine Arbeit über Olgas Vater, sicher eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten der Neuzeit und leider schon so sehr vergessen. Ich habe seine Briefe an mich hier und will gleich anfangen, das Bedeutende daraus auszuziehen. Der Gedanke gibt mir Ruhe; wie sehr fühle ich wieder, daß der Geist das Erlösende ist und das Herz das Verwundende."

Im September 1894 erschienen diese Erinnerungen an Herzen in der Neuen Freien Presse und wurden dann, wenig verändert und etwas erweitert, im Jahr 1900 von Malwida selbst der dritten Auflage der „Stimmungsbilder" beigefügt.

Das dritte den „Stimmungsbildern" entnommene Kapitel „Vom jungen Italien" ist zwei bedeutenden Frauengestalten geweiht: der Marchesa Tanari und der von dieser wie eine

Heilige verehrten Laura Salera Mantegazza, der Mutter des berühmten Gelehrten Paolo Mantegazza. Die eine von ihnen, Marchesa Tanari, hat Malwida persönlich gekannt und als eine der herrlichsten Frauen, die ihr begegnet, und „sicher die herrlichste der Frauen Italiens" bezeichnet. Wie hoch sie sie schätzte, geht aus ihren Briefen an Olga noch stärker und unmittelbarer als aus dem Aufsatz hervor. Gelegentlich der Nachricht von dem unerwarteten Tod der Marchesa, der sie 1877 in Sorrent doppelt schmerzlich traf, da sie ihn in gleichgültiger Mitteilung eines Dritten, der sie davon unterrichtet wähnte, erfuhr, heißt es dort: „Ich habe eben eine Nachricht erhalten, die mich tief und schmerzlich bewegt: meine teure, edle Freundin Tanari ist ganz plötzlich an einer Lungenentzündung in zwei Tagen gestorben. Es war der härteste Schlag, der mich in Italien treffen konnte, denn ich liebte hier niemand so wie diese hohe, edle Frau, und sie liebte mich auch so sehr, wie wenige Menschen mich lieben. Ihre warm liebenden, geistvollen Briefe zu entbehren, wird eine tiefe Lücke in meinem Leben sein. Ich trage ein tiefes Leid um sie. Du hast sie leider nicht so gekannt, damals war unsere Bekanntschaft noch so neu; aber eine so große, wahrhaft erhabene Seele, eine solche Intelligenz und eine solche Frau im schönsten Sinn des Wortes habe ich auch wenige auf Erden gefunden."

Es ist begreiflich, daß gerade in den „Individualitäten", die Malwida als Vierundachtzigjährige zusammengestellt hat, manche nun beseitigte Fehler in Form von Namensentstellungen, falschen Daten usw. stehen geblieben sind. Hierzu gehört vor allem ein im Nietzsche-Aufsatz enthaltenes Zitat, dessen Fälschung schon bei dem ersten Druck dieser Nietzsche-Artikel in der Neuen Freien Presse 1893 unangenehm auffiel, dessen Berichtigung aber dann doch wieder bei der Aufnahme in die „Individualitäten" übersehen wurde. Es handelt sich in diesem Fall um das falsche Wort des „Äschylos, des Atheners mit dem großen Auge".

Diese Fehler sollen jedoch nicht mehr als notwendig her-

vorgehoben werden, denn sie spielen eine ganz untergeordnete Rolle im Vergleich zu dem Wert, den gerade auch Malwidas letzte Schriften in sich tragen. Ein schönes Wort aus den persönlichen Erinnerungen von Marie Herzfeld, die kurz nach Malwidas Tod in der Frankfurter Zeitung veröffentlicht wurden, möchte ich hier erwähnen, wo es sich darum handelt, Malwidas späteren Werken den ihnen gebührenden Platz im Gesamtschaffen anzuweisen. Im Anschluß an die Lebensaufgabe, die Malwida in der Erziehung ihrer Adoptivtochter gefunden und erfüllt hatte, schreibt Marie Herzfeld: „Die Welt geht bloß das Erziehungswerk an, das Malwida Meysenbug an sich vollbracht hat, ihr eigenes Wesen, das uns ihr Leben enthüllt und ihr Sterben wundervoll bestätigt hat. Dies Leben und Wesen suchen wir auch in ihren Werken. Und wahrhaftig, wer vermöchte anders als mit innerster Erschütterung und einer Art Beschämung — ganz wie es Nietzsche tat — ein Buch wie die „Memoiren einer Idealistin" zu lesen! Welcher unbedingte Wille zur Erkenntnis spricht daraus, welche rücksichtslose Hingabe an das einmal als wahr Erkannte! Was für eine bewundernswerte Tapferkeit des Sinns, der unbedenklich wehe tut, sich selbst und anderen, und in den anderen noch am meisten sich selbst, wenn der Moment, wenn eine Pflicht gegen die Zukunft es ihr zu fordern scheinen! Dieses feste Herz bei der zartesten Verletzlichkeit des Fühlens, dies unerschütterliche nur Eines wollen, instinktiv sichere Eineswollen bei aller Zersplitterung des Handelns: die in sich vollendete Menschenerscheinung! Weil diese ihre Menschenerscheinung sich erst in den letzten Jahren, ja erst im Tode ganz vollendet hat, darum sind alle Schriften, alle Äußerungen in Wort und Tat, die Malwida Meysenbug uns hinterließ, von hohem Wert — auch die mit ungleicher, oft versagender Kraft ausgeformten Bücher der Achtzigjährigen."

München, im Februar 1922.

Berta Schleicher.

Inhalt

	Seite
Genius und Welt (Briefe von Richard Wagner)	11
Nietzsche	35
Frauen	62
Ein Großneffe von Mazarin	281
Die Dezembristen	322
Erinnerungen an Alexander Herzen	383
Vom jungen Italien	455
Joseph Mazzini	479
Epilog	504

Genius und Welt

(Briefe von Richard Wagner)

Nicht das Schicksal, mein eigner Wille führte mich zu Wagner, als mir durch seine Bücher die Erkenntnis von dem neuen Evangelium der musikalisch-dramatischen Kunst aufging, das, längst geahnt, in meiner Seele gelegen hatte. Kurz nach den verhängnisvollen Ereignissen des Jahres 1848 kamen mir zwei Schriften: „Das Kunstwerk der Zukunft" und „Oper und Drama" betitelt, zu Gesicht, von einem mir unbekannten Autor, Richard Wagner, von dem ich nur wußte, daß er Kapellmeister in Dresden gewesen war, an der Revolution daselbst teilgenommen hatte und nun im Exil, in der Schweiz, lebte. Aus diesen Büchern ging mir die Überzeugung auf, daß da ein neues Ideal ins Leben trete, dessen Wirkung, weit über das bloße Kunstschaffen hinaus, sich auf alle Sphären des geistigen und sittlichen Lebens erstrecken müsse. Ich schrieb an den Autor, erhielt auch eine sehr freundliche Antwort, kam aber nicht dazu, etwas von seiner Musik zu hören, da diese erst an ganz wenigen Orten zur Aufführung kam. Nur die Dichtungen zu „Tannhäuser" und „Lohengrin" wurden mir bekannt und bestätigten, was jene Bücher mir bereits gesagt hatten, daß auch hier, mit dem unfehlbaren, intuitiven Wissen des Genius, das Rechte getroffen sei, durch die Wiederbelebung der Sage, die an sich schon ein musikalisches Element enthält, das zum Ausdruck gebracht, die Gestalten mit verklärender Geistigkeit durchdringt.

Endlich lernte ich Wagner selbst kennen in London, wo ich auch im Exil lebte und wohin er zum Dirigieren der philharmonischen Konzerte während einer Saison berufen wurde. Zunächst sah ich ihn dirigieren und blieb erstaunt und ergriffen von dem vergeistigenden Zauber, den der so geführte Dirigentenstock über das Orchester auszuüben vermochte.

In einem befreundeten Hause kamen wir eines Abends zusammen, aber der Eindruck, den ich empfing, entsprach

nicht ganz meiner Erwartung. Wagner war verstimmt durch seinen Aufenthalt in England und verhielt sich kühl, beinahe abweisend dem herzlichen, begeisterten Entgegenkommen gegenüber, das ihm zuteil wurde. Das größte Ergebnis dieses Abends war, daß er uns von Schopenhauer sprach, den wir alle nur erst dem Namen nach kannten, und uns in Kürze die Grundzüge von dessen philosophischer Lebensanschauung vortrug.

Erst im Jahr 1859 führte mich der Zufall wieder mit ihm zusammen, eines Abends in Paris, in einem Konzert, wo er mit seiner, damals noch lebenden ersten Frau die Plätze gerade vor mir einnahm. Ich erinnerte ihn an jenen Abend in London, und er sagte scherzend: „Ach ja, bei Ihnen habe ich auch etwas gut zu machen; ich war damals sehr schlechter Laune; daran waren aber bloß die englischen Nebel schuld."

Er machte mich mit seiner Frau bekannt und lud mich ein, sie zu besuchen. Das geschah natürlich bald und oft, und von nun an wuchs die verehrende Freundschaft, die aus der Ferne begonnen hatte, in der Nähe mit jedem Tage, und ich hatte das Glück, in seinem Hause die Musik zum „Tannhäuser", „Lohengrin", „Tristan" und Teile von „Rheingold" und „Walküre" zu hören, auf dem Klavier von einem Schüler Wagners vorgetragen und von ihm selbst gesungen, zwar fast ohne Stimme, aber mit solchem Vortrag, daß kein später gehörter Gesang vortrefflicher Künstler das Verständnis näher bringen konnte. Drei Konzerte, mit einer Auswahl von Stücken aus seinen Werken, von ihm dirigiert, fanden begeisterte Aufnahme und erhöhten seine Hoffnung und die der kleinen Zahl von Anhängern, die sich bereits um ihn gesammelt hatten, daß nun endlich sein Stern aufgehen werde.

Wagner hatte damals bitter unter pekuniärer Not zu leiden. In schweren Augenblicken hatte er mir mit der Offenheit, wie man sie einer langjährigen Freundin zeigt, über seine Verhältnisse gesprochen, und die Sorge um ihn und

sein Geschick lag schwer auf meiner Seele. Die Konzerte, so groß ihr Erfolg in der Anerkennung des musikalischen Publikums gewesen war, hatten ein Defizit hinterlassen, das Wagner außerstande war zu berichtigen. Daß ich eine sehr wohlhabende Freundin bewegen konnte, wenigstens zum großen Teil helfend einzuschreiten, war mir eine innige Genugtuung, aber ich wollte, es solle gründlicher geholfen werden. Ich plante, eine große Sammlung zu veranstalten, die, zur Deckung des Defizits und darüber hinaus, dem Meister als Huldigung dargebracht werden sollte. Zwei junge, sehr reiche Enthusiastinnen erklärten sich bereit, die Sache in die Hand zu nehmen und mit Eifer zu betreiben, da ich genötigt war, Paris zu verlassen und nach London zurückzukehren. Es waren schöne Frühlingstage, die meiner Abreise vorangingen, und ich verbrachte sie noch so viel als möglich im Wagnerschen Hause. Ein liebliches kleines Erlebnis kam zum Abschied. In einer Nacht brach ein starkes Gewitter aus, und am folgenden Morgen prangten die Bäume und Büsche der Gärten in frischem Grün. Wagner erzählte mir, daß er gerade in der Nacht darüber nachgedacht habe, ob es zu rechtfertigen sei, was er im „Rheingold" geschehen läßt, daß Donner an den Felsen schlägt und plötzlich der Frühling da ist. Da hatte ihm denn die Natur auf die freundlichste Weise recht gegeben.

Kaum in London angekommen, hatte ich Gelegenheit, eine kleine Sendung mit begleitendem Schreiben an Wagner abzuschicken, und erhielt darauf folgenden Brief, in dem er jenes oben erwähnten Vorhabens gedenkt, von dem ich ihm Mitteilung gemacht hatte:

„Paris, 20. Mai 1860.

Liebe Freundin!

Ihre heutige Sendung kam mir doppelt erwünscht, da sie außer dem Geschenk mir nochmals Ihre Adresse zuführte. Gestern wollte ich Ihnen schon schreiben, fand aber — — Was ich Ihnen zunächst mitzuteilen hatte, folgt hier zuerst.

Ich bitte Sie, Madame S. (eben jene hilfreiche Freundin) bestens von mir zu grüßen und zu sagen, wie ganz besonders leid es mir tut, das mir so freundlich vorgeschossene Geld ihr noch nicht zurückschicken zu können, da in meiner Lage sich noch nicht das Mindeste geändert hat. Von keiner Seite her habe ich irgendeine erleichternde Mitteilung erhalten. Ich überlasse es daher Madame S., da sie leider bei meiner Lage so stark interessiert ist, von sich aus eine Anfrage nach Paris zu richten. Einzig wäre es mir lieb, wenn unter allen Umständen wirklich der Anschein aufrecht erhalten würde, als sei ich bisher von dem mir mitgeteilten Vorhaben, für den Verlust bei meinen Konzerten mich zu entschädigen, ununterrichtet geblieben. Ich konnte Madame S., die ich für sehr reich hielt und vollkommen imstande, den mir nötigen Ersatz aus eigenen Mitteln zu leisten, in einer besonders dazu disponierten Stimmung sehr leicht um ein Darlehn, das ich in mehreren Jahren zurückbezahlen zu können volle Aussicht habe, ersuchen. Zu einer Sammlung für mich in der Absicht, die verlorene Summe als ein Geschenk mir wieder zuzustellen, hätte ich jedoch in keiner Weise auffordern können, da ich sehr wohl weiß, wie wenig demjenigen, der sich an die Geldhilfe anderer wendet, eigentlicher Glaube beigemessen wird und wie von diesem Augenblick an seine Lage, sei sie welche sie wolle, nur noch nach einem Maßstabe beurteilt wird. Das Außerordentliche wird eben stets außerordentlich und nicht begriffen bleiben. Demnach ersuche ich Madame S. herzlich, den Anschein zu bewahren, als sei sie, während des Pariser Aufenthalts, durch Sie, der ich im Vertrauen die Mitteilung meiner Verluste gemacht hätte, ohne mein Wissen hiervon benachrichtigt worden. Glücklicherweise wird hierdurch der zarten Fürsorge meiner teilnehmenden Freundin in nichts zu nahe getreten."

Es folgt nun eine Anführung der Gründe, die ihn hauptsächlich zu der Niederlassung in Paris bewogen und größtenteils auf seine Frau Bezug hatten. Er fuhr dann fort:

„Ich sehe jetzt ein, ich hätte klüger getan, meine häus-

lichen Verhältnisse noch im provisorischen Zustand zu lassen, um so mehr, da meine persönliche Neigung nicht dabei entscheidend war. Es kommt jetzt darauf an, wie ich den Fehler wieder ausgleiche. Dann und wann sind mir außerordentliche Zwischenfälle, wie sie in meiner Lage zur Welt fast natürlich sind, zu Hilfe gekommen, um das Fehlerhafte meiner Dispositionen zu korrigieren. Ich habe das dann immer in der Meinung aufgenommen, daß diejenigen, die sich um mich bekümmern, mehr dabei gewinnen als ich selbst, der ich Ruhe und Glück nicht mehr suche, sondern einzig Luft und Raum zu neuen Arbeiten, von denen ich am wenigsten Genuß habe. Es scheint sich jetzt nicht so leicht einrichten zu wollen, es läßt mich alles, sogar Angekündigtes und fast Sicheres, vergebens warten. Nach meiner innersten Neigung würde ich mich mit einem einzigen Schritt vollkommen befreien, denn der Besitz hat nie eine Spur von Macht über mich gehabt. Sollten Sie einmal erfahren, daß das Schicksal mich jeder anderen Rücksicht als der meiner eigenen Neigung für die Bestimmungen meiner äußeren Verhältnisse enthoben habe, so würden Sie zugleich erfahren, daß ich freiwillig vollkommne Armut und Zurückgezogenheit gewählt hätte. Seien Sie des versichert, beste Freundin."

Es kamen nun freundschaftliche Erkundigungen nach meinen damaligen Verhältnissen, und er fügte hinzu:

„— — — daß Sie nächsten Herbst wieder nach Paris zu kommen hoffen, Sie glauben wohl, wie sehr mich dies freuen würde! Wenn Sie dennoch dabei im Druck verharren, so lassen Sie sich die Frage der Prinzessin Leonore: wer ist denn glücklich? immer wieder zum Trost gereichen. Ich für mein Teil versichere Ihnen, daß ich eigentlich nur der Welt zusehe, um zu erfahren, wie sie sich mit einem Menschen meiner Art anstellt, und wie sie von ihm zu profitieren versteht. Ob sie ihm den, nur aus den Gesetzen seines eignen Wesens bestimmbaren Spielraum für die Entwicklung seiner Tätigkeit gönnt oder wie viel sie ihm davon ab-

knausert. Ich kann dabei oft lächeln, wenngleich ich nicht leugnen kann, daß ich als empfindendes Wesen genug selbst dabei im Spiele bin, um Schmerzen aller Art unter dem Experiment zu empfinden. So viel ist gewiß, daß ich schon viel mehr geschaffen habe als nötig wäre, wenn ich selbst dabei mich manchmal behaglich fühlen wollte. Doch das ist nun einmal so!

Leben Sie wohl und haben Sie herzlichen Dank für Ihre Freundschaft und auch für den türkischen Tabak, der mir jedenfalls periodisches orientalisches Behagen in Aussicht stellt. Ihr R. Wagner."

Zehn Tage später erhielt ich einen ganz kurzen, durchaus verzweiflungsvollen Brief, worin er nur um Nachricht bat, ob die bewußte Sache ein Resultat verspreche, da alles andere fehl schlage und er einzig noch auf diese Hoffnung angewiesen sei. Leider verlor ich aber täglich mehr die Hoffnung des Gelingens, denn nach meiner Abreise waren die anderen Beteiligten lau geworden; wie es zu gehen pflegt: die Eitelkeit hatte sich hinein gemischt, es war von der Sache gesprochen worden und es geschah nichts. Dann erhielt ich erst wieder am 22. Juni einen Brief:

„Beste Freundin,

Haben Sie schönsten Dank für Ihren freundschaftlichen Brief. Sie vermuteten recht, daß Sie mein längeres Schweigen aus meiner üblen Stimmung sich erklärten. Ich habe in meinem Leben mit vielem Ungemach zu kämpfen gehabt, und die höhnische Beigabe gänzlicher Vermögenslosigkeit zu einer so obstinaten Geistesdisposition, wie die meinige, hat zu jeder Zeit mir üble Konflikte bereitet. Keiner begreift dies recht, und doch ist's mit Händen zu greifen, wenn mir jetzt z. B. jemand aufmerksam zusieht, jetzt, wo ich alles zu ergreifen hätte, was mir Erleichterung meiner Lebenslast verspricht und doch so wenig mich zu Konzessionen verstehen kann, daß ich gestern dem Direktor der hiesigen Oper er-

klärte, der Tannhäuser werde so gegeben, wie er ist (ohne Ballett im zweiten Akt) oder er werde gar nicht gegeben. Was diese Obstination heißt, können Sie gerade jetzt, wie Sie meine Lage kennen, am besten beurteilen. Denn ich muß gestehen, daß seit den acht Jahren, wo meine Opern in Deutschland gegeben werden, ein Zustand wie mein jetziger mir unbekannt geblieben ist; immer nahm ich etwas ein und konnte bestehen, so wie ich nun einmal lebte. Eben jetzt aber sind meine älteren Opern gänzlich erschöpft, meine neuen verhindert, enorme Verluste und — niemand, der mir hilft! Alles, was ich verlange, ist Kredit während einer Stockung! Unmöglich! Ich vertraue mich und ernte dafür nichts als Preisgebung. In den Journalen lese ich, ich habe 10 000 Franks bekommen, und der Hohn, mit dem man dies begleitet, ist alles, was ich davon habe. Mein russischer General kommt an, es findet sich, daß für nächsten Winter von Petersburg nicht die Rede sein kann, weil ich zur selben Zeit dort sein müßte, wo ich hier nötig bin, somit — verstummt! Nun hatte ich von einem Tag zum andern Forderungen an mich abzuhalten, die peinlichsten Stockungen im Hause, Aufregung und Schlaflosigkeit meiner Frau. Sie soll nach Soden ins Bad reisen, und ich kann ihr kein Geld dazu schaffen. Und so geht es fort und wird mindestens ein halbes Jahr noch dauern, wenn es überhaupt d a u e r n kann. Und das begegnet mir, dem man von allen Seiten immer von neuem wieder berichtet, welchen Enthusiasmus ich da und dort wieder errege usw. Von allen Menschen, an die ich mich wandte, muß Madame S. mit vollstem Recht mir als das einzige Wesen gelten, das wirklich bis zur Hilfe sich ermannen konnte. Wie das jetzt nun steht und gekommen ist, muß ich Ihnen wirklich versichern, daß ich Madame S. ungemein achten gelernt habe. Wenn ich mich entsinne, wie Sie an dem einen drängenden Tag zu mir kamen und die nötige bedeutende Summe mir einhändigen durften, so kann ich nicht anders als erkennen, daß sie die einzige war, die sich bewährt hat. Sagen Sie ihr das. Verwundern Sie sich nicht,

daß ich Ihnen keine Lobsprüche sage, wiewohl ich in Madame S. nur Ihr Werk zu erkennen hatte; das versteht sich aber von selbst, während Madame S. sich nicht von selbst verstand. Von der Subskription kann keine Rede mehr sein, hier ist alles in Grund und Boden verfehlt. Was das Werk höchstens zweier Tage sein durfte, hat sich durch zwei indiskrete Monate bis in die Journale hingeschleppt und ist leider auch in die Hand Foulds geraten, was allein genug ist, um jedes Benefiz abzulehnen. — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Lassen wir das nun. Mir bleibt nichts als meine Schuld, mein Dank und mein Bedauern gegen Madame S. (ihr nicht gleich zurückzahlen zu können), im übrigen — die Hölle, aus der ich noch gar keine, auch nur entfernte Ahnung habe, wie erlöst werden. Es handelt sich noch um 5000 Franks, den Rest meines Defizits, um bis zur Aufführung des Tannhäuser zu gelangen.

Ich habe in dieser Zeit nichtsdestoweniger auch Garibaldi meinen Anteil widmen können, und ich gestehe Ihnen, daß ich mir die Abendzeitung stets mit großem Eifer bringen ließ; wie Sie ganz recht bemerken, war es das einzige, was selbst auch mich nur erfrischen konnte, da das künstlerische Element am allerersten in Lagen wie der meinigen unfähig ist, denn dazu muß man frei s e i n, nicht erst frei werden wollen. So kann ich auch in solchen Stimmungen nicht Freiheit für künstlerische Lektüre etwa gewinnen, und Plutarch bot mir auch jetzt die nötige Zerstreuung. Ich hatte zuvor mit großem Eindruck wieder Timoleons Leben gelesen, auf das ich ganz zufällig geriet. Dieses Leben hat die ganz unerhört seltene Bedeutung, daß es wirklich vollkommen glücklich zu Ende geht, ein ganz ausnahmsweiser Fall in der Geschichte. Es tut einem wirklich wohl zu sehen, daß so etwas einmal möglich war, kann mich aber, im Hinblick auf alles übrige Edle, nicht erwehren, solch einen Fall vom Weltendämon eigentlich nur als Lockvogel aufgestellt zu erkennen. Diese Möglichkeit mußte offen bleiben, um so unzählige über

den eigentlichen Inhalt der Welt in die Irre führen zu können. Stellte diese Möglichkeit sich nirgends einmal dar, so dürfte man fast annehmen, daß es uns möglich sein müßte, auf kürzerem Weg dahinter zu kommen, wohin wir Okzidentalen — so scheint es — erst auf sehr langem Umwege gelangen werden. Wie viele Berührungspunkte gab es nun, die mich neuerdings Garibaldi auf Timoleon beziehen ließen. Noch ist er glücklich! Sollte es möglich sein, daß ihm die eigentliche furchtbarste Bitterkeit erspart werden dürfte? Von Herzen wünsche ich es. Doch erschrecke ich oft, wenn ich ihn doch nur als Fliege im großen europäischen Spinnennetze ersehe. Viele Möglichkeiten stehen aber offen: vielleicht ist die Fliege zu groß und stark. Auf sein Volk soll er nicht viel rechnen, sehr viel aber auf seine Alpenjäger! Im übrigen helfe ihm der Verrat und die Klugheit, ihn zu dirigieren. Durch die Schlechtigkeit der Schlechten besiegt man zuweilen wohl die Unverschämtheit der Schlechten.

Daß Sie nach Paris kommen, ist mir viel Trost. Ich kann unmöglich hier fort, und dankbar will ich meinem Schicksal sein, wenn ich nur meine arme Frau ins Bad bringe. Leben Sie wohl und seien Sie schönstens gegrüßt von

Ihrem R. Wagner."

Wagner hatte den bitteren Kelch der Täuschungen noch lange nicht ausgekostet. Als ich im Herbst 1860 wirklich nach Paris zurückkehren konnte, war mein erster Ausgang zu Wagners. Ich traf ihn beschäftigt, einer jungen Sängerin am Klavier den Gesang des Hirtenknaben im „Tannhäuser", nach der Verwandlung im ersten Akt aus dem Venusberg in das stille Wartburgtal, einzustudieren. Als das beendigt war, kam er auf mich zu und begrüßte mich mit den Worten: „Gut, daß Sie kommen; eine bessere Aufführung, wie die hier, werden Sie nie zu hören bekommen; sie wird ausgezeichnet." Wirklich schien es so werden zu sollen. In der ersten Orchesterprobe im Theater, der ich mit Frau Wagner beiwohnte, war die Begeisterung so groß, daß sich das

Orchester insgesamt, nach dem herrlichen Septett am Ende des ersten Akts, erhob und Wagner eine jubelnde Ovation machte. Nach dem Schluß der Probe, mitten in der Nacht, soupierten wir drei: Wagner, seine Frau und ich, zusammen in einem Restaurant auf dem Boulevard, und in der erhobenen Stimmung, in der wir waren, sagte Wagner uns herrliche und ergreifende Dinge über die Auffassung der verschiedenen Gestalten im Tannhäuser, besonders über die der Elisabeth, die er der ganz jungen Marie Sax einstudiert hatte. Voll seligster Hoffnung auf den vollkommenen Erfolg gingen wir heim. Aber bald genug trübte sich der heitere Himmel; Mißverständnisse aller Art, böser Wille und Unverstand, vor allem die Opposition der Herrn der Gesellschaft, denen das Ballett im zweiten Akt, ob es dahin paßt oder nicht, die Hauptsache war, verhießen Unheil, und schon am Abend nach der Generalprobe fühlte ich, daß Wagner die Sache bereits verloren sah.

Was nun folgte, ist zu bekannt, um es zu wiederholen. Wir alle, die ihm nahe standen, litten mit ihm unter dem Fehlschlagen dieser großen Hoffnung, die am Anfang so berechtigt gewesen war und die nur durch eine meskine, den kleinlichsten Motiven entsprungene Verschwörung des schlechten Teils des Publikums hatte scheitern können. Die Zukunft hat auch in Paris glänzend gut gemacht, was damals verschuldet wurde, leider hat er es nicht mehr ganz erlebt. In jener Trauerzeit aber, in der wir alle, die an ihm hingen, tief gebeugt waren, blieb nun nichts mehr übrig als das völlige Auflösen des Kreises, der sich hier gebildet hatte. Wagner reiste, kurz nachdem er seine Partitur zurückgezogen, nach Karlsruhe, von wo ein ehrenvoller Ruf des Großherzogs — der ihm zugleich die Rückkehr nach Deutschland, Sachsen ausgenommen, wieder möglich machte — an ihn erging, und von da nach Wien, wo er zum ersten Male seinen „Lohengrin" aufführen hörte, und zwar zu seiner Befriedigung, wie er seiner Frau schrieb, die mir den Brief zeigte. Sie harrte seiner Rückkehr, um dann den Haushalt aufzulösen und Paris

zu verlassen. Ich mußte inzwischen auch wieder nach London zurück, und somit war auch für mich die Hoffnung wieder abgeschnitten, in jener Kunstsphäre weiter leben zu können, in der ich die eigentliche Heimat meiner Seele erkannt hatte. Ich schrieb nun wieder mehrere Male an Wagner, als ich ihn in Paris zurück wußte, und endlich erhielt ich am 25. Juli 1861 einen Brief, aus dem preußischen Gesandtschaftshotel in Paris datiert:

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Das Gröbste ist vorüber. Ich will mich nicht mit einer Schilderung meines letzten Monats aufhalten, so was ist nur gut zum Vergessen! Endlich half es nichts, ich mußte meinen hiesigen diplomatischen Freunden Ernstliches zumuten. Mit Mühe und Not — aber vielem guten Willen (ich kann dies nicht anders bezeugen) — ward das Nötigste herbeigeschafft, und es gereicht mir zur Beruhigung, daß meine Frau eigentlich wenig von meiner Not bemerkte. Nachdem wir noch vier abscheuliche Tage im Hause verlebt hatten, reiste sie heut vor 14 Tagen mit dem Vogel (einem Papagei, der ein langjähriges Mitglied der Häuslichkeit war) glücklich ab. Mich lud der preußische Gesandte ein, solange ich noch in Paris zu verweilen habe, bei ihm zu wohnen, was ich — namentlich des schönen Gartens mit hohen Bäumen und schwarzen Schwänen willen, — gern annahm. Ich werde als zur Familie gehörig betrachtet, habe meinen Flügel in einem schönen, hohen Salon und könnte mir's ganz passabel gefallen lassen, wenn nur manches Freundliche, was mir noch begegnen kann, nicht fast schon zu spät käme! Außer einem flüchtigen Behagen — namentlich durch angenehme Geräuschlosigkeit erzeugt — will kein Wohlgefühl irgendwelcher Art mehr bei mir haften. Mir stehen die Augen immer voll Tränen, und die ganze Sache kommt mir immer beklemmender und nichtiger vor! Allein, ganz allein sein, ist mir schließlich doch das einzig Zusagende.

Der Fliegende Holländer gedeiht nur so allmählich auf französisch; fertig oder nicht fertig, so bin ich aber doch nun

entschlossen, Montag abend zu reisen. Ich will der Frau noch einen Tag in Soden adieu sagen. Von Liszts Einladung wollte ich mich gern losmachen, erfahre aber, daß, käme ich nicht, ihn dies vollständig unglücklich machen würde. Dann geht's nach Wien, wo ich wohl etwas länger haften bleiben werde. Wenn ich einen Blick in meine Tristan-Partitur werfe, kann ich's immer noch gar nicht für möglich halten!

So möge es Sie denn trösten, liebe gute Freundin, daß ich einmal wieder dem Äußersten entronnen bin. Daß ich viel dabei gelassen habe, fühle ich leider immer mehr; zwei schöne Jahre sind rein vergeudet, und ich fühle mich außerordentlich müde. Was ich für die Kunst verloren, habe ich aber vielleicht fürs Leben gewonnen, eine letzte, recht tief eingeschriebene Erfahrung: das, was sich nicht fügt, auch nicht zwingen zu wollen.

Leben Sie wohl und bleiben Sie immer freund

Ihrem R. Wagner.

Bis 6. August Weimar. Dann Wien, k. k. Hofoperntheater."

Ich schrieb nun mehrere Briefe an die angegebenen Adressen, bis ich endlich den, am 13. September 1861 aus Wien datierten, hier folgenden Brief erhielt:

„Beste Freundin,

Alle Ihre Briefe habe ich richtig erhalten und danke herzlichst dafür. Bestehen Sie auf keiner regelmäßigen Korrespondenz mit mir und seien Sie versichert, daß Sie sich dadurch viel Trübsal ersparen. Schreiben Sie aber oft! Es ist Ihnen dann auch möglich, dann und wann sich angenehme Vorstellungen über mein Tun und Treiben zu machen, die Sie — schriebe ich Ihnen oft — sofort als irrig erkennen müßten. Kurz und wahr! Es ist immer das Alte — auch die alte Illusion, es könnte doch einmal etwas glücken!

Weimar (das Musikfest) war von gar keiner Bedeutung:

nur Liszt war sehr angenehm, und seine Gastfreundschaft, die ich mit dem halben musikalischen Deutschland teilte, war reizend. Nur etwas zu viel Menschen. Es ist mir begegnet, daß ich oft alle halbe Stunde einer neuen Person meine Lebensgeschichte zu erzählen hatte. Lächerlich meist alles! Überall wenig Talent, viel Torheit. Musik oft sehr schlecht. Doch war Liszts Faust ganz vortrefflich. Also immer nur, was wenige einzelne sich leisten können. Die Menge nur störend.

Hier sitze ich nun und warte auf die Wiederkehr einer Tenorstimme in die Kehle meines projektierten Tristan-Sängers. Ander — mein Tenorist — hat nach dreimonatlicher Heiserkeit seine Stimme noch nicht wieder in seiner Gewalt, fürchtet sie zu verlieren, namentlich wenn er diesen Winter eine so angreifende Rolle wie den Tristan studieren müsse. Will ich mir einigermaßen die Wahrheit eingestehen, so muß ich die Ausführung meines Projektes für diesen Winter unmöglich finden. So steht es! Nun urteilen Sie über die Wonnen, in denen ich hier schwebe, wo ich rein nicht weiß, was anfangen. Ob und wie Hilfe geschafft werden könne, ist mehr wie zweifelhaft, und ich gehe in den wenigen Stunden, die mir angehören, mit mir zu Rat, was nun zu beschließen sei. Vorderhand treffe ich noch auf gar keinen Ausweg.

Von Paris erfahre ich gar nichts. Was soll ich dort? Sonst schweigt mir alles, und — mir bleibt nichts, als der allerherzlichste Überdruß und Ekel an allem, was ich tu und treibe! — — — — — — — — — — — — — — — —

Es ist mir nicht bestimmt, mich leicht durchzuhelfen. So lebe ich denn wieder teuer und miserabel zugleich. Gott weiß, was es mit mir für Not hat! Wirklich, das Gescheuteste wäre, wenn's bald mit mir ein sanftes Ende hätte! Die Welt ist mir einmal durchaus konträr.

Nun, habe ich recht, Ihnen nicht zu schreiben? Was werden Sie erfahren, als Trübsal? Der üble Zustand ist einmal bei mir so chronisch geworden, daß er wohl nicht mehr

zu kurieren ist. Mir fehlt Grund und Boden: ich stehe nirgends auch nur mit einer Zehe fest. Lassen wir die Misere!

Kind — sehen Sie immer recht schön schwarz, wenn Sie auf mich sehen, so werden Sie mich immer im rechten Lichte erblicken.

Dann — vielleicht kann ich Sie auch einmal mit einem helleren Briefe trösten! Adieu! Tausend innigen Dank für Ihre Freundschaft! Grüßen Sie Olga! Ihr R. W."

Leider mußte ich mir nun auch das Schwärzeste denken, denn ich hörte wieder längere Zeit nichts von ihm, und die Zeitungen in England, wo ich noch weilte, brachten damals noch keine Kunde über ihn.

Endlich kam dann folgender Brief:

„Biebrich am Rhein, 12. März 1862.

Meine liebe Freundin,

Seien Sie mir nicht böse! Sie sehen, ich komme endlich doch ungemahnt und zeige Ihnen, daß, wie ich heute Ihnen endlich einmal von selbst schreibe, ich Sie auch nie vergessen habe. Haben Sie Dank für Ihre Treue.

Im übrigen, Beste, war ich so übel dran, daß ich wirklich inniges Bedenken trug, meinen Freunden unnütze Qual durch Mitteilungen von mir zu machen. Aus der ganzen letzten Zeit hatte ich eine einzige Periode, wo ich eigentlich existierte. Das war, als ich mich unter unerhört widerwärtigen Umständen, wie zur letzten Lebensrettung, in Paris einschloß, um, in vier Wochen, meine „Meistersinger" zu dichten. Ende Januar war ich damit fertig, und nun galt's ein Asyl aufzusuchen, wo ich die Musik dazu schreiben könnte. Das habe ich mir nun, mit unzähligen Beschwerden, hier in Biebrich zurecht gemacht, und darüber ist die ganze Zeit bis heute wieder vergangen, beständig im Kampf mit Unannehmlichkeiten und übelster Laune. Morgen will ich nun, so hoffe ich, mit dem Komponieren anfangen. Es liegt mir dran, alles bis zum Spätherbst fertig zu haben, damit es den nächsten Winter

über alle deutschen Theater geht, worum ich mich dann gar nicht bekümmern will. Es war dieser Entschluß meine einzige Rettung. Auf ein solches Unternehmen konnte ich nötige Vorschüsse von meinem Verleger ansprechen, um ein Jahr lang während der Arbeit bestehen zu können. Die vier Wochen Arbeit in Paris waren meine glücklichsten, ich konnte den Zauber aber nur erhalten, wenn ich nicht links noch rechts blickte; schließlich sah ich keinen Menschen mehr, sondern nur Garçons und Concierges. Das Gedicht hat mir ungeheure Freude gemacht, ich glaub', 's ist mein genialstes Produkt. Gegen Ende Sommer will ich's drucken lassen, dann erst leider kann ich's Ihnen zu lesen geben. Doch hier ein Pröbchen. Sachs schustert in der Nacht am Laden und singt dazu."

Hier folgt das reizende Lied des Hans Sachs in den „Meistersingern", und dann fuhr er fort:

„So! Was wollen Sie mehr! Da haben Sie Verse! Was sonst mein Leben betrifft, so halte ich mir die Menschen so fern wie möglich; das sagt Ihnen auch die Wahl meines Asyls. Vor allem hüte ich mich fortan, mit Theater und Oper in Berührung zu kommen; für dieses Volk zu schaffen, kann ich nur Lust behalten, wenn ich es nicht sehe — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Was Sie mir von Bakunin schreiben (Bakunin war eben, aus seiner sibirischen Gefangenschaft entkommen, in London angelangt) hat mich sehr interessiert, ich sah ihn ganz vor mir. Er ist und bleibt ein kolossaler Kauz."

Wagner hat Bakunin in Dresden gekannt und war mit ihm, nach der daselbst gescheiterten Revolution im Jahre 1849, geflüchtet.

„Man muß wirklich den Bären zur Hand nehmen, um sich solch eine Natur zu erklären. Endlich ist auch Röckel aus dem Zuchthaus entlassen worden; er hat sich vortrefflich benommen und eine unerschütterliche Festigkeit bewiesen; auch er rühmt sich einer Bärennatur und freut sich nun, gehörig wieder politisieren und agitieren zu können. Ich hab' wahr-

lich nichts dawider und weiß solche Leute gern beim Handwerk. Aber wirklich, es wird ihnen zum Metier, und sie kriegen dafür eine Denk- und Anschauungsroutine, die ich manchmal bewundern muß, wenngleich ich keinen rechten Inhalt darin finden kann. Es scheint aber gar nicht darauf anzukommen. Das formelle Wesen der Politik hat so einen vielklingenden Namen, daß es immer nach was aussieht. Ich kann mir nicht helfen, ich sehe nun einmal die Massen nicht mehr, sondern nur die Individuen, und da denkt sich nun immer jeder das Seine und ich das Meine! — Adieu, liebe Freundin! Von ganzem Herzen grüßt Sie Ihr R. W."

Ich hatte ihm darauf noch aus London über die damals so in Gärung befindlichen Weltverhältnisse geschrieben, besonders über Italien, das seiner Neugestaltung zustrebte, und über Rom, das, wie ich mir damals dachte, eine neutrale Stadt bleiben müsse, eine Stadt des Geistes. Darauf antwortete er wieder aus Biebrich, am 15. Juni 1862:

„Großen Dank, beste Freundin, für Ihren sehr schönen, inhaltreichen Brief! Nie gewiß hat jemand so schön wie Sie die bedeutungsvolle, einzig bedeutende Möglichkeit einer politischen Entwicklung der europäischen Menschheit ins Auge gefaßt und bezeichnet. Ihre römische Idee hat mich völlig betroffen, und ich suchte gleich nach, was ich wohl dabei mitwirken könnte.

Liebste, so viel ist gewiß, daß der Messiasmythus der allertiefst bezeichnende für alles Erdenstreben ist. Die Juden erwarteten den Befreier, den Messias, der das Reich Davids aufrichten, Gerechtigkeit, vor allem aber auch Größe, Macht, Sicherheit gegen Unterdrückung bringen sollte. Nun traf alles ein; in Bethlehem geboren, aus dem Stamme Davids, die Drei-Königs-Prophezeiung usw., festlicher Empfang in Jerusalem, Palmen gestreut — da steht Er, alles lauscht, und Er verkündet ihnen: ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt! Entsagt euren Wünschen, das ist die einzige Erlösung und Befreiung!' Glauben Sie, all unsre politischen Befreiungshelden kommen mir heimlich wie die Juden vor. Aber,

gut! das darf man nur äußerst wenigen sagen, das versteht sich, und somit — sehen wir zu! Das besonders Reizende Italiens verkenne ich aber nicht.

Ihre florentinischen Niederlassungsprojekte sind sehr respektabel. Was ist mit mir nicht alles möglich! Ich mag nicht einen Monat voraus mehr bestimmen. Ganz bestimmt will und suche ich nichts mehr auf dieser Welt, als Muße zum Arbeiten, weil mir dies einzig mein Vorhandensein erklärlich und akzeptabel macht. Auf Aufführungen kann ich ganz und gar verzichten. Aber diese Muße mir zu sichern, ist eben so abscheulich schwer. Ich arbeite im stillen immer an einem Plan, für alle Menschen zu sterben und irgendwo heimlich, als abgeschiedener Geist, nur noch meine künstlerischen Entwürfe auszuarbeiten. Ich komme sonst nicht zur Ruhe. — — Natürlich denke ich, hier so lange zu bleiben, als ich es irgend für meine Arbeit erschwingen kann. Sie geht vorwärts und gelingt — aber ich kann nicht schnell arbeiten, erstlich: der unabweislichen äußeren und inneren Unterbrechungen wegen, dann, weil mir kein Takt Freude macht und gefällt, der seine Entstehung nicht einem wahrhaft guten Einfall verdankt. Die kann man aber nicht kommandieren."

Ich hatte ihm nun angezeigt, daß meine Reise nach Italien beschlossen sei und die Abreise von London gegen Ende Dezember stattfinden sollte. Doch verstrich wieder der ganze Herbst nach den letzten Nachrichten aus Biebrich, ohne daß ich wußte, ob er noch dort oder wo anders sei. Endlich kam ein Brief aus Wien vom 12. Dezember 1862:

„Liebste Freundin, bis Mitte Dezember, wo Sie noch ein Brief in London treffen sollte, glaubte ich gewiß einmal so weit mit meiner Laune zu gelangen, um Ihnen ordentlich schreiben zu können. Jetzt bleibt mir nur die Angst, daß Sie eine Nachricht von mir noch treffen möge, und somit entschließe ich mich, Ihnen wenigstens nur diese Zeilen zukommen zu lassen, wenn sie auch keinen Brief ausmachen können. Doch soviel wie möglich in äußerster Kürze!

Ich konnte mich nicht in meinem Rheinasyl für die Arbeit

erhalten. Der Verleger ließ mich im Stich. Ein Vierteljahr vollständiger Auflösung, nutzloser Bemühungen, unsäglicher Nöte trat ein. Endlich äußere Unternehmungen wieder aufnehmen müssen, diesmal mit der Energie wahrer Verzweiflung. Am 26. Dezember und 1. Januar zwei erste große Konzerte in Wien mit Fragmenten aus ‚Nibelungen' und ‚Meistersinger'. Mitte Januar erste Aufführung des Tristan; gesichert durch ein Gastspiel Schnorrs (vorzüglich). Dann wieder Konzerte. Dann vielleicht die gleichen Konzerte in Berlin. Wenn nicht, vielleicht nach Petersburg zu Konzerten, wohin eingeladen. (Rein um mir Subsidien für einige Jahre der Ruhe zu verschaffen!)

Gern käme ich zu Ihnen nach Italien, ja vielleicht komme ich. Es geht mir sehr durch den Kopf: auf solchen Trödel kann mich eigentlich nur Italien wieder herstellen und belohnen. Geben Sie mir Nachricht, ich bin hier bis Ende Januar.

Gegenwärtig vollständig aufgelöst, unsäglichen Lebensüberdruß, tägliche Verwunderung darüber, daß ich noch lebe, dämonische Bewandtnis damit! Nochmals, vielleicht einiger schönen Jahre in Italien wegen!

Adieu, Teuerste, zweifeln Sie nie an meiner innigsten Teilnahme! Von Herzen Ihr R. Wagner."

Diesmal kam eine ungewöhnlich lange Pause. Ich hatte inzwischen einen Winter in Florenz verbracht und war zur Osterzeit nach Rom gegangen. Ich wußte aber, daß er wirklich nach Rußland gereist sei, um Konzerte in Petersburg und Moskau zu geben, und ich konnte mir erklären, warum keine Briefe kamen. Endlich traf aber einer ein, und noch nach Rom. Er war datiert von Penzing bei Wien, den 22. Juni 1863:

„Liebste Beste!

Sie sind doch wirklich noch eine Freundin, die sich nicht sofort abschrecken läßt, wenn ein Brief unbeantwortet bleibt

und hübsch wieder schreibt! Dafür sollen Sie auch höchlich belobt werden! Ihren vorletzten Brief erhielt ich auf meiner Rückkehr von Rußland hier in Wien. Ich wußte nicht, was ich dazu sagen sollte, daß Sie annahmen, ich würde aus polnischem Patriotismus die Einladung der Petersburger philharmonischen Gesellschaft (lauter deutsche Musiker) nicht angenommen und dafür vorgezogen haben, in Deutschland zu verhungern!"

Ich hatte es gerade nicht so gemeint, sondern nur vermutet, daß die damals in Polen herrschende Aufregung und die gewaltsame Unterdrückung derselben vielleicht seinen Reiseplan geändert hätten.

„Da mußte ich Sie denn nun im Staunen lassen, mich doch dorthin haben gehen zu sehen, und einstweilen dafür sorgen, daß ich Ihnen in Zukunft bessere Garantien für meine politische Gewissenhaftigkeit geben könne. — Ach, Beste! ich bin ein durchaus frivoler Mensch: ich bin Fanatiker der Ruhe, nichts weiter. In Petersburg und Moskau, mitten in meinen Triumphen, mitten in der wahren Freude über die wirklich unglaublich schönen Aufführungen, die ich mit den dortigen Musikern zustande brachte — mitten unter Akklamationen, wie ich sie selbst in Wien nicht wärmer und begeisterter vernahm — hatte ich im Grunde doch immer nur die Wohnung und den Garten mit ein paar schönen alten Bäumen vor meiner Phantasie, die zu besorgen ich bei meiner Abreise überall in Deutschland hinterlassen hatte und die ich mir nur durch alles, was um mich her vorging, erobern wollte. In Wien, direkt von Petersburg wieder angekommen, besuchte ich keinen Menschen, sondern spähte nur nach der ersehnten Wohnung mit dem Garten aus: vom Rhein aus Verzögerungen — auf einmal in Penzing gefunden (in Penzing!) — Wohnung und Garten ruhig, angenehm! Ich miete und richte mich mit meinem Gelde — oder besser, was man mir davon gelassen hat — nach meinem Sinne angenehm ein, bin allein, habe eine gute sympathische Bedienung gefunden und suche nun meine Arbeit wieder hervor!

Gestehen Sie, mit einem solchen Menschen ist nichts anzufangen! Geben Sie ihn auf! Als ich noch suchte, dachte ich mir: Gott, wenn jetzt Liszt plötzlich mir schriebe, ich habe in Rom eine schöne Wohnung mit Garten für Dich — am Ende gingst Du auch nach Rom? Doch nicht gern! Warum? Ich kann keine Anregungen mehr vertragen, nur jetzt namentlich nicht. Ich bin so furchtbar schändlich um kostbare Jahre der Arbeit und Produktivität gekommen, daß ich glaube, eine so ganz neue Eindrucksmasse, wie Italien und Rom, würde mich vollends aus meinem Geleise bringen. Proudhon sagt einmal, im Gegensatz zu denen, welche sich von den Eisenbahnen ein solches Wunder für die geistige Ausbildung der Menschen versprachen: ‚le génie est sédentaire'. So ist's, glauben Sie mir. Wem nicht wenig genügt, sich daraus seine Welt zu bilden, der wird aus sehr vielem es noch weniger können. Doch dies alles sage ich mit einer gewissen Bitterkeit des Verzichts. Himmel! wie gern streckte auch ich mich einmal dort aus und ließe eine wundervolle Außenwelt auf mich wirken! Aber jeder hat seinen Dämon, und der meinige ist eine greulich mächtige Bestie; er unterjocht mich um seiner Zwecke willen ganz und gar.

Sagen Sie, Kind! wie kann ich Ihnen das Gedicht meiner Meistersinger zukommen lassen? Erkundigen Sie sich darnach und schreiben Sie mir's. Ich lebe jetzt hier vollständig ohne Umgang und wünsche mir nur Ungeschorenheit, um ohne Unterbrechung mein Zeug fertig machen zu können. Ob ich etwas davon aufführe oder nicht, ist mir endlich ganz gleichgültig geworden. Ja, daß ich nach meiner äußersten Anstrengung nicht sogleich hier wieder an den Tristan gehen mußte (die Dustmann ist leidend), war mir ganz recht. Am Ende muß man mit dem auskommen, was man sich ist: einigermaßen Respekt vor sich haben dürfen, ist daher das einzige, womit man sich begnügen muß.

Natürlich muß man dann nicht so warm und beredt von Wundern, wie dem Michelangelo usw. hören (ich hatte ihm von Rom über die Sixtinische Kapelle geschrieben); da wird

einem das Herz schwer — gewiß! Auch will ich Ihnen zur Beruhigung mitteilen, daß ich täglich eine österreichische Zeitung lese, bei den Berichten über die polnische Insurrektion immer unwillkürlich für diese teilnehme und überhaupt noch in viele alte Schwächen verfalle. Mir geht's aber wie Goethe: ich hab' zu einem eigentlichen politischen Feuer nicht Haß genug, und ohne den ist man für keine Partei genug. Gott! glauben Sie denn, daß es in Petersburg einen gebildeten Menschen gibt, dem die polnischen Vorgänge nicht ein Greuel sind, und der nicht ganz so darüber fühlt und spricht wie Sie und ich? Aber die ‚Politik' — ‚Regierung' und wie das Teufelszeug alles heißt — ja, das ist ein ander Ding! Und glauben Sie, ich und Sie, wir sind nicht dafür gemacht; selbst Garibaldi nicht und Bakunin noch weniger, ganz gewiß aber Louis Napoleon. Nun messe man sich einmal mit dem! Pfui Teufel!

Der kleine Tausig ist mein einziger Umgang, ein gescheiter, ganz ungewöhnlicher junger Mensch.

Sind Sie aus diesen Zeilen (es ist draußen greuliches Wetter) klug geworden, so soll mich's herzlich freuen. Wo müßte ich anfangen, um Ihnen vernünftig zu schreiben!

Tausend herzliche Grüße Ihr R. Wagner."

Nun kam eine lange, lange Unterbrechung der Korrespondenz. Ich hörte natürlich davon, daß dem großen Meister endlich, aus der Zeit tiefsten Leidens, plötzlich die Rettung gekommen war. Hatte schon alles, was ich von dem jungen König von Bayern, Ludwig II., gehört hatte, mein lebhaftes Interesse in Anspruch genommen, so sah ich nun in diesem Entgegenkommen des Fürsten zu dem Meister ein Zeichen von Idealität, das mich mit den freudigsten Hoffnungen für das persönliche Schicksal des verehrten Freundes und für die Aussicht auf eine Periode hoher Kunstblüte erfüllte. Ich schrieb öfter, erhielt aber keine Nachricht, außer was die Öffentlichkeit, der ich nie zu trauen geneigt war, berichtete. So erfuhr ich dann, daß Wagner die ihm vom König dar-

gebotne Niederlassung in München wieder aufgegeben und Deutschland verlassen habe. Wo er sich aber aufhalte, wußte ich nicht, und so schwieg ich endlich auch. Dann kam ein Brief, datiert von Tribschen bei Luzern, den 1. Juli 1867:

„Liebste Freundin!

Wahn! Wahn! überall Wahn!

Das ist jetzt mein Thema! — Daß Sie glauben mochten, ich antwortete Ihnen nicht, weil mir's g u t ginge, ist wieder eines der sonderbarsten qui pro quo, die vorkommen können. Ihre Briefe, noch die nach Penzing (bei Wien) trafen mich, während Sie in Italien schwelgten, in permanenter Auflösung und Verzweiflung darüber, diese Bestie von Leben mir soweit zurecht legen zu können, daß ich nur wenigstens einmal ein Jahr Ruhe zum Arbeiten hätte. Damals Ihnen zu antworten, wo ich von Tag zu Tag eben nur auf dem Sprunge von einem Abstand zum andern war, wäre reiner Unsinn gewesen, glauben Sie mir! Nun kam ich nach München: da ging mir's gut, nicht wahr? O, Kind!! Haben Sie eine Ahnung von dem, was ich nun dort endlich noch zu erleben hatte? Oder meinen Sie wirklich, wenn ich mein Auskommen und gute Wohnung hätte, ob ich um dieser unerhörten Gunst willen nun zerrissen und in allen Schmutz geschleppt würde, ginge mir's g u t ? Gott, alles wieder hinzuwerfen war ich jeden Augenblick bereit; was mich einzig zurückhielt, war die wirkliche Liebe zu meinem jungen, wunderlichen und vielleicht wunderbaren Freund, um den ich mehr gelitten habe, als je um einen Menschen. Aber — wie könnte ich Ihnen das so leicht mitteilen? Ich hab' ihn gerettet und hoffe immer noch, in ihm der Welt eines meiner besten Werke erhalten zu haben! Sie hörten von meiner Entfernung aus München, im Dezember 1865. Ich ging nach Genf, atmete auf, sah nach Südfrankreich oder Italien aus, um mich wo gut unterzubringen und endlich einmal wieder arbeiten zu können. Nun! da dachte ich denn an Sie und sah mich auch nach Ihnen um, denn da mein Entschluß gefaßt

war, nur wieder zu arbeiten, dämmerte mir das ‚gut‘ gehen auf, und wenn's gut geht, gedenke ich eben meiner Freunde — nicht umgekehrt, wenn's schlecht geht. O, Sie Törin! — Wie nun erfahren, wo Sie seien? Sie hatten endlich seit lange geschwiegen. Da treffe ich eines Tages bei mir eine Karte von Herzen, der mit einer jungen Dame (seiner Tochter) bei mir gewesen; auf dem Rücken der Karte hatte die Dame Grüße von Ihnen notiert. Es hieß, man würde wiederkommen. Nun suchte ich Herzen, der mir weitab wohnte, aber selbst auf: die Notiz von Ihnen war mir eine Schicksalsweisung. Ich traf ihn nicht, zwei-, dreimal. Er ließ sich dadurch nicht bewegen, mich noch einmal aufzusuchen. Dies verdroß mich."

Herzen hatte, wie ich später erfuhr, durch eine Nachricht veranlaßt, schnell nach Vevey, ans andere Ende des Genfer Sees, gemußt.

„Außerdem ging in meinem Rücken der Teufel wieder los: ich durfte nicht zu weit weg von München, wollte ich die Thronentsagung des jungen Königs verhüten. Im Anfang April 1866 mietete ich dies Landhaus bei Luzern, wo ich mich nun für sechs Arbeitsjahre niedergelassen habe. Schreckliche Nöte waren noch vorigen Sommer zu bestehen, doch setzte ich die Musik der ‚Meistersinger‘ durch. Endlich einmal wieder ein Werk fertig! Nach München gehe ich nur zu Besuch. Die ‚Meistersinger‘ sollen Anfang nächsten Winters herauskommen. Zu der Aufführung kommen Sie, hören Sie? Das ist mein Meisterwerk, keines reicht an dieses.

Nun wissen Sie alles, so wenig es war, was ich Ihnen schrieb. Ihre Briefe, namentlich aus Rom, habe ich öfter wieder gelesen. Mit allem seid Ihr Frauen doch besser dran, die Freude an etwas, einer Umgebung, einem Eindruck, ist doch immer leichter da. Bedenken Sie nur, daß ich dagegen ein wahres Entsetzen empfand und eigentlich noch empfinde, mich durch all so etwas nur erfreuen zu sollen oder zu wollen. So oft ich's früher versuchte, wurde ich geradewegs krank und elend — namentlich in Italien ist mir's so ge-

gangen. Mir ist einzig wohl, wenn ich volle Ruhe zum Arbeiten habe. Alles draußen stört, stört, stört mich nur. Nun — jetzt war eben diese ‚Ruhe‘ einmal wieder schwer zu behaupten. Sie schickten mir jemand nach München? Ja! wie schön schnell ich wieder von dort fort war! Hier bin ich, immer etwas leidend, mit einem großen und kleinen Hund, einem guten jungen Musiker als Sekretär, in wundervoller Gebirgswelt und komponiere ‚Wahn, Wahn! Überall Wahn!‘ Nun lassen Sie von sich hören, da ich mich wirklich etwas ‚gut‘ befinde. Von Herzen Ihr R. Wagner."

Wie atmete ich auf für ihn nach diesem Brief! Nun ging es ihm endlich einmal wirklich „gut", und es ereignete sich das Wunderbare, daß das „Gut" anhielt, wenigstens insoweit als dies überhaupt im Leben großer, guter, tief empfindender Menschen der Fall sein kann in dieser unvollkommenen Welt. Die größte Leidensepoche seines schwer geprüften Lebens, die sich ungefähr in den von mir hier angeführten Zeitraum zusammendrängt, war vorüber. Freundlichere Sterne leuchteten über seinem Dasein. Ihm erblühte das edelste häusliche Glück in seiner zweiten Ehe, das er mit seiner ersten Frau (sie war nicht lange nach dem Pariser Aufenthalt in Dresden gestorben) nicht gekannt hatte. Die zwei Genien, die nun über seinem Leben wachten — der eine auf dem Thron, der andere an seiner Seite — machten sogar das für ihn möglich, was noch keinem Genius zuteil geworden war: nach seinem Sinn die Stätte erbauen zu können, wo seine Werke, auch nach seinem Sinn, in würdiger Weise zur Erscheinung kommen. Neidischer und böswilliger Widerstand ist verstummt vor der Allgewalt des Genies; seine Arbeit hat er in Ruhe vollenden können; hat uns noch seinen „Parsifal" schenken können als das letzte Siegel, das ein großer Mensch auf sein Leben drückt; und nun er geschieden ist, leuchtet sein Geist, in der Reihe der erhabensten Geister, in denen wir die Menschheit ehren, unvergänglich fort!

Nietzsche

Ich hatte mir vorgenommen, nicht mehr von Nietzsche zu reden, über dessen Grab nun ehrendes Schweigen der beste Tribut einstiger Freundschaft ist; Wünsche, von verschiedenen Seiten geäußert, haben mich vermocht, schon früher Geäußertes noch einmal zusammenzufassen und als den letzten Denkstein auf dies ferne Grab, das ich in diesem Leben nicht mehr besuchen kann, zu setzen.

Ich glaube nicht, daß Nietzsche, wie viele meinen, ein so gewaltiger Revolutionär im Reiche des Geistes und der Moral war, eine solche „Riesengestalt, die ihren Schatten über Jahrtausende wirft", ein solcher „Sturmherd und Ausgangspunkt großer Wogen", wie ihn Herr Ola Hansson genannt hat. Ich glaube auch, daß die eigentliche Bedeutung Nietzsches und das wahrhaft Neue, was er zu bringen hatte, nicht das ist, was die meisten veranlaßt, sich mit ihm zu beschäftigen. Er war kein Prophet einer neuen, noch nie in solchen Formen dagewesenen Zeit; er war vielmehr der hervorragendste Repräsentant einer Übergangsperiode in der Kulturgeschichte des Kampfes zweier Weltanschauungen, die sich noch feindlich gegenüberstanden, sowie sein eigenes, leider zu früh abgerissenes Leben sich noch in einer nicht zum Abschlusse gelangten Übergangsperiode befand. Dies ist meine Ansicht über den bedeutenden Mann, mit dem mich lange Jahre wahre Freundschaft verband und den ich in den verschiedenen Stadien seiner geistigen Entwicklung teils in persönlicher Nähe, teils durch Korrespondenz zu beobachten und kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Ihm, dem so hart vom Schicksal Behandelten, dem so Hochbegabten und so sehr Verirrten, dem im persönlichen Verkehr so Liebenswürdigen und Gütigen und in seiner letzten Lebensanschauung so unbarmherzig Richtenden, möchte ich eine Betrachtung widmen, in der es mir gelänge, sein Bild in wahren Zügen festzustellen, gleich fern von irriger Vergötterung wie von ungerechtem Hasse.

Im Jahre 1872 in Florenz lebend, wurde ich von Frau

Cosima Wagner auf eine Schrift aufmerksam gemacht, die soeben erschienen war und von einem jungen Professor in Basel herrührte, der mit der am Luzerner See lebenden Familie Wagner innig befreundet war. Die Schrift führte den Titel: „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik", der Verfasser hieß Friedrich Nietzsche. Es befand sich gerade damals ein kleiner Kreis bedeutender Menschen um mich. Wir lasen die Schrift zusammen und waren alle gleich davon begeistert. Die Beleuchtung der zwei Grundelemente des griechischen Lebens, die der Verfasser mit dem Namen: Dionysisches und Apollinisches bezeichnete, erschloß eine Fülle von geistvollen Gedanken darüber, wie das Wesen der Welt „an sich", das dionysische, dessen Ursprache die Musik ist, aus der Schönheit der apollinischen Erscheinung das Kunstwerk der Tragödie erzeugt. Wir erfuhren zugleich, daß Nietzsche, ein grundgelehrter Philologe, schon als ganz junger Mann von dem ihn hochschätzenden berühmten Professor Ritschl als ordentlicher Professor an die Universität Basel empfohlen worden sei. Was uns alle aber noch mehr anzog als die Gelehrsamkeit des gründlich mit dem Altertum Vertrauten, war die Geistesfülle und Poesie in der Auffassung, das erratende Auge des dichterischen Menschen, der die innere Wahrheit der Dinge mit seherischem Blicke begreift, da, wo der pedantische Buchstabengelehrte nur die äußere Schale faßt und für das Wesentliche hält. Mit wahrer Wonne erfüllte der Gedanke, eine so herrliche, zugleich wissenschaftlich wie schöpferisch hochbegabte junge Persönlichkeit neben dem Werke zu wissen, das sich in Bayreuth vorbereitete, wohin Richard Wagner eben nach dem beendigten Kriege übergesiedelt war. Zur Zeit der Grundsteinlegung des Theaters in Bayreuth ging ich dorthin. Die Aufführung der Neunten Sinfonie Beethovens durch ein ausgesuchtes Künstlerorchester, von Wagner dirigiert (eine Aufführung, wie sie in solcher Vollendung nicht leicht wieder gehört werden wird), vereinigte schon in den Proben die besonderen Gäste Wagners in der großen markgräf-

lichen Loge des alten anmutigen Rokokotheaters in Bayreuth. In einer Pause der Generalprobe kam Frau Wagner mit einem jungen Manne auf mich zu und sagte, sie wolle mir Herrn Nietzsche vorstellen. „Wie, der Nietzsche?“ rief ich voll Freude. Beide lachten, und Frau Wagner sagte: „Ja, der Nietzsche.“ Und nun gesellte sich zu jenem bedeutenden Geistesbild der Eindruck einer jugendlich schönen, liebenswürdigen Persönlichkeit, mit der sich schnell ein herzliches Verstehen einstellte.

Kurz nach dem Aufenthalte in Bayreuth, der sich zu einigen Wochen verlängert hatte, sah ich Nietzsche in München wieder, wo wir zusammen den dreimaligen Aufführungen von „Tristan und Isolde“ beiwohnten und den Freundschaftsbund, der in Bayreuth begonnen, noch fester schlossen. Ich erinnere mich, wie Nietzsche während einer solchen Aufführung sagte: „Dies Drama des Todes macht mich gar nicht traurig, im Gegenteil, ich fühle mich glücklich und erlöst.“ Es war ein Anklang an die Definition der Tragödie in seiner Schrift, „an den metaphysischen Trost, mit dem uns jede wahre Tragödie entläßt, daß das Leben im Grunde der Dinge, trotz allen Wechsels der Erscheinungen unzerstörbar mächtig und lustvoll sei.“ Nach diesem Zusammensein begann zwischen uns nun ein eifriger Briefwechsel, in dem es sich, außer um Persönliches, um allgemeine Interessen und um das Werk von Bayreuth handelte, dessen Förderung uns beiden gleich am Herzen lag. Noch im Juli desselben Jahres erhielt ich einen Brief von ihm, worin er mir seine Pläne in bezug auf sein Wirken für Bayreuth mitteilte und zugleich schrieb: „Ich bin mit dem ersten Entwurfe einer neuen Schrift beschäftigt; der Zustand erster Konzeptionen hat etwas sehr Beglückendes und Einsammachendes. Trotzdem bin ich aber überzeugt, bei manchen Freunden meines früheren Buches einen Mißerfolg zu erleben, denn es geht darin gar nicht ‚dionysisch‘ zu: aber es ist sehr viel von Haß, Streit und Neid die Rede — das gefällt nicht. Denn so sind die meisten Leser, sie konstruieren sich nach

einem Buche den Autor, und wehe, wenn er in einem nächsten Buche ihrer Konstruktion nicht entspricht!" Etwas später schickte er mir eine Schrift seines Freundes, des Philologen Professor Rohde, zur Verteidigung der „Geburt der Tragödie", gegen einen philologischen Angriff geschrieben, und sagte dabei: „Ich habe es nämlich durch diese Schrift dazu gebracht, der anstößigste Philologe des Tages zu sein, für den einzutreten ein wahres Wunderwerk der Kühnheit sein mag, da alles einmütig ist, über mich den Stab zu brechen. Abgesehen von der Polemik, mit der ich Sie nicht belästigen möchte, enthält die Rohdesche Schrift sehr viel Gutes über die philosophischen Fundamente meines Buches und wird dadurch bei Ihnen einige Teilnahme finden. Wenn ich nur nicht fürchten müßte, daß der großmütige Schritt Rohdes ihn in ein wahres Nest von Mißgunst und Bosheit hineinführen wird. Jetzt sind wir beide zusammen auf dem Index! Im Grunde ist es ja eine Verwechslung, ich habe nicht für Philologen geschrieben, obwohl diese — wenn sie nur könnten — mancherlei selbst Rein-Philologisches aus meiner Schrift zu lernen vermöchten. Nun wenden sie sich erbittert an mich und meinen, ich habe ein Verbrechen begangen, weil ich nicht zuerst an sie und ihr Verständnis gedacht habe. Auch Rohdes Tat wird erfolglos bleiben, denn nichts vermag die ungeheure Kluft zu überbrücken. Aber ich ziehe ruhig weiter auf meiner Bahn und hüte mich, den Ekel zu empfinden, zu dem man sonst auf Schritt und Tritt Veranlassung hätte. Sie haben ja Schwereres, doch Analoges erlebt, und wer weiß, wie weit mein Leben noch dem Ihren ähnlich zu werden vermag, denn bis jetzt habe ich eben nur gerade angefangen, mich etwas auszusprechen. Ich brauche noch viel guten Mut und kräftige Freundesliebe, vor allem gute und edle Beispiele, um nicht mitten im Sprechen den Atem zu verlieren. Ja, gute Beispiele! Und dann denke ich an Sie und freue mich von Herzen, mit Ihnen, als mit einer einsamen Kämpferin für das Rechte, zusammengetroffen zu sein."

Auf der Durchreise durch Basel im Herbst des Jahres 1872 sah ich ihn wieder und lernte seine Schwester kennen, die bei ihm war und ihm ein angenehmes Heim sorglich bereitete. Gegen Ende des Jahres schrieb er mir von dem „Besuch an sich", der ihm schon lange angekündigt war von Wagner und dessen Frau, und sagte: „Unser Zusammentreffen hat stattgefunden in beglückendster Weise, aber nicht hier in Basel, sondern in Straßburg, wohin ich eines Freitags reiste und wo wir mit- und beieinander zwei und einen halben Tag verlebten, ohne alle sonstigen Geschäfte, erzählend, spazierengehend und Pläne machend und der herzlichsten Zusammengehörigkeit uns erfreuend." Ich hatte ihm eine Frage vorgelegt, die mich bei dem Nachdenken über Erziehung oft beschäftigt hatte, nämlich, ob es ratsam sei, wie es jetzt vielfach die Sitte wäre, Kinder schon früh mehrere Sprachen lernen zu lassen. Ich war von dieser Ansicht zurückgekommen, da es mir schien, als hindere es die Vertiefung des Geistes, wenn dem Denken des Kindes nicht das bezeichnende Wort der Muttersprache zugleich mit dem Begriffe erwüchse, da die Leichtigkeit der Kinder, fremde Sprachen zu lernen, doch nur mehr die Fertigkeit des Papageis sei, während der reifere Mensch eine Quelle tiefen Genusses an dem Studium fremder Sprachen finde, wodurch sich ihm gleichsam der Schleier von dem Gedankenleben anderer Völkerindividuen abziehe. Nietzsche erwiderte mir hierauf: „Die Entscheidung dünkt mich allgemein hier nicht wohl möglich. Es kommt so sehr darauf an, welche gerade die Muttersprache ist. Leider fehlt es mir sehr an Erfahrung, aber ich sollte meinen, daß es für ein deutsches Kind ein wahres Glück sei, zuerst in einer regelrechten strengen Kultursprache, französisch oder latein, erzogen zu werden, damit sich ein kräftiges Stilgefühl (hier zeigt sich schon das unendliche Gewicht, das er auf Stilschönheit legte) entwickle, das nachher auch der später gelernten, etwas barbarischen Muttersprache zugute käme. Dagegen war es bei den Griechen und ist es bei den Franzosen freilich unnütz,

eine zweite Sprache überhaupt zu lernen. Solche Völker, die ein eigenes Stilgefühl in so hohem Grade besitzen, dürfen sich bei ihrer eigenen Sprache zufrieden geben. Alle anderen müssen lernen und lernen. (Ich spreche hier natürlich nicht von dem Werte, den das Erlernen einer fremden Sprache für Kenntnisse fremder Literaturen und Wissenschaften hat, sondern nur vom Sprachgefühl und Stilgefühl.) Warum schreibt denn Schopenhauer so vortrefflich? Weil er viele Jugendjahre hindurch fast nur französisch oder englisch oder spanisch gesprochen hat. Dann hat er, wie er selbst sagt, außerordentlich Seneca zu diesem Zwecke studiert und nachgeahmt. Aber wie ein Deutscher durch deutsche Lektüre zu einem Stil kommen soll oder gar durch deutsche Unterhaltung und Geselligkeit, begreife ich nicht. Das Schwankende soll sich am Festen bilden; aber in Deutschland, im Lande der wüstesten Buch- und Zeitungsmacherei (im Jahre 1872 allein 12000 deutsche Bücher!), da sollte jemand im Sprechen und Schreiben Stil lernen? Ich glaube es nicht, bin aber gerne bereit, zu lernen, denn, wie gesagt, ich weiß nichts, habe nichts erfahren und bin kein Fachmann." Es war auch bei dieser Entscheidung, wie überhaupt bei ihm, das künstlerische Element, das den Ausschlag gab und das seinen Anschauungen neben der fachmännischen Gelehrsamkeit den hohen Wert verlieh. Daß dieses künstlerische Schönheitsgefühl sich bei ihm auch auf kleine Äußerlichkeiten des Lebens, wie z. B. die Kleidung erstreckte, wie ein Kritiker bemerkt, ist wahr, hatte aber den Ursprung in dem Bedürfnis eines tief ästhetischen Menschen, dem die Schönheit wie die Güte angeborene Elemente seiner Natur sind. Von letzterer erhielt ich wieder einen Beweis durch das innige Bedauern, das er aussprach, zu kurze Ferienzeit zu haben, um mich Ostern 1873 in Florenz besuchen zu können, wo er mich physisch und psychisch, nach einem schweren Trennungsschmerz, leidend wußte: „Wenn ich auch nicht helfen könnte, Sie zu trösten, so wäre es mir doch hie und da gelungen, Sie zu zerstreuen und Ihr Nachdenken irgendwohin abzulenken." Statt dessen ging er

nun für die paar freien Tage nach Bayreuth und schrieb: „Morgen nachmittags ¼4 Uhr sitze ich im Hause an der Dammallee (damals die Wohnung Wagners, ehe dessen eigenes Haus fertig war) und bin ganz glücklich. In Bayreuth hoffe ich mir wieder Mut und Heiterkeit zu holen und mich wieder in allem Rechten zu befestigen. Mir träumte diese Nacht, ich ließ mir den Gradus ad Parnassum neu und schön einbinden; diese buchbinderische Symbolik ist doch verständlich, wenn auch recht abgeschmackt. Aber es ist eine Wahrheit! Von Zeit zu Zeit muß man sich durch den Umgang mit guten und kräftigen Menschen gewissermaßen neu einbinden lassen, sonst verliert man einzelne Blätter und fällt mutlos immer mehr auseinander. Und daß unser Leben ein Gradus ad Parnassum sein soll, ist auch eine Wahrheit, die man sich öfter einmal sagen muß. Mein Parnassus der Zukunft ist, wenn ich mich sehr anstrenge und einiges Glück sowie viel Zeit habe, vielleicht ein mäßiger Schriftsteller zu werden, vor allem aber immer mehr mäßig im Schriftstellern. Ich habe von Zeit zu Zeit eine kindliche Abneigung gegen gedrucktes Papier, das mir dann nur wie beschmutztes Papier gilt. Und ich kann mir wohl eine Zeit denken, in der man es vorzieht, wenig zu lesen, noch weniger zu schreiben, aber viel zu denken und noch viel mehr zu tun. Denn alles wartet jetzt auf den handelnden Menschen, der Jahrtausende alte Gewohnheiten von sich und anderen abstreift und es besser vormacht zum Nachmachen." Daß sich hier schon der radikale Denker aussprach, ist gewiß; aber es war auf andere Weise und in anderer Gemeinschaft als später. Er sandte mir die zweite seiner „Unzeitgemäßen Betrachtungen": „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben", und schrieb dabei: „Nun wünschen Sie mir Kraft zu den noch übrigen elf unzeitgemäßen Betrachtungen. Ich will wenigstens einmal alles aussprechen, was uns drückt; vielleicht fühlt man sich nach dieser Generalbeichte etwas befreiter."

Noch weiter sprach er sich darüber aus, als er mir im

Herbste 1874 die dritte der Betrachtungen: „Schopenhauer als Erzieher", schickte. „In dem Inhalt dieser letzten Schrift werden Sie genug von dem erraten, was ich inzwischen in mir erlebt habe. Auch daß es mit mir im Verlaufe des Jahres mitunter viel schlechter und bedenklicher stand, als im Buche zu lesen steht. In Summa aber doch, daß es geht, vorwärts geht, und daß es mir nur gar zu sehr am Sonnenschein des Lebens fehlt, sonst würde ich sagen müssen, daß es mir gar nicht besser gehen könnte, als es geht, denn es ist gewiß ein hohes Glück, mit seinen Aufgaben schrittweise vorwärts zu kommen, und jetzt habe ich drei von den dreizehn Betrachtungen fertig, und die vierte spukt im Kopfe. Wie wird mir zumute sein, wenn ich erst alles Negative und Empörte, was in mir steckt, aus mir herausgestellt habe, und doch darf ich hoffen, in fünf Jahren ungefähr diesem herrlichen Ziele nahe zu sein! Schon jetzt empfinde ich mit wahrem Dankgefühle, wie ich immer heller und schärfer sehen lerne — geistig (leider nicht leiblich!), und wie ich mich immer bestimmter und verständlicher aussprechen kann. Wenn ich in meinem Laufe nicht völlig irre gemacht werde, oder selber erlahme, so muß etwas bei alledem herauskommen. Denken Sie sich nur eine Reihe von fünfzig solcher Schriften, wie meine bisherigen drei, alle aus der inneren Erfahrung heraus ans Licht gezwungen — damit müßte man doch schon eine Wirkung tun, denn man hätte gewiß vielen Menschen die Zunge gelöst und es wäre genug zur Sprache gebracht, was die Menschen nicht so bald wieder vergessen könnten und was gerade jetzt wie gar nicht vorhanden erscheint. Und was sollte mich in meinem Laufe stören? Selbst feindselige Gegenwirkungen werden mir jetzt zu Nutzen und Glück, denn sie klären mich oftmals schneller auf als die freundlichen Mitwirkungen; und ich begehre nichts mehr, als über das ganze, höchst verwickelte System von Antagonismen, aus denen die ‚moderne Welt' besteht, aufgeklärt zu werden. Glücklicherweise fehlt es mir an jedem politischen und sozialen Ehrgeize, so daß ich von da aus keine Gefahren

zu befürchten habe, keine Abziehungen, keine Nötigung zu Transaktionen und Rücksichten; kurz, ich darf heraussagen, was ich denke; und ich will einmal erproben, bis zu welchem Grade unsere auf Gedankenfreiheit stolzen Mitmenschen freie Gedanken vertragen. Ich fordere vom Leben nicht zu viel und nichts Überschwengliches; dafür bekommen wir alle in den nächsten Jahren etwas zu erleben, worum uns alle Vor- und Nachwelt beneiden darf. Ebenfalls bin ich mit ausgezeichneten Freunden wider alles Verdienst beschenkt worden; nun wünsche ich mir, im Vertrauen gesagt, noch recht bald ein gutes Weib, und dann denke ich meine Lebenswünsche für erfüllt anzusehen. Alles übrige steht dann bei mir." „P. S. Ich bin kürzlich 30 Jahre alt geworden."

Wer könnte den eben zitierten Brief ohne Rührung lesen? Wer, der ihn damals gelesen, konnte anders als mit freudiger Hoffnung auf diesen mutigen Kämpfer blicken, der in der vollen Kraft der Jugend, ausgerüstet mit den herrlichsten Waffen des Geistes, mit kolossalem Wissen, ohne alle Pedanterie, mit künstlerischem Empfinden, selbst Musiker und Dichter, mit Freiheit und Kühnheit des Gedankens in die Arena trat, um — er selbst ein vollkommener Idealist — dem nüchternen Rationalismus, dem Bildungsphilister, der seine beschränkte Wirklichkeit für Kultur nimmt und die Suchenden, die hohen Ahnen des deutschen Geistes, für abgetan hält, den Krieg zu erklären? Aber er erklärte diesen Krieg im Namen der Idealität aller Zeiten, im Namen jener „mächtigen Gemeinsamkeit", die zwar nicht durch äußerliche Formen und Gesetze, aber wohl durch einen Grundgedanken zusammengehalten wird. Es ist dies der Grundgedanke der Kultur, insofern diese jedem einzelnen von uns nur e i n e Aufgabe zu stellen weiß: „die Erzeugung des Philosophen, des Künstlers und des Heiligen in uns und außer uns zu fördern und dadurch an der Vollendung der Natur zu arbeiten." Scharf und schneidig war das Schwert, das er schwang, dieser junge, kühne Kämpfer; aber welchem erhabenen Begriffe von Kultur galt dieser Kampf! Und

wer fühlte das besser, als er? So schrieb er mir denn auch anfangs des Jahres 1875 wieder voll Entzücken, wie er hoffe, Mitte des Jahres zu den Proben der ersten, für das folgende Jahr geplanten Aufführungen in Bayreuth zu sein. Diesen Brief aber schloß er mit den Worten: „Ich sah gestern, als am Anfang des Jahres, mit wirklichem Zittern in die Zukunft. Es ist schrecklich und gefährlich zu leben — ich beneide jeden, der auf eine rechtschaffene Weise tot wird. Im übrigen bin ich entschlossen, alt zu werden, denn sonst kann man es zu nichts bringen. Aber nicht aus Vergnügen am Leben will ich alt werden. Sie verstehen diese Entschlossenheit." Wohl verstand ich diese Entschlossenheit. Es war die des reifenden Mannes, dem das Schicksal die Erkenntnis einer ungeheuren Aufgabe in das Herz geschrieben hatte, und der bereit war, sie zu erfüllen, dem aber zugleich das tiefe Weh klar geworden war, daß den großen Kämpfern selten das, was die Welt Glück nennt, zu teil wird, da ihnen vielmehr: „Entbehren sollst du, sollst entbehren", auf die Fahne geschrieben ist, unter der sie kämpfen. Inzwischen brachte unser Briefwechsel auch manches von jenen großen Lebensfragen abseits Liegendes, aber dennoch Bedeutendes zur Sprache, wobei auch zugleich sein liebenswürdiges, freundliches Gemüt sich offenbarte. Ich hatte ihn z. B. einmal über seine Ansicht von dem Charakter Eduards in den „Wahlverwandtschaften" gefragt, über den ich mit Wagner ein Gespräch und eine von der seinen verschiedene Meinung gehabt hatte. Nietzsche schrieb, er habe den Roman lange nicht gelesen und habe noch nie über Eduard nachgedacht, setzte aber hinzu: „Wollen Sie mit etwas ganz Unreifem fürlieb nehmen, so würde ich als meine Meinung dies bezeichnen: Nur im Lichtstrahl von Ottiliens Liebe sieht Eduard so aus, wie er billigerweise immer erscheinen sollte. Aber Goethe hat ihn geschildert, wie er alle schildert, die ihm selber ähnlich oder gleich sind und wie er sich selbst malt; ein wenig banaler und flacher, als er ist; wie es Goethe liebte, nach eigenen Ge-

ständnissen, sich immer etwas niedriger zu geben, schlechter zu kleiden, geringere Worte zu wählen. Diese Liebhaberei Goethes hat der ihm verwandte Eduard büßen müssen. Aber, wie gesagt, Ottiliens Liebe zeigt uns erst, wer er ist, oder läßt es uns erraten. Daß diese gerade den lieben mußte, hat Goethe zur Verherrlichung solcher Naturen erfunden, die tiefer sind, als sie je scheinen, und deren Tiefe erst der seherische Blick wahlverwandter Liebe ergründet. Ein hiesiger Patrizier hat mir ein bedeutendes Geschenk in einem echten Dürerschen Blatt gemacht; selten habe ich Vergnügen an einer bildnerischen Darstellung, aber dies Bild, „Ritter, Tod und Teufel" steht mir nahe, ich kann kaum sagen wie. In der Geburt der Tragödie habe ich Schopenhauer mit diesem Ritter verglichen, und deßwegen bekam ich das Bild. So Gutes erlebe ich. Ich wünschte, ich könnte anderen Menschen täglich etwas Gutes erweisen. Diesen Herbst nahm ich mir vor, jeden Morgen damit zu beginnen, daß ich mich fragte: Gibt es keinen, dem du heute etwas zugute tun könntest? Mitunter glückt es, etwas zu finden. Mit meinen Schriften mache ich zu vielen Menschen Verdruß, als daß ich nicht versuchen müßte, es irgendwie gut zu machen." Ist das nicht ein rührendes Zeugnis für die ursprüngliche Güte seiner Natur, an der er selbst nachher zum Verleumder wurde? Einige Zeit danach kam wieder ein Brief, worin er längeres Schweigen erklärte und schrieb: „Ich weiß nichts Besseres, als daran zu denken, wie ich doch in den letzten Jahren immer reicher an Liebe geworden bin, und dabei fällt mir Ihr Name und Ihre treue, tiefe Gesinnung immer zuerst ein. Wenn mir nun die Möglichkeit fehlt, solchen, die mich lieben, Freude zu machen, ja selbst der Glaube daran, so fühle ich mich ärmer und beraubter als je, und in so einer Lage war ich. Es war mir meiner Gesundheit wegen so aussichtslos zumute, daß ich glaubte, ich müßte nun unterducken und wie an einem heißen, drückenden Tage nur eben unter der Schwüle und Last so fortschleichen, und immer überlief es mich schmerzlich bei dem Gedanken: deine Freunde haben

Besseres von dir erwartet, sie müssen nun ihre Hoffnungen fahren lassen und haben keinen Lohn für ihre Treue. Kennen Sie diesen Zustand? Ich bin jetzt über ihn wieder hinaus, aber auf wie lange? Doch mache ich wieder Entwürfe auf Entwürfe und suche mein Leben in einen Zusammenhang zu bringen; ich tue nichts lieber, sobald ich nur einmal wieder allein bin. Daran habe ich einen förmlichen Barometer für meine Gesundheit. Unsereins, ich meine Sie und mich, leidet nie rein körperlich," wie vollständig wahr! „sondern alles ist mit geistigen Krisen tief durchwachsen, so daß ich gar keinen Begriff habe, wie ich je aus Apotheken und Küchen allein wieder gesund werden könnte. Das Geheimnis aller Genesung für uns ist, eine gewisse Härte der Haut, wegen der großen innerlichen Verwundbarkeit, zu bekommen. Denn es quält nichts mehr, als wenn man so von beiden Seiten ins Feuer kommt; von innen her und von außen. Meine, durch die gute Schwester nun eingerichtete Häuslichkeit soll für mich so eine feste, harte Haut werden, es macht mich glücklich, mich in mein Schneckenhaus hinein zu denken."

Im Frühling des Jahres 1876 bekam ich wieder einen so liebevollen Brief, der mich innig rührte und mir die edle, neben allem berechtigten Selbstgefühl doch tief gemütliche und nach innerer Vollendung strebende Natur des Freundes zeigte. Er schrieb am Karfreitag: „Es gab vor vierzehn Tagen ungefähr einen Sonntag, den ich allein am Genfer See und ganz und gar in Ihrer Nähe verbrachte, von früh bis zu dem mondglänzenden Abend; ich las mit wiederhergestellten Sinnen Ihr Buch zu Ende und sagte mir immer wieder, daß ich nie einen weihevolleren Sonntag erlebt habe. Die Stimmung der Reinheit und Liebe verließ mich nicht, und die Natur war an diesem Tage nichts als das Spiegelbild dieser Stimmung. Sie gingen vor mir her als ein höheres Selbst, als ein viel höheres, aber doch noch mehr ermutigend als beschämend; so schwebten Sie in meiner Vorstellung, und ich maß mein Leben an Ihrem Vorbilde und fragte mich nach dem vielen, was mir fehlt. Ich danke Ihnen

für sehr viel mehr als für ein Buch. Ich war krank und zweifelte an meinen Kräften und Zielen; nach Weihnachten glaubte ich, von allem lassen zu müssen, und fürchtete nichts mehr, als die Langwierigkeit des Lebens, das mit Aufgebung der höheren Ziele nur wie eine ungeheure Last drückt. Ich bin jetzt gesünder und freier, und die zu erfüllenden Aufgaben stehen wieder vor meinen Blicken, ohne mich zu quälen. Wie oft habe ich Sie in meine Nähe gewünscht, um Sie manches zu fragen, worauf nur eine höhere Moralität und Wesenheit als ich bin, Antwort geben kann. Aus Ihrem Buche entnehme ich mir jetzt Antworten auf sehr bestimmte, mich betreffende Fragen; ich glaube mit meinem Verhalten nicht eher zufrieden sein zu dürfen, als bis ich Ihre Zustimmung habe. Ihr Buch ist für mich aber ein strengerer Richter, als Sie es vielleicht sein würden. Was muß ein Mann tun, um bei dem Bilde Ihres Lebens sich nicht der Unmännlichkeit zeihen zu müssen? Das frage ich mich oft. Er muß das alles tun, was Sie taten, und durchaus nichts mehr! Aber er wird es höchst wahrscheinlich nicht vermögen, es fehlt ihm der sicher leitende Instinkt der allzeit hilfbereiten Liebe.

Eines der höchsten Motive, das ich durch Sie erst geahnt habe, ist das der Mutterliebe, ohne das physische Band von Mutter und Kind; es ist eine der herrlichsten Offenbarungen der Karitas."

Die immer wiederkehrenden schweren körperlichen Leiden des jungen Mannes mußten wohl seine Freunde mit tiefem Anteil erfüllen, aber seine elastische und im Grunde so kräftige Natur gestattete die Hoffnung, daß dies Leiden, das hauptsächlich in Kopf- und Augenschmerzen bestand, werde behoben werden können. So sahen wir denn auch mit frohem Mute der Zusammenkunft in Bayreuth, im Sommer 1876, zur ersten Aufführung der Tetralogie des Nibelungenringes entgegen. Nietzsche schrieb mir noch kurz vorher, daß ihm eine Dame gesagt habe, er sei auf falschem Wege, und fügte hinzu: „Ja, was weiß ich von meinem Wege! Ich gehe

ihn, weil ich es sonst gar nicht aushalten könnte, und habe also gar keinen Grund, mir über ihn Zweifel und Bedenken zu machen. Es geht mir in Summa ja eigentlich besser als allen meinen Mitmenschen, seit ich auf diesem Wege bin, über dem zwei Sonnen, Wagner und Schopenhauer, leuchten und ein ganzer griechischer Himmel sich ausspannt." Schon hatte diese glückliche Stimmung auch wieder ein herrliches Produkt, die vierte der „Unzeitgemäßen Betrachtungen": „Wagner in Bayreuth" hervorgebracht.

Leider hielt seine Gesundheit wieder nicht stand; er mußte noch vor Beendigung der Festspiele Bayreuth verlassen und in die Einsamkeit der Berge gehen, um sich zu erholen. Welcher Schmerz mochte die Seele des jungen Kämpfers erfüllen, der immer wieder durch körperliches Leiden die Kraft versagen fühlte, seiner hohen Aufgabe zu genügen! Es veranlaßte mich das tiefe Mitgefühl für solchen Schmerz zu dem Vorschlage, den folgenden Winter im Süden Italiens mit ihm zu verbringen, da Mutter und Schwester ihn nicht begleiten konnten. Die Universität in Basel, wo man ihn hochachtete, gestand ihm die Zeit zum Ausruhen, die er durchaus nötig hatte, freigebig zu. Ich hatte damals keinen festen Wohnsitz und konnte frei über meine Zeit verfügen. Es war dem Armen nach seiner Rückkehr nach Basel wieder sehr schlecht gegangen; ungefähr alle acht Tage quälte ihn sein Leiden, dreißig Stunden hindurch, und die Hoffnung auf den Süden wurde nun sein einziger Trost. „Wir wollen dort schon die Gesundheit erzwingen," schrieb er und verkündete mir zugleich, daß ein Freund und ein junger Schüler mitzukommen gedächten. Wir nahmen den Golf von Neapel in Aussicht und trafen auch wirklich Mitte Oktober 1876 daselbst zusammen, wählten Sorrent zum Aufenthalt und richteten uns dort in einer Villa am Meere ein. Nun begann ein treffliches Zusammenleben unserer kleinen Kolonie; am Tage war jeder absolut frei, sich nach eigener Wahl zu beschäftigen; nur die Mahlzeiten, zuweilen gemeinschaftliche Spaziergänge und die Abende vereinigten uns. Diese wurden

auf die schönste Art durch gemeinsame Lektüre ausgefüllt. Wir versenkten uns ganz ins griechische Altertum, und die Lektüre wurde durch die Kommentare, die Nietzsche mündlich hinzufügte, zum unvergleichlichen Genusse. Zuerst waren es Vorlesungen über griechische Kultur, die Jakob Burckhardt in Basel gehalten hatte und die, von einem Schüler Nietzsches aufgeschrieben, diesem im Manuskript mitgegeben worden waren. Dann folgte Thukydides und anderes, und in dem Zusammenklang der herrlichen Natur, die uns umgab, mit den geistvollen Betrachtungen über die Blütezeit der Menschheit, verbrachten wir ein selten harmonisches Leben, nur zuweilen durch die Anfälle von Nietzsches Leiden getrübt. Wenn sich mir in diesem Zusammensein seine geistige Bedeutung immer vollständiger offenbarte, so lernte ich auch sein liebevolles Gemüt, sowie die edle Entsagung immer mehr schätzen, mit welcher der so hart Geprüfte seinem schweren Leiden gegenüberstand. Am letzten Tage des Jahres 1876 ging ich am Morgen allein mit ihm spazieren. Es war ein herrlicher Tag, und an einer Stelle, wo ein Felsenvorsprung in die See hinausragt, setzten wir uns nieder, das blaue Meer unter uns, den blauen Himmel über uns, vor uns den Golf von Neapel mit dem Vesuv, alles grün um uns her, als wäre es Frühling und nicht der letzte Tag des scheidenden Jahres. Die Herrlichkeit der Erde spiegelte sich in reinster Stimmung in unseren Seelen wider, und im Gespräche bemerkte Nietzsche, daß dem rechten Menschen alles dazu dienen müsse, nach Erkenntnis zu streben, auch die Leiden, und daß er in dieser Beziehung das letzte leidensvolle Jahr seines Lebens segne. Ich erinnerte ihn daran, daß denen, die Gott lieben, wie es in der Bibel heißt, alle Dinge zum besten dienen müssen, und sagte, wie auch ich voll tiefen Friedens auf die lange, oft so schweren Prüfungen unterworfen gewesene Laufbahn zurückblicke. Dies war die Stimmung, in der wir das Jahr beschlossen. Und diese Stimmung war meist die vorherrschende bei ihm, da freilich auch unser Zusammensein, so geistig be-

lebt es war, wenig Anlaß zur Polemik gab. Es entstand der Plan, dem Kampfe gegen das verrottete Alte und Böse junge Kräfte zu gewinnen, indem wir solche für die Ideale einer neuen, edleren Kultur vorzubereiten unternähmen. Allen Ernstes dachten wir daran, in dem herrlichen Erdenwinkel, in dem wir uns befanden, ein Institut für junge Leute beiderlei Geschlechtes zu gründen, das durch Beispiel und Belehrung die Pflanzschule werden sollte, aus der Apostel einer reineren, höheren Lebensanschauung als der in konventionellen Formen erstarrten der modernen Welt hinausgehen würden. Daß Nietzsche in dem milderen Klima das Feld einer edlen Tätigkeit finden sollte, die sich mit seinem leidenden Zustande vertrüge, war die erste Bedingung des Planes, und wäre er gelungen, so wäre Nietzsches Wirksamkeit wohl nicht in so schmerzvoller Art, sondern in erfreulicher Art zur Ausübung gekommen. Leider scheiterte er, wie so vieles Gute, hauptsächlich aus materiellen Gründen.

Bestätigte sich mir nun in den sieben Monaten dieses Zusammenseins die hohe Meinung, die ich von Nietzsches geistiger Bedeutung und von seinem gütigen, liebevollen Gemüt gefaßt hatte, seit ich ihn kannte, so konnte ich doch nicht umhin, zu bemerken, daß verschiedene Einflüsse eine starke Wirkung auf ihn ausübten und sich offenbar seiner Art des Denkens und des Ausdruckes in hohem Grade bemächtigten. Dahin gehörte zunächst die wissenschaftliche Methode des Dr. Rée, der mit uns in Sorrent weilte und Nietzsche eine rührende, aufopfernde Freundschaft widmete, wenngleich ihre geistigen Tendenzen weit auseinandergingen. Dr. Rée war ein Verehrer der französischen Moralisten und führte deren Bücher beständig mit sich. Durch ihn wurden sie auch Nietzsche äußerst wert und weckten seine Vorliebe für Aphorismen, die sich bis dahin in seinen Schriften nirgends kundgegeben hatte, die sich im Gegenteil durch die klare Entwicklung des Themas auszeichneten, das in schönster Stilvollendung, wie ein klarer Bach in sanften Wellen, dahinfloß. Erst gegen Ende unseres Aufenthaltes, als die zwei

anderen Mitglieder unserer kleinen Kolonie geschieden waren und ich noch einige Zeit mit Nietzsche allein blieb, las dieser mir eine große Anzahl Aphorismen vor, die er auf seinen einsamen Spaziergängen aufgeschrieben hatte, ganz besonders unter einem Baume, den er mir zeigte, indem er scherzend sagte: „Da fällt mir immer ein Gedanke herunter." Viele dieser Aphorismen waren geistvoll und treffend, aber andere mißfielen mir, schienen mir Nietzsches nicht würdig, und ich bemerkte mit Besorgnis die Anfänge einer Wandlung in seinen Anschauungen, von der ich jedoch hoffte, sie würde nur vorübergehend sein. Ich bat ihn deshalb inständig, mit Veröffentlichung dieser Aphorismen noch längere Zeit zu warten. Mir schien und scheint es noch, daß, um in so prägnanter Kürze allgemein zutreffende Wahrheiten zu sagen, eine große langjährige Beobachtung der Menschen und Verhältnisse erforderlich sei, gerade wie in der exakten Wissenschaft erst eine Menge Experimente mit demselben Resultat erlauben, ein chemisches oder physikalisches Gesetz festzustellen. Die französischen Moralisten sind deshalb so vorzüglich in ihrer Art, weil sie die Gesellschaft ihrer Zeit so ganz und gar kannten, sich mitten in ihr bewegten, so daß sie innerhalb dieser Grenzen allgemeine Sätze hinstellen konnten. Nietzsche aber fehlte diese Kenntnis der Menschen und Verhältnisse noch gar sehr. Er war noch zu jung, hatte sich in einem zu beschränkten Lebenskreise bewegt, um so allgemein verfahren zu dürfen. Der Dichter allerdings kann zum Teile die Welt und ihre Geschöpfe aus sich konstruieren, weil er universelle Typen in seiner Seele trägt, und doch braucht auch er die Kenntnis der Erscheinungen, um wahr zu sein. Der Moralist aber kann diese Kenntnis nicht entbehren, denn seine Aufgabe ist es, die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen unter die Regel einer allgemein gültigen Beobachtung zu stellen.

Leider verließ Nietzsche Sorrent, ohne seine Hoffnung auf Genesung erfüllt zu sehen, und im ersten Briefe, den ich noch dort von ihm erhielt, beschrieb er mir das Entzücken, das ihn befallen habe, als er die Schweizer Berge wieder

gesehen, und meinte, daß doch nur auf den Höhen Wohlsein für ihn zu hoffen sei. Voll Wehmut las ich von dieser neuen Hoffnung, von der ich fürchten mußte, daß sie eine Täuschung sein würde, wie es der Süden gewesen war.

Wir stehen nun vor dem Anfang der Wandlung in den Ansichten Nietzsches, die seine näheren Freunde anfangs mit Befremden gewahrten, bis sie sich nach und nach fast alle von ihm abwendeten, mehr oder weniger mit Bedauern, aber viele, und zwar die bedeutendsten, mit Unwillen, ja fast mit Verachtung. Ich blieb ihm treu, weil ich fest überzeugt war, daß die Veränderung, die sich in ihm vollzog, nur eine Phase seiner Entwicklung sei, aus der sein eigentliches geistiges Selbst, gewachsen und gekräftigt, hervorgehen werde. Der erste, mächtigste Anstoß zu dieser Wandlung war der gewaltige Trieb seiner urwüchsigen Persönlichkeit, sich von den übermächtigen Einflüssen, die seine Jugend beherrscht hatten, loszusagen, um seinen eigenen Weg zu gehen.

Schon im Jahre 1878 schrieb er mir: „Die Krisis des Lebens ist da; hätte ich nicht das Gefühl der übergroßen Fruchtbarkeit meiner neuen Philosophie, so könnte mir wohl schauerlich einsam zumute werden. Aber ich bin mit mir einig."

Dies war das Ende der ersten Epoche in dem Leben des liebenswürdigen, gütigen, feinfühlenden Menschen, der künstlerischen Natur, deren Idealität alles Faule, Lügenhafte, Abgelebte ein Greuel war, und die sich stark genug fühlte, den Kampf gegen all das aufzunehmen. Es folgten nun Schlag auf Schlag die äußeren und inneren Schicksalsfügungen, welche die zweite Epoche herbeiführten. Es trat eine Verbitterung ein, die ihren dunklen Schatten über alles warf, was ihm einst teuer gewesen war, die seine Liebe in Haß verkehrte, seine bisherigen Ideale erbarmungslos zertrümmerte, ihn in Widersprüche mit sich selbst verwickelte und der Darlegung seiner Gedanken jene schöne Klarheit seiner ersten Arbeiten nahm. Zunächst waren es die beinahe unausgesetzten körperlichen Leiden, die ihn fast lebensunfähig

machten und ihn 1879 nötigten, seinen Abschied an der Universität Basel zu nehmen, die ihm, dem noch so jungen Lehrer, ihre hohe Achtung bewies, indem sie ihm den vollen Gehalt als Pension ließ. Von nun an führte er ein Wanderleben, weilte im Winter im Süden, meist in Nizza und Genua, im Sommer in den Bergen der Schweiz, zunächst auch in der Heimat, in Naumburg bei seiner Mutter. Von da erhielt ich Anfang des Jahres 1880 einen Brief, der mich aufs schmerzlichste erschütterte; er lautete: „Obwohl Schreiben für mich zu den verbotensten Früchten gehört" (denn sein Hauptleiden bestand, wie gesagt, in den entsetzlichsten Kopf- und Augenschmerzen), „so müssen Sie, die ich wie eine ältere Schwester liebe und verehre, doch noch einen Brief von mir haben — es wird doch wohl der letzte sein! Denn die furchtbare und fast unablässige Marter meines Lebens läßt mich nach dem Ende dürsten, und nach einigen Anzeichen ist mir der erlösende Hirnschlag nahe genug, um hoffen zu dürfen. Was Qual und Entsagung betrifft, so darf sich das Leben meiner letzten Jahre mit dem jedes Asketen irgendeiner Zeit messen; trotzdem habe ich diesen Jahren viel zur Läuterung und Glättung der Seele abgewonnen und brauche weder Religion noch Kunst mehr dazu. (Sie bemerken, daß ich darauf stolz bin; in der Tat, die völlige Verlassenheit hat mich erst meine eigenen Hilfsquellen entdecken lassen.) Ich glaube, mein Lebenswerk getan zu haben, freilich wie einer, dem keine Zeit gelassen war. Aber ich weiß, daß ich einen Tropfen guten Öles für viele ausgegossen und daß ich vielen zu Selbsterhebung, Friedfertigkeit und gerechtem Sinne einen Wink gegeben habe. Dies schreibe ich Ihnen nachträglich, es sollte eigentlich bei der Vollendung meiner ‚Menschlichkeit' ausgesprochen werden. Kein Schmerz hat vermocht und soll vermögen, mich zu einem falschen Zeugnisse über das Leben, wie ich es erkenne, zu verführen. Zu wem dürfte ich dies alles sagen, wenn nicht zu Ihnen? Ich glaube — aber es ist unbescheiden, es zu sagen — daß unsere Charaktere viele Ähnlichkeit haben, z. B. wir sind beide mutig, und weder

Not noch Geringschätzung kann uns von der Bahn, die wir als die rechte erkennen, abdrängen. Auch haben wir beide in uns und vor uns manches erlebt, dessen Leuchten wenige der Gegenwärtigen gesehen haben; wir hoffen für die Menschheit und bringen uns selber als bescheidenes Opfer, nicht wahr? Hören Sie Gutes von Wagners? Es sind drei Jahre, daß ich nichts von ihnen erfahre; die haben mich auch verlassen, und ich wußte es längst, daß Wagner, vom Augenblick an, wo er die Kluft unserer Bestrebungen einsehen würde, auch nicht mehr zu mir halten werde. Ich denke in einer dauernden Dankbarkeit an ihn, denn ihm verdanke ich einige der kräftigsten Anregungen zur geistigen Selbständigkeit. Frau Wagner, Sie wissen es, ist die sympathischeste Frau, der ich im Leben begegnet bin. Aber zu einem Wiederanknüpfen ist es zu spät. Ihnen, meine verehrte Freundin, den Gruß eines jungen Alten, der dem Leben nicht gram ist, ob er gleich nach dem Ende verlangen muß." —

Nach diesem Briefe konnte man ihm, trotz allen Mitleids, kaum noch eine Verlängerung seiner Leiden wünschen, und vielleicht wäre es damals eine Gunst des Schicksals gewesen, ihn abzurufen. Allein es sollte nicht sein. Längere Zeit hindurch hörte ich nichts mehr nach diesem Abschiedsbrief, den ich im gleichen Sinne beantwortet hatte. Dann kam endlich wieder ein Brief, der mir neue Hoffnung für ihn gab. Er schrieb: „Eigentlich haben wir voneinander schon einen letzten Abschied genommen, und es war meine Ehrfurcht vor solchen letzten Worten, die mich für so lange Zeit vor Ihnen stumm gemacht hat. Inzwischen ist Lebenskraft und jede Art von Kraft in mir wieder tätig gewesen, und so lebe ich denn ein zweites Dasein und höre mit Entzücken, daß Sie den Glauben an ein solches zweites Dasein bei mir niemals ganz verloren haben. Ich bitte Sie heute, recht lange, lange noch zu leben, so sollen Sie auch an mir noch Freude erleben. Aber ich darf nichts beschleunigen; der Bogen, in dem meine Bahn läuft, ist groß, und ich muß an jeder Stelle desselben gleich gründlich und energisch gedacht haben. Ich muß noch lange,

lange jung sein, ob ich mich gleich schon den Vierzigen nähere. Daß jetzt alle Welt mich allein läßt, darüber beklage ich mich nicht; ich finde es vielmehr nützlich und natürlich. So ist es und war es immer die Regel." —

Wir trafen uns mehrere Male zu flüchtigem Wiedersehen in der Schweiz, und später kam er zweimal, von Genua aus, wo er überwinterte, mich in Rom zu besuchen. Im persönlichen Verkehr war er bis dahin wie früher freundlich, gütig und geistig belebt; von der Bitterkeit und Schärfe seiner letzten Schriften war im Gespräch nichts zu merken. Es verriet sich vielmehr darin oft tiefe Wehmut über seine zunehmende Einsamkeit und die Trennung von fast allen, die ihm nahe gewesen. Aber außer seiner schwachen Gesundheit gehörten auch Erlebnisse mannigfacher Art dazu, um ihn in Extreme der Lebensführung und Anschauung zu treiben. Was ihn von Bayreuth trennte, war der Gedanke, daß dort eine Rückkehr zum orthodoxen Christentum stattfinde, weshalb er auch nicht mehr zu den ersten Aufführungen des „Parsifal" ging. Eine andere persönliche Erfahrung, die ihn tief schmerzte, gab ihm zu folgenden brieflichen Äußerungen Anlaß, in denen er zugleich seine Lossagung von der Schopenhauerschen Ethik aussprach: „Man soll seinen Instinkten besser vertrauen, auch den Instinkten des Widerstrebens. Aber das Schopenhauersche Mitleiden hat immer in meinem Leben bisher den Hauptunfug angestiftet, und deshalb habe ich allen Grund, solchen Moralen gut zu sein, die noch ein paar andere Triebfedern zur Moralität rechnen und nicht unsere ganze menschliche Tüchtigkeit auf Mitgefühle reduzieren wollen. Dies nämlich ist nicht nur eine Weichlichkeit, über die jeder gutgesinnte Hellene gelacht haben würde, sondern eine ernste praktische Gefahr. Man soll sein Ideal vom Menschen durchsetzen; man soll mit seinem Ideal seine Mitmenschen wie sich selber zwingen und überwältigen und also schöpferisch wirken! Dazu aber gehört, daß man sein Mitleiden hübsch im Zaum hält, und daß man, was unserem Ideal zuwidergeht, auch als Feinde behandelt.

Sie hören, wie ich mir die Moral lese; aber um bis zu dieser Weisheit zu kommen, hat es mich fast das Leben gekostet." So tief schmerzlich empfand er noch die Wunden, die seinem persönlichen Empfinden, seiner Neigung zu Menschen, geschlagen wurden, sowie die Enttäuschungen, die ihm im Verkehr mit anderen zuteil wurden, und wenn sein stolzes Selbstgefühl ihn scheinbar darüber hinweg hob und zu Äußerungen der Gleichgültigkeit verleitete, so entschlüpften ihm unwillkürlich im intimen Verkehr oft Worte, die das tiefe Weh seines Alleinstehens verrieten. So schrieb er einmal aus Nizza: „Sie erraten gewiß, daß mir von Menschen fast nichts übrig geblieben ist (obschon ich nicht alt bin — oder doch?). Die Jahre gehen dahin und man hört kein Wort mehr, das einem noch ans Herz kommt." Und wieder in einem andern Briefe kam am Ende von der Erzählung wiederholter Anfälle seines schweren physischen Leidens der schmerzliche, rührende Ausruf: „Gibt es denn keinen Menschen, der mich lieb hat?" Dann in einem Briefe aus Genua: „Ich vertrage es nur noch, am Meer zu leben; alle binnenländische Luft depotenziert bei mir Nerven und Augen auf die entschiedenste Weise und bringt in kurzer Zeit Schwermut und Mißtrauen in mir zum Vorschein, häßliches Unkraut, mit dem ich schon mehr im Leben gekämpft habe, als mit Schlangen und anderen berühmten Untieren. Im kleinen Elend steckt unser gefährlichster Feind; das große Leid vergrößert. Aber nun bin ich wieder einsam, und die Wahrheit zu sagen, ich war noch nie so einsam. Alle Erlebnisse der letzten Jahre haben mich immer das eine gelehrt: es gibt niemanden, der willens ist, mit mir meinen Weg zu gehen — es sieht noch niemand diesen Weg. Dies ist ein großes Leid, und wahrhaftig, ich fühle es bereits: es hat die Kraft, zu vergrößern." Und in einem andern Briefe: „Seit Jahren bin ich nun ganz allein, und Sie werden mir zugeben, daß ich eine gute Miene dazu gemacht habe — auch die gute Miene gehört unter die Bedingungen meiner Askese. Wenn ich jetzt noch Freunde habe, so habe ich sie trotz dem, was ich bin oder werden möchte. So sind

Sie mir gut geblieben, und ich wünsche von ganzem Herzen, daß ich dafür zum Dank Ihnen auch noch einmal aus meinem Garten eine Frucht reichen kann, die nach Ihrem Geschmack ist." — Allerdings war ich ihm bis dahin, trotz allem, was mich in zunehmendem Maße antipathisch in seinen neueren Schriften und Briefen berührte, gut geblieben, weil ich, wie schon bemerkt, die ganze zweite Phase seiner Entwicklung als eine Übergangsperiode ansah. Ich hoffte, daß aus deren harten, in häßliche und unwahre Extreme hinausschweifenden Folgerungen der edle Geist Nietzsches, wie er sich in seinen Anfängen gezeigt hatte, hervorgehen und nun erst seine philosophische Weltanschauung in der klaren Form eines neuen erhabenen Ideals zur Reife bringen werde. Aber neben dieser Hoffnung stellte sich zugleich eine immer wachsende unheimliche Besorgnis ein, jemehr ich sowohl in den in so rascher Folge erschienenen Schriften, wie in seinen Briefen das stets zunehmende pathologische Element bemerkte, das neben der Fülle geistvoller Gedanken und anregender Bemerkungen doch zu oft eine Trübung seines Urteils und eine bedenkliche Überhebung seiner eigenen Tat verriet, die man nicht ohne eine traurige Ahnung wahrnehmen konnte. Wenn er mir Dinge schrieb, wie: „Ich will die Menschheit zu Entschlüssen drängen, die über die ganze menschliche Zukunft entscheiden, und es kann so kommen, daß einmal ganze Jahrtausende auf meinen Namen ihre höchsten Gelübde tun" — oder: „Ich habe der Menschheit das tiefste Buch gegeben, das sie besitzt, ein Buch, gegen das gerechnet die Bücher überhaupt nur Literatur sind. Wie man das büßen muß! Es stellt aus jedem menschlichen Verkehr heraus, es macht eine unerträgliche Spannung und Verletzbarkeit, man ist wie ein Tier, das beständig verwundet wird. Die Wunde ist: keine Antwort, keinen Laut Antwort zu hören, und die Last, die man zu teilen, die man abzugeben wünschte (wozu schriebe man sonst?) in einer entsetzlichen Weise allein auf seinen Schultern zu haben. Man kann daran zugrunde gehen, unsterblich zu sein" — wenn er mir, wie gesagt, solche Dinge schrieb, so mußte ich mit tief schmerz-

lichem Erschrecken sehen, daß diesem hohen Geiste Umnachtung drohe, indem er die Bedeutung seiner reformatorischen Aufgabe überschätzte und in eine Höhe hob, in der sie beinahe den Anspruch machte, eine zweite Weltschöpfung zu sein. Und nur allzusehr ließ sich diese traurige Wendung seines geistigen Schicksals erklären. Nach dem jahrelangen schweren Leiden in Kopf und Augen, nach der völligen Einsamkeit (er, dessen Herz an einer gemütlichen Häuslichkeit hing!), nach den geistigen Entbehrungen aller Art, besonders durch das ärztliche Verbot, zu lesen und zu schreiben, nach dem Darben seines Herzens, das sich nach Neigung und Anteilnahme sehnte, was er vergebens mit dem Stolze seines Unabhängigkeitsgefühls zu verhüllen strebte, nach der kolossalen unablässigen Gedankenarbeit endlich, die Buch auf Buch hervorbrachte — wie konnte es wohl anders werden? Sein Schicksal hatte sein trauriges Vorspiel in dem eines ihm vielfach verwandten Geistes, in Hölderlin, der, gleichwie er vom Geiste des Griechentums durchdrungen, an den Kontrasten seines Zeitalters zugrunde ging.

Dennoch sagte ich mich erst von ihm los, als die Schrift „Der Fall Wagner" erschien; freilich immer noch hoffend, es könne sich noch zum Guten wenden, und ihm meinen Protest so schonend wie möglich überliefernd. Die Briefe, die ich darauf erhielt, ließen mir aber schließlich keinen Zweifel übrig, wie es mit ihm stand, und so schloß ich auch diese Beziehung meines Lebens ab und betrauerte ihn wie einen Geschiedenen.

Ich hoffe, etwas beigetragen zu haben, um das Bild der Persönlichkeit Nietzsches naturwahr zu zeichnen. Was meine Ansicht über die Wandlung seiner geistigen Richtung betrifft, so geht sie entschieden dahin, daß dieselbe noch keinen Abschluß gefunden hatte, sondern durch heftige Einwirkungen gestört, zur Sturm- und Drangperiode geworden war, zu einer Übergangsphase, aus der, wenn das Schicksal es erlaubt hätte, sein Geist in erneuter Schönheit, frei von den Schlacken, die Bitterkeit, Empörung und Haß in ihm erzeugt hatten, hervorgegangen sein würde. Er würde dann zum

klaren Ausdruck einer edleren Philosophie gekommen sein, als derjenigen, die sich aus dieser Vorhalle erraten läßt, als welche er selbst die Bücher der zweiten Epoche bezeichnete. Die vielen Bände, voll Aphorismen, scheinen mir der lebendigste Beweis dafür, daß dies alles nur aus der Unruhe und dem Ringen des suchenden Geistes hervorgegangen war, der seinen Schwerpunkt, das Sonnenzentrum, um das in schön geordneten Bahnen die Sterne leuchtender Gedanken kreisen, noch nicht gefunden hatte. Gewiß wäre das Grundprinzip dieser Philosophie nicht das der Herrenmoral und Sklavenmoral geworden. Diese Gegensätze sind nichts Neues; sie sind alt wie die menschliche Gesellschaft. Von jeher hat der edle, freie, bevorzugte Mensch sich unterschieden von den sklavischen Naturen und, oft unbewußt, eine Wirkung, eine Macht ausgeübt, der sich das Schwache, Beschränkte unterordnete, und der das Böse feindlich gegenüberstand. Aber der Wille zur Macht ist kein Prinzip einer höheren Lebensauffassung. Er ist auf den niedrigen Naturstufen einfach das Recht des Stärkeren und auf den höheren die Klippe, an der jede wahre Größe scheitert, wie es das Beispiel Napoleons I. unter anderem zeigt. Das ungestörte Recht freier Entwicklung ist ein solches höheres Prinzip. Aber unbeschränkte Freiheit des Handelns gibt es nicht. Die Bedingungen unserer eigenen Natur, die Pflichten gegen die Gemeinschaft, in der wir leben (denn darauf kommt es doch schließlich hinaus, mag man sie nun Staat, Gesellschaft, Gemeinde oder sonstwie nennen; in Zarathustra-Höhlen hält es der Kulturmensch doch nicht aus), Wohlwollen, Liebe, alle Bande, die uns an andere knüpfen, sind Beschränkungen der individuellen Freiheit. Frei ist nur, wer die notwendigen Fesseln anerkennt und dadurch in dem Allerheiligsten seiner Seele nicht gestört wird. Der Nietzsche der dritten Epoche würde zum Grundprinzip seiner Philosophie kein anderes gewählt haben, als das schon in der ersten Epoche ausgesprochene, das ich hier wiederhole: „Der Grundgedanke der Kultur, insofern diese jedem einzelnen von uns nur eine Aufgabe zu stellen weiß, ist: die Er-

zeugung des Philosophen, des Künstlers und des Heiligen, in uns und außer uns, zu fördern und dadurch an der Vollendung der Natur zu arbeiten." — Diese wenigen Worte umfassen die höchste Aufgabe, die der Menschheit gegeben werden kann. Die tiefsinnige Schilderung in der „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik", wie Euripides die große griechische Tragödie zugrunde richtete und dann, an seiner eigenen Tendenz verzweifelnd, starb, das ist die Vorahnung von Nietzsches eigenem Leben gewesen. Nachdem ihm die wahre Tragödie, von dionysischen Gewalten durchdrungen und vom Geiste der Musik getragen, zu erstehen geschienen hatte, wendete er sich, wie Euripides, zu dem sokratischen Elemente, und da versank auch ihm die Welt des Mythos und der erlösenden Zauberkraft der Tragödie. Könnte er noch einmal in das Licht der Vernunft zurückkehren und seine dritte Epoche beginnen, er würde, ich glaube es gewiß, die Worte eines Atheners mit dem großen Auge des Äschylus wiederholen: „Ja, die Lebensfreude ist herrlich, und sie soll allen zuteil werden, die sie verdienen; das Leben soll schön werden — aber bedenkt auch, wieviel die Menschen leiden mußten, um so schön zu werden. Laßt uns beiden Göttern opfern: dem Dionysos und dem Gotte des verklärenden Scheins, Apollo." — — —

griechische Kultur geben und vernahm sein fröhliches Lachen bei den drolligen Einfällen unseres jungen Gefährten Brenner oder bei der Erzählung komischer Begebenheiten in den damals noch sehr primitiven Zuständen des kleinen Ortes (der sich seitdem gewaltig modernisiert hat). Die Erinnerung steigerte sich zu solcher Deutlichkeit, daß mir das Bedürfnis kam, die Gestalt des Freundes aus der ersten Zeit unseres Verkehrs bis zu dem Abschlusse in Sorrent hinzuzeichnen, da — kam am 26. August die Zeitung mit einem Telegramm aus Weimar vom 25., und in mir rief es: Gottlob, der dunkle Traum ist aus! Deshalb hat mir das Bild des ersten Nietzsche so lebhaft vorgeschwebt die ganze Zeit; der schwere Kampf ist ausgekämpft: der heroische Dulder, der müde Streiter darf nun ruhen, und der erste Nietzsche lebt für alle Zeit, mild lächelnd, in seiner ursprünglichen Harmonie, mit dem Schlußwort jeder wahren Philosophie auf den Lippen: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis."

*

Frauen

Es traf sich, daß eine Reihe vorzüglicher, besonders französischer Schriften, nach authentischen Quellen bearbeitet, mir zur Veranlassung wurde, diese Porträtgalerie, schon früher einzeln veröffentlicht, zusammenzustellen. Sie bildet gleichsam eine Vorrede und Einleitung in anschaulichen Gestalten zu der uns Frauen so am Herzen liegenden sogenannten „Frauenfrage", die nun, dank der inneren Notwendigkeit geschichtlich berechtigter Ideen, längst eine in den Werdeprozeß des Lebens eingereihte Tatsache ist. Was hier zunächst auffällig hervortrat, war die Bemerkung eines Vorgangs, der sich in der Geschichte öfter, aber kaum je in so prägnanter Weise wiederholt hat, daß nämlich eine ganz naturgemäß, ohne Protest und Kampf, dagewesene Erscheinung in der menschlichen Gesellschaft plötzlich zurücktritt, wie etwas nicht sein Sollendes und erst nach langem, oft Jahrhunderte dauerndem Entwicklungsprozeß als eine bewußte, von dem geistigen Standpunkt des Tages geforderte Einrichtung wieder hervortritt. Ganz besonders gab es in Italien schon in ferner Vorzeit Epochen, wo die Frau auf derselben Stufe der Bildung und Kultur stand wie der Mann und unbestritten das Recht zu lernen und zu lehren ausübte wie jener. Im elften Jahrhundert blühte die medizinische Universität zu Salerno als das erste Institut dieser Art, und es gab an derselben berühmte weibliche Professoren und eine Menge weiblicher Studentinnen, die unbestritten ihr Recht ausübten, am geistigen Leben der Zeit teilzunehmen. In der Zeit der Renaissance gab es nicht wenig Frauen, die durch die dem Manne völlig ebenbürtige Bildung hervorleuchteten und ihn oft übertrafen. An der Universität zu Bologna lehrten weibliche Professoren Anatomie, Mathematik und anderes. Einer hierauf bezüglichen interessanten Schrift Marco Minghettis entnahm ich wichtige Mitteilungen darüber, wie, besonders im 15. und 16. Jahrhundert, die Frauen, namentlich aus den vornehmen Geschlechtern, mit großer Sorg-

falt erzogen wurden und mit den Männern in den humanistischen Studien und denen des klassischen Altertums wetteiferten. Ohne darauf stolz zu sein, waren sie sich doch vollkommen ihrer Fähigkeiten bewußt und fanden in deren Ausübung durchaus kein Hindernis für ihre Pflichterfüllung im Familienleben oder ihre Aufgabe in öffentlichen Angelegenheiten, die ihnen öfter zufiel. Selbst Verfasserinnen von Prosa und Poesie, trugen sie nicht wenig dazu bei, Dichter und Maler zu begeistern und anzuregen, gaben ihnen bedeutende Themen zu hervorragenden Werken und empfingen deren Widmung als etwas, das ihnen zum Teil gehörte. Sie versammelten die Gelehrten und Künstler zu häufigen Zusammenkünften, unterhielten geistig angeregten Briefwechsel mit den Entfernten, milderten durch edle Sitte die noch zurückgebliebene Roheit des Mittelalters, und es ging von ihnen ein entschiedener Einfluß auf die ganze Kultur Europas aus.

Aber nicht nur in der Literatur, auch an den schönen Künsten nahmen die Frauen regen Anteil und wurden selbst darin tätig. Dies zu beweisen, der Meinung des von ihm hochgeschätzten Jakob Burckhardt („Kultur der Renaissance") entgegen, gibt Minghetti zunächst ein sehr anziehendes Bild davon, wie damals die Kunst, neben der Literatur und den klassischen Studien, das öffentliche Leben in Italien beherrschte und folgert sehr richtig danach, daß es unmöglich sei zu denken, daß die Frauen, welche die gleiche Erziehung wie die Männer bekamen und in den Studien gleichen Schritt mit diesen hielten, nicht auch an der Kunst Anteil genommen hätten und in ihr tätig gewesen seien. Die schönen Künste hatten, besonders von der Mitte des 15. bis zu der des 16. Jahrhunderts, einen unglaublich großen Anteil an dem Leben der Familie und der Städte, beeinflußten die Sitten und das Leben aller Klassen der bürgerlichen Gesellschaft. Alle Künste hatten ihre Wiege in den heiligen Kultusstätten und legten da ihre Proben ab, wie in einer edlen Ringschule. Die Architektur wandte sich den Gebäuden für die Gottesverehrung zu; Malerei und Skulptur beeilten sich,

die Wände und Altäre derselben zu schmücken; die Musik gab den Gesängen, welche die Dichtkunst hervorgebracht hatte, den Rhythmus, und Mimik und Tanz wurden zum Ausdruck der religiösen Gebräuche und Zeremonien. Die Künste erhoben durch die Schönheit die Seelen zu Gott und flößten ihnen Ehrfurcht und Liebe ein und dann, als das Heilige sich mit dem Profanen mischte, verherrlichten sie jene Schauspiele, die man Mysterien nannte. Die biblische Geschichte und die christliche Legende boten genug Stoff zu Darstellungen, und die Religion mischte sich mit der Unterhaltung, zu der sich das Volk begierig drängte. So groß war der Glanz dieser Dramen, so erfinderisch und sorgfältig die Ausstattung, daß von einigen die Meinung ausgesprochen ist, es sei das eine der Ursachen, weshalb sich das profane Drama in Italien nie zu jener Größe erhoben habe, die es bei andern Nationen erreichte. Jedenfalls nahm das Volk lebhaftes Interesse an diesen Vorstellungen, und die Künstler bemühten sich eifrig darum. So erfand Brunellesco für die Darstellung der Verkündigung einen Apparat, mittels dessen man oben in einen Himmel sah, in dem lebende Geschöpfe sich bewegten, unzählige Lichter aufblitzten und verschwanden und aus dem acht Engel herniederschwebten, in deren Mitte ein Jüngling, als Engel Gabriel, aus einer hohlen Mandel stieg, zu der Jungfrau auf die Bühne schritt und ihr verkündigte. Der Gesang der Engel und die oben im Himmel Schwebenden erweckten vollständig die Illusion des Paradieses.

Außer den Mysterien gaben auch die Prozessionen den Künstlern Gelegenheit, sich zu betätigen durch erfinderische Ausstattung der Kostüme und der Straßen, durch die jene zogen. Dann entsprachen im bürgerlichen Leben die fürstlichen Häuser den Kirchen, die Triumphzüge den Prozessionen, die bürgerlichen Dramen den Mysterien. Die Fürsten liebten es, sich mit Schönem zu umgeben und so entstanden die vielen prächtigen Paläste. Bei ihren feierlichen Einzügen, bei Hochzeiten, bei der Ankunft bedeutender Gäste, wurden allegorische Kavalkaden, Regatten, Turniere, Feste aller Art oft Wochen

hindurch ausgeführt, und dabei lieferte die Mythologie das Material und die heidnischen Götter erschienen wieder. Dichter und Künstler gaben sich hierbei die Hand, selbst der große Leonardo da Vinci verschmähte es nicht, Feste des Herzogs von Mailand und auch von Privatleuten zu leiten. Auch Komödien und Tragödien wurden an den Höfen aufgeführt, abwechselnd mit Intermezzos von Bällen, Mohrentänzen, Gesängen und Pantomimen. Unter Leo X., wo im Vatikan alles zusammenkam, was es Heiteres und Geniales in Italien gab, wurde zur selben Zeit, als Raffael seine Stanzen malte, die Salandra des Kardinals Bibbiena aufgeführt.

Aber auch die Wohnungen der Begüterten und selbst die des Volkes füllten sich mehr mit Gegenständen künstlerischen Werts als mit Bequemlichkeiten, wie die moderne Welt sie sucht; jedes Möbel, jedes Werkzeug im Hause sollte ein künstlerischer Gegenstand sein, alles wurde mit Liebe verfertigt, und die größten Künstler arbeiteten mit daran; Michelangelo verschmähte es nicht, ein Salzfaß für den Herzog von Urbino zu modellieren, und Raffael und seine Schüler machten Zeichnungen zu irdenen Gefäßen. Vasari beschreibt die Möbel des Borgherini in Florenz und die kunstvoll gearbeiteten Kasten, in denen die Kleider von dessen Frau, Margarete Acciajuoli, aufbewahrt wurden. Als nun Borgherini sich, wegen der Belagerung, nach Lucca zurückgezogen hatte, wünschte Giovambattista della Valle, der nach Frankreich ging, im Namen der Signoria, mit Geschenken für den König, auch jene Möbel mitzunehmen und wußte so dafür zu reden, daß die Signoria ihm den Auftrag gab, sie der Frau Borgherinis zu nehmen und zu bezahlen. Als er aber mit noch anderen zu der Frau kam, erwiderte sie ihm in größter Entrüstung: „So, du willst so keck sein, Giovambattista, du elender Trödler, du Mäkler mit Pfennigen, die Zierate aus den Zimmern der Edelleute wegzunehmen und die Stadt ihrer schönsten und sie ehrenden Sachen zu berauben, wie du es

zu tun pflegst, um die Länder unserer Feinde damit zu schmücken? Von dir wundert es mich nicht, du elender Mensch, Feind deines Vaterlands, wohl aber von den Vorgesetzten dieser Stadt, die dir solche Schlechtigkeiten erlauben. Dieses Bett, das du um deiner Sucht nach Geld willen haben möchtest, ist mein Hochzeitsbett, und zur Feier meiner Hochzeit ließ mein Schwiegervater all diese kostbare, ja königliche Ausstattung machen, die ich um seines Andenkens und der Liebe zu meinem Mann willen ehre und mit Blut und Leben verteidigen werde. Verlaß dies Haus samt deinen Helfershelfern und sage denen, die dich geschickt haben, daß ich eine solche bin, die nicht will, daß irgend etwas von hier genommen werde. Wenn diejenigen, die dir, erbärmlicher Mensch, glauben, dem König von Frankreich etwas anbieten wollen, so sollen sie die Betten und Zierate ihrer eigenen Zimmer nehmen und ihm schicken. Wenn du aber noch einmal in dies Haus kommst deshalb, so wirst du zu deinem Schaden erfahren, welche Achtung deinesgleichen im Haus der Edelleute genießen."

Aus dieser energischen Abweisung im Stil der Zeit geht hervor, welchen Wert man auf den Besitz künstlerisch schöner Umgebung legte. Und ebensowenig, wie man darin den despotischen Forderungen eines geschmacklosen Luxus oder der Mode sich unterwarf, tat man es auch in Hinsicht der Kleidung nicht. Auf dem Gebiet herrschten natürlich die Frauen und verfuhren dabei ganz nach persönlichem Geschmack und mit großer Sorgfalt, um der Erscheinung Vollendung und Eleganz zu geben, wie man es auf venetianischen Porträts sieht. Das Bedürfnis der Schönheit in allem erstreckte sich auch auf das Sprechen und Schreiben. Man bemühte sich, schön zu unterhalten und elegant zu sprechen, es entstand sogar eine Art Kodex des Betragens, wie der Galateo und der Cortegiano von Castiglione, die in dem Unterricht in edlen, milden Sitten das lebendige Gefühl für den veredelnden Einfluß des Schönen zeigten. Ebenso legte man großen Wert auf die Kalligraphie, wie es die Kodexe und

handschriftlichen Bücher jener Zeit beweisen. Papst Nikolaus V. und mehrere gelehrte Männer seiner Zeit waren anfänglich Kalligraphen; und unter anderen setzte ein gewisser Francesco Alunno, Grammatiker und Mathematiker, Clemens VII. und Karl V. in Bologna in Erstaunen durch seine kalligraphischen Produkte.

Ja, sogar bis zu den festlichen Vergnügungen, besonders den Banketten, ließ sich dies allgemeine Bedürfnis der Schönheit herab, und die hervorragendsten Künstler brachten zu denselben etwas Schönes ihrer Erfindung, Gerichte, die in Form kleiner Kunstwerke erschienen usw. Dieses Leben der Heiterkeit krönte dann der Karneval mit seinen bunten, seltsamen Vorstellungen und Vergnügungen, die aber niemals vulgär oder unsittlich waren. Selbst Lorenzo il Magnifico, der Platoniker, verschmähte es nicht, seine Akademie zu verlassen, um Karnevalsgesänge zu diktieren. Kurz, die Kunst oder das Bedürfnis der Schönheit durchdrang das ganze Leben von den Palästen der Großen an bis zu den Hütten des Volks, und es ist bezeichnend, was Vasari erzählt: als Florenz belagert wurde, wonach ihm seine Freiheit verloren ging und es aus Zwecken der Verteidigung nötig geworden war, einige Gebäude, außerhalb der Stadt gelegen, niederzureißen, zerstörte eine Menge, teils Bürger, teils Soldaten, einen Teil der Kirche und des Klosters von San Salvi. Als sie aber mit der Zerstörung an das Refektorium kamen, wo Andrea del Sarto das Abendmahl gemalt hat, hielten sie plötzlich inne, gleich als versagten ihnen die Arme, und voll von ehrfürchtigem Staunen ließen sie vom Zerstören ab. So kam es auch, daß die Zahl der Künstler, die Wertvolles, ja Unsterbliches geschaffen haben, in jener Zeit weit größer war als in der unseren. Denn die Natur kann noch so sehr ein Individuum mit herrlichen Anlagen und dem angebornen Sinn für das Schöne ausstatten; um den großen Künstler daraus zu entwickeln, gehört es auch, daß die Mitte, in der er lebt, dazu beitrage. In jener Zeit hatte der Maler z. B. kein großes

mit Luxus ausgestattetes Atelier, er hatte überhaupt kein Atelier im modernen Sinne des Worts, sondern er mietete einen Laden und darin arbeitete er, und seine Bilder wurden so gering bezahlt, daß es sich nicht von fern mit den heutigen Preisen vergleichen läßt, ja, daß die seltensten Geister nicht nur ohne Lohn, sondern in Elend und Armut ihre großen Werke vollendeten. Aber der Künstler hatte einen höheren Ersatz; seine Erfindung wurde lange voraus verkündigt, mit allgemeinem Verlangen erwartet, und, wenn vollendet, drängte sich die Menge hinzu, es zu sehen. Ein solches Bild, eine solche Statue war geradezu ein Ereignis. Der Künstler fühlte, daß das Volk teilnahm an seinem Werk, und daß er, ungeachtet seiner Armut, der Liebling seiner Zeit war. Denkt man dagegen, daß dieser Mensch in einem Land lebe, wo man von nichts anderem spricht, als von der Tagesordnung der Kammer oder anderen politischen Streitigkeiten, wo die künstlerische Kritik unentwickelt ist und industrielle Erfindungen ebenso hoch oder noch höher stellt als seine Bilder, so wird er trotz dem Genius, den ihm die Natur verliehen, genötigt sein, seine Kunst der Industrie anzupassen und höheren Idealen zu entsagen.

Bei dem eben besprochenen Zustand der Kunst in jenen zwei Jahrhunderten war es daher nicht denkbar, daß die Frauen, welche die gleiche Erziehung mit den Männern erhielten, und nicht nur in der Literatur, sondern auch in den ernsteren Studien, nicht auch an den schönen Künsten Freude gefunden und sich dafür begeistert hätten. An den Höfen von Ferrara, Mantua, Urbino und anderen waren es die dortigen Fürstinnen und die Frauen, die sie umgaben, und die alle Freundinnen der Künstler waren und sich auch selbst in den Künsten versuchten. Da war z. B. Alfonsina Orsini, die Frau des Piero, Sohnes von Lorenzo Medici, die uns von Geschichtsschreibern als eine Frau von großem Stolz und großer Zurückhaltung geschildert wird; dessenungeachtet nahm Mariotto Albertinelli Dienste bei ihr, und sie half ihm in jeder Weise, damit er seine Kunst

ausüben könne, so daß es dem Maler schien, als habe er durch diese Verbindung sein Glück gefunden. Die Herzogin von Urbino, Elisabeth, geborene Gonzaga, schrieb ihrem Bruder Francesco, um ihm den Sohn des verstorbenen Andrea Mantegna zu empfehlen. „Da wir", so fängt sie ihren Brief an, „den Messere Andrea Mantegna nicht wenig geliebt haben um jener Eigenschaft willen, welche Eure Herrlichkeit kennt" usw. Diese Eigenschaft war die Kunst und nicht die Geburt, denn Mantegna war von niedriger Herkunft und hütete als Kind die Herden. Eine andere Herzogin von Urbino, Giovanna, empfahl dem Pier Soderini, Gonfaloniere von Florenz, den jungen Raffael, als er zum erstenmal seine Vaterstadt Urbino verließ. Sie schrieb: „Überbringer dieses ist Raffael, Maler aus Urbino, der, da er gute Fähigkeit für seine Beschäftigung besitzt, beschlossen hat, einige Zeit in Florenz zu bleiben, um zu lernen. Da der Vater sehr tugendhaft und mir treu ergeben war, und, da ich weiß, daß der Sohn ein bescheidener, liebenswürdiger Jüngling ist, so liebe ich ihn in jeder Beziehung höchlich und wünsche, daß er eine hohe Vollkommenheit erreiche. Deshalb empfehle ich ihn Ew. Herrlichkeit, so sehr ich kann und bitte Euch, daß es, mir zuliebe, Euch gefallen möge, ihm bei seinen Bestrebungen alle Hilfe und Gunst zu erweisen. Alle Freuden und Annehmlichkeiten, die ihm von Ew. Herrlichkeit zuteil werden, werde ich, als mir selbst geschehen, ansehen, und sie als eine dankenswerte Gabe von demjenigen empfangen, dem ich mich hiermit empfehle." — Dieser Brief ehrt sie sowohl wie den Soderini, an den er gerichtet ist, und man kann sich keine größere Herzlichkeit für den jungen Künstler denken als die, welche dieser Brief ausspricht. Veronika Gambara, eines der edelsten Lichter der italienischen Literatur, war eine große Bewunderin des Antonio Allegri und nannte ihn in ihren Briefen „unseren Correggio". Argantina Pallavicini von Modena nannte Tizian, wenn sie ihm schrieb: „Hochgeehrter

Bruder." Doch diejenige, in welcher das feine Gefühl für die Künste und die großartige Weise, sie zu beschützen, am vollkommensten erscheint, war sicher Isabella Gonzaga. Sie ist der vollendetste Typus der gebildeten Frau jener Zeit, und es gab, wie ein moderner Schriftsteller sagt, niemals ein Geschöpf, das fähiger war, das Schöne zu verstehen und zu genießen und sich inniger freute, die Meisterwerke der Kunst zu bewundern und zu besitzen. Isabella stammte aus dem Hause Este und wurde schon als Kind dem Francesco Gonzaga verlobt, aber erst mit sechzehn Jahren zu ihm nach Mantua als Gemahlin gebracht. Sie nahm an seinem sehr bewegten politischen Leben teil, führte oft in seiner Abwesenheit die Regierung, war eine tugendhafte Gattin und Mutter und erzog ihre Söhne mit vieler Sorgfalt. Im Jahr 1519 wurde sie Witwe, befand sich in Rom während der Plünderung durch die kaiserlichen Truppen und war in Bologna zur Krönung Karls V. Nach Mantua zurückgekehrt, beendete sie dort 1539 friedlich ihr Leben. Alle Zeitgenossen stimmten darin überein, daß sie sehr schön war, und wenn man auch annehmen kann, daß Frau von Cottrau, die sie zu der Hochzeit des Alfonso von Este und Lucrezia Borgia nach Ferrara begleitete, etwas parteiisch gewesen sei, da daselbst eine Menge reizender Frauen und Fräuleins zusammentrafen, so kann man doch nicht an der Wahrheit folgender Worte zweifeln, die sie nachher schrieb: „Die Signora Isabella hat unter allen unseren Frauen und den anderen, die außerdem gekommen sind, den Ruhm, die schönste zu sein, davongetragen, und das ist kein Irrtum, denn neben dieser Herrin scheinen die andern nichts. So bringen wir also den Kampfpreis meiner Dame mit nach Hause."

Es ist zu beklagen, daß das Bild, welches Leonardo da Vinci von ihr machte, als sie jung war, verloren gegangen ist, denn im Jahre 1500 schrieb ihr Lorenzo von Pavia, ihr Geschäftsführer, aus Venedig: „Leonardo da Vinci ist in Venedig und hat mir ein Bildnis Ew. Herr-

lichkeit gezeigt, das derselben sehr ähnlich und so gut gemacht ist, daß es unglaublich scheint." Davon ist leider keine Spur übrig; es bleibt nur das Bild des Tizian, aber er malte sie erst, als sie schon vierzig Jahr alt war. Es ist aber ein herrliches Werk, das Rubens kopierte, und befindet sich in Wien. Man sieht daraus noch die regelmäßigen Züge, die Milde des Blicks, die Würde des Angesichts und der ganzen Erscheinung. Isabella stand in Briefwechsel mit allen gelehrten Männern ihrer Zeit, sie bediente sich ihrer fernen Freunde, um antiken Kunstgegenständen nachzuforschen, um sie zu erwerben, worüber viele ihrer anmutigen Briefe handeln. Aber nicht bloß an den antiken, auch an den modernen Dingen, wenn sie schön waren, fand sie Gefallen, und zwar an den verschiedenartigsten Gegenständen, musikalischen Instrumenten, Bildern, Kaminen, Kodexen, gedruckten Büchern usw. Ihrem Agenten in Rom trägt sie auf, ihr „die Weltkarte und die Himmelszeichen, die auf zwei festen Sphären in der Bibliothek des Papstes gemalt sind," kopieren zu lassen. Sebastiano del Piombo muß in Rom für sie Ankäufe von Medaillen machen. Ein Mann hatte ihr zwei Figuren als Antiken verkauft, die sie als moderne erkannte; sie verlangte, daß er ihr das Geld zurückerstatte, oder ihr etwas anderes Schönes dafür gebe, z. B. eine schöne Medaille, die er ihr in Rom gezeigt hatte, und sie sagte ihm: „Lieber will ich ohne Ersatz für die Figuren bleiben, als schlechte und gemeine Sachen dafür haben."

Einmal jedoch hielt auch sie einen schlafenden Kupido für eine Antike, die aber die Arbeit Michelangelos war. Dieser schlafende Kupido war für dreißig Dukaten in die Hände eines gewissen Baldassare gekommen und dieser hatte ihn als eine Antike dem Kardinal San Giorgio für 200 Dukaten verkauft. Als die Sache bekannt wurde, schickte der Kardinal den Kupido zurück und verlangte das Geld zurück, indem er sich etwas beklagte. Michelangelo, dem alles Unredliche widerstrebte, wollte ihn wiederhaben und ging zu jenem Baldassare, eingeführt durch einen

Brief des Lorenzo Francesco Medici: „Ich gab dem Baldassare den Brief und forderte von ihm das Kind, indem ich versprach, ihm das Geld zurückzugeben. Er antwortete mir sehr zornig, daß er es eher in tausend Stücke schlagen würde, daß er es sei, der das Kind gekauft habe, daß es sein wäre, und daß er gar nicht daran dächte, es wiederzugeben." Die Sache geriet darauf in Vergessenheit, aber man erfuhr später, daß Baldassare die Statue wieder als Antike verkauft habe, und daß sie in die Hände des Cesar Borgia gekommen sei, zugleich mit einer Venus in Marmor, die wirklich antik war. Die Marchesa Isabella wünschte lebhaft, den Kupido und die Venus zu besitzen. Sie wandte sich daher an ihren Bruder, den Kardinal Este in Rom und schrieb ihm: „Ich, die ich mir so viele Mühe gebe, mein Studierzimmer mit schönen Gegenständen zu schmücken, wünschte außerordentlich jene zu haben, auch scheint es mir nicht unmöglich, da ich weiß, daß Seine Herrlichkeit kein großes Vergnügen an Antiken findet, und daß er daher leicht geneigt sein wird, andere damit zu erfreuen. Da ich aber nicht näher mit ihm bekannt bin, so daß ich ohne Vermittlung es nicht wagen kann, ihn um solche Gefälligkeit zu bitten, so habe ich gedacht, mich an die Autorität Ew. Herrlichkeit zu wenden, indem ich Sie um die Gnade ersuche, durch Brief und Bote jene Venus und den Kupido als Geschenk zu erbitten, mit dem Erfolg, der uns beide befriedigen wird. Ich würde sehr zufrieden sein, wenn es Ew. Herrlichkeit gefiele, es ihm für mich vorzuschlagen, und da ich es als ein großes Ansuchen ansehe, habe ich einen reitenden Boten ausdrücklich von Mantua nach Rom geschickt, denn ich könnte keine größere Freude und Gnade, weder von Seiner Exzellenz, noch von Ew. Herrlichkeit, der ich mich empfehle, erhalten." Der Herzog Valentino war gleich willig bemüht, dem Wunsch der schönen Marchesa zu willfahren. Aber sie, die ein so feines Urteil hatte, bekam kaum den Kupido zu sehen, als sie die Fälschung erkannte, und drei Wochen nachher, als sie ihrem Gemahl

schrieb, warf sie wie zufällig, ohne ein anderes Wort hinzuzufügen, die Bemerkung hin: „Der Kupido hat als modernes Werk nichts seinesgleichen.“ Die Marchesa hatte in ihrem Palast in Mantua sich zwei Wohnungen eingerichtet, eine zu ebener Erde, die das Museum ihrer Altertümer wurde und die Grotta hieß, und eine im oberen Stock, die das Paradies hieß und wundervoll ausgemalt und geschmückt war. Am liebsten aber waren ihr zwei kleine Zimmer, die sie ihr Studiolo nannte, und die wie ein kleines Heiligtum am besten ein Bild von dem Geist und Geschmack der Marchesa gegeben haben müssen. — Die Wände des ersten dieser Zimmerchen waren mit herrlich eingelegtem Holzgetäfel bedeckt, und darauf hingen Bilder der besten Maler. Die hölzerne Decke war mit schönen Reliefornamenten und goldenen Arabesken auf blauem Grunde versehen, auf der einen Seite las man den Namen „Isabella Estens Marck Mantane 1527“, auf der andern Seite die Devise, die sie sich erwählt hatte: „Nec spe, nec metu“, um anzuzeigen, daß ihre heitere, reine Seele über den irdischen Widerwärtigkeiten schwebe und weder von Furcht noch von Hoffnung bewegt werden könnte. Die Türe, die in das zweite Zimmer führt, ist ganz von Marmor mit reizenden Medaillons und Basreliefs, und die Decke dieses Zimmers, das etwas größer ist als das erste, ist in derselben Art gearbeitet wie jenes, aber noch vollkommener; vielleicht das Vollendetste der Art, was in Italien damals gemacht worden ist. Hier bewahrte sie die Bücher, die Aldo Manutius ihr sogleich sandte, wenn sie aus seiner Presse kamen; hier hatte sie den Kupido des Michelangelo, und gegenüber einen anderen Kupido griechischer Arbeit, dem ein Gedicht von Giovanni Battista, dem Mantovaner, und ein Epigramm von Castiglione gewidmet wurde. Hier hingen die Bilder, die ihr am wertesten waren, von Costa, von Perugino, von Correggio und von Mantegna. Für dieses kleine Studio wünschte sie auch ein Bild von Giovanni Bellini, um das sie sich sehr bemühte. Sie hatte durch Bembo

darum gebeten, und Bellini hatte es versprochen; aber als er zögerte, schrieb sie ihm selbst im Jahr 1505: „Meister Johannes, wie sehr es unser Wunsch sei, ein von Eurer eignen Hand gemaltes Bild zu haben, um es in unser Studio, neben die Bilder Eures Schwagers Mantegna zu stellen, könnt Ihr schon damals ersehen haben, als wir Euch zuerst darum ersuchten, aber wegen der vielen Beschäftigung habt Ihr nicht gekonnt. Der durchlauchtige Pietro Bembo jedoch, der in den vergangenen Monaten hier war, hat mir wieder Mut und Hoffnung gegeben, es noch erhalten zu können." Einige Zeit darauf schreibt sie: „Wir waren außerordentlich zufrieden, daß Ihr geneigt seid, das Bild zu malen, von dem wir Euch neuerdings geschrieben haben, da wir noch immer den heißen Wunsch hegen, es von Eurer Hand gemalt zu besitzen, und da wir jetzt nichts Wünschenswerteres erhalten könnten. Wir werden daher das Maß nehmen lassen von dem Platz, wo das Bild hin soll; diesen Mai erwarten wir den durchlauchtigsten Pietro Bembo, der von Venedig zurückkehrt, und er, der die anderen Erfindungen gesehen hat, die sich in unserem Studio befinden, möge diejenige auffinden, die Ihr ausführen mögt."

Isabella Gonzaga vereinigte mit ihren anderen Vorzügen auch eine große Begabung für die Musik; als sie im Jahr 1502 zu der Hochzeit Lucrezia Borgias mit Alfonso d'Este in Ferrara war, schreibt sie an ihren Gemahl: „Als der Ball zu Ende war, wurden so viele Bitten an mich gerichtet, daß ich gezwungen war, das meinige zu tun durch Gesang zur Laute, und so beendeten wir den Tag um 5 Uhr die Nacht." Die vornehmen Frauen jener Zeit lernten alle singen und spielen, die Musik war ein Hauptteil der Erziehung und einer der häufigsten Gegenstände der Unterhaltung, und außer Isabella waren noch viele andere Frauen in dieser Kunst ausgezeichnet. Daß z. B. Tarquinia Molza es war, wird vollauf durch die Worte bewiesen, mit denen Patrizi ihr seine peripathe-

tischen Diskussionen widmete. Nachdem er sie, wegen ihres Wissens in Logik, Moral, Physiologie, Theologie und italienischer und lateinischer Literatur, hochgelobt hat, fügt er hinzu: „Was soll ich aber von der Musik sagen? Es gibt keinen noch so unterrichteten Mann in ihr, der Euch gleichkäme, oder Euch überträfe. Wenn Ihr zum Cembalo singt, oder, die Stimme mit den Tönen der Zither vereinigend, zu gleicher Zeit Höhe und Tiefe hören laßt, so scheint es, daß alle Grazien Euch umgeben."

Aber unter allen den Frauen, die im 15. und 16. Jahrhundert die Künste ehrten und beschützten, steht doch höher als alle anderen Vittoria Colonna, Marchesa von Pescara, die schon im reiferen Alter den großen Michelangelo begeisterte und von ihm leidenschaftlich geliebt wurde. Er nannte sie seine Seele und auch das Licht unseres Jahrhunderts, ja, das Licht der Welt. Als Vittoria sich in das Kloster zu Viterbo zurückzog, verließ Michelangelo öfters Rom, um sie zu besuchen, und zuweilen kam die Marchesa auch nach Rom, nur um ihn zu sehen. Wenn sie getrennt waren, blieben sie in beständigem Briefwechsel und schickten sich gegenseitig Sonette zu. Einmal findet die Marchesa, daß der Briefwechsel zu eifrig wird und fürchtet, daß es ihr die Zeit nehme zu den Werken der Mildtätigkeit. „Unserer fest begründeten Freundschaft und unserer mit christlichem Band geknüpften Neigung sicher", schreibt sie, „will ich nicht durch meine Briefe Beweise der Eurigen hervorrufen, sondern eine wichtige Veranlassung abwarten, um Euch zu schreiben." Es ist bekannt, daß er drei Bilder für Vittoria gemalt hat: Einen Christus am Kreuz, der mit erhobenem Haupt dem Vater seinen Geist befiehlt; eine Samariterin am Brunnen und einen toten Christus im Schoße der Jungfrau, daneben zwei Engel. Vittoria dankt ihm mit folgenden Worten: „Ich hatte einen großen Glauben, daß Gott Euch eine übernatürliche Gnade erweisen werde, um diesen Christus zu malen, als ich ihn aber so wundervoll sah, hatte er alle meine

Erwartungen übertroffen. Ermutigt durch Eure Wunderwerke wünschte ich nur, was ich nun bewunderungswürdig vollendet sehe, so daß in allen Teilen die höchste Vollkommenheit da ist, und daß man nichts mehr wünschen kann, ja nicht einmal daran denken kann, mehr zu wünschen. Ich freue mich so sehr, daß der Engel zur Rechten der schönere ist, denn Michael wird Euch, Michelangelo, am jüngsten Tag zur Rechten des Herrn stellen, und, bei dem allen weiß ich Euch nicht anders zu dienen, als, indem ich zu diesem süßen Christus, den Ihr so gut und vollkommen gemalt habt, bete und Euch bitte, mich als die Eurige in allem und für alles anzusehen."

Der Eindruck, den Vittorias Tod auf Michelangelo machte, war überwältigend, und Condivi, sein Freund, sagt, daß er für einige Zeit ganz von Sinnen war. Er sagte, daß er nichts anderes bedaure, als daß er, wie er gegangen sei, sie nach ihrem Scheiden aus diesem Leben noch einmal zu sehen, ihr nicht so die Stirne geküßt habe, wie er ihr die Hand geküßt hätte. In dieser Empfindung konnte nichts Profanes sein, wenn man der Reinheit des Lebens der Vittoria und des sittlichen Ernstes Michelangelos gedenkt. Es waren zwei große Seelen, die sich, erhaben über alle Kleinheit der Erde, verbunden hatten.

Kommen wir nun zu den Frauen, welche die Kunst selbst ausübten und darin hohen Ruhm, gleich den berühmtesten Männern ihrer Zeit erwarben. Da war zunächst Caterina De Vicri, in Bologna 1413 geboren, eine der ersten Malerinnen, von denen die Geschichte uns erzählt. Sie wurde von frühester Kindheit an im Zeichnen, in Literatur und Musik unterrichtet, und als sie mit ihrem Vater nach Ferrara kam, wohin dieser von Niccolò III. von Este berufen war, wurde sie am Hofe aufgenommen und des Fürsten Tochter Margareta zugesellt, die dieser Gefährtin ihrer Jugend durch das ganze Leben große Zuneigung bewahrte. Aber Caterinas Gemüt zog sie zu der Einsamkeit des Klosters und zu der Inbrunst des mystischen Lebens

hin. Als Margarete Roberto Malatesta, Herrn von Rimini, heiratete, blieb sie in Ferrara und nahm das Kleid der Nonnen von St. Chiara, kehrte später nach Bologna in ein Kloster desselben Ordens zurück und starb 1463. Es scheint, daß sie mit Miniaturmalerei anfing, und man kann glauben, daß sie der Schule jenes Franco angehörte, von dem Dante spricht, als er Oderisi im Purgatorio begegnet:

„Oh, diss' io lui, non se' tu Oderisi,
L' onor d' Agobbio e l' onor di quell' arte
Ch' alluminare è chiamata in Parisi?
Frate, diss' egli, più ridon le carte,
Che pennelleggia Franco Bolognese;
L' onore è tutto or suo e mio in parte."

Sie malte aber auch größere Gemälde, und es sind mehrere Werke von ihr übrig geblieben, u. a. ein Bild in Venedig in San Giovanni in Abragora, mit acht Figuren von Heiligen darauf; dann zwei kleinere Bilder, eines in der Galerie von Venedig und eines in Bologna, die beide denselben Gegenstand darstellen; die heilige Ursula stehend, mit einem großen Mantel bekleidet, unter dem sie die Jungfrauen, die ihr folgten, sammelt; diese Bilder wurden 1456 gemalt, wie man in einer Inschrift auf ihnen lesen kann. Die Komposition ist sehr einfach und es spricht daraus die ganze Lieblichkeit ihres Gemüts, von der auch ein Büchlein zeugt, das sie sterbend hinterließ, und das den Titel führt: „Die Waffen, die zum geistlichen Kampfe nötig sind." — Dies Büchlein ist in italienischer, sehr reiner Sprache und in gutem Stil in der Art der Trecentisten geschrieben und atmet jene mystische Inbrunst, die auch den hl. Franziskus durchflutet in seiner unaussprechlichen Liebe zu allen Kreaturen als den Werken Gottes. Mit mystischer Exaltation fängt sie an zu schreiben und gerät aus der Prosa in poetischen Schwung:

„Ciascheduna amante che ama il Signore
Venga alla danza cantando d' amore.
Tutta infiammata
Solo desiderando Eolui che l' ha creata."

Und dann, aus innerstem Antrieb Dichterin, sagt sie wieder, wo sie die Demut verherrlicht und die Vernichtung des eigenen Selbst:

„O alta nichilitade,
Tuo atto è tanto forte,
Che apri tutte le porte
Ed entri nell' infinito." —

In rührender Weise erzählt sie von sich selbst: „Durch das öftere tägliche Erflehen der himmlischen Hilfe schien es mir nach kurzer Zeit, als ob die Kräfte meines zerbrechlichen Körpers zu schwinden begännen, und ich habe nur mit vieler Anstrengung dazu kommen können, dieses Büchlein zu schreiben, wegen der großen Schwäche, die mir nicht nur die Hand zittern macht, sondern auch den Kopf und den ganzen Körper, und zufrieden bin ich um der Liebe Christi willen, je eher der sterbliche Weg aufhört." Sie beendet das Büchlein wie folgt: „Ich, Caterina, arme Bologneserin, von mir selbst Hündin genannt, schrieb durch göttliche Eingebung mit eigener Hand dieses Büchlein und habe es während meines Lebens niemals jemand, wer es auch sein mochte, gezeigt." —

Aber außerdem, daß sie Miniaturen und große Gemälde malte, daß sie musizierte und schrieb, war sie auch von so hoher Tugend, daß die Schwestern des Klosters nicht nur trostlos waren über ihren Tod, sondern ihr auch die Ehren des Kultus widmeten. Sie schrieben ihr Wunder jeder Art zu, u. a., daß sie die Einnahme Konstantinopels durch die Türken am selben Tage, an dem diese erfolgte, nämlich am 27. Mai 1433, angezeigt habe. Als sie drei Wochen nach ihrer Beerdigung ihren Körper betrachteten, behaupteten sie, diesen vollkommen erhalten, hellleuchtend, so schön, wie in

der ersten Jugend, und süßen Wohlgeruch ausströmend, gefunden zu haben, und da sie ihn ausgegraben hatten, bewahrten sie ihn für die Verehrung der Gläubigen. Auch genügte den Bolognesen ihre Seligsprechung nicht, sodaß sie, zwei Jahrhunderte später, als die katholische Reaktion gegen den Protestantismus am heftigsten war und die Wunder des Glaubens am meisten gerühmt wurden, durch mächtige Vermittler vom Papst ihre Heiligsprechung verlangten. Diese erfolgte nach allen Formeln der Heiligsprechung, die von Clemens XI. eingeführt waren, und wurde von den Bolognesen mit ungeheurem Jubel aufgenommen und mit aller Art von Festen gefeiert. Noch heute wird dieser Leichnam, nun zur Mumie geworden, aufbewahrt und für die Verehrung der Gläubigen ausgestellt. In der Mitte einer kleinen Seitenkapelle der Kirche des Corpus Domini ist eine Art Tribüne, auf welcher die Heilige zierlich gekleidet sitzt; neben ihr befinden sich zwei Gemälde von ihr, ein Brevier der Madonna von ihr, mit Miniaturen geschmückt, die Viola, die sie spielte, das Manuskript, in dem sie ihre Gefühle und Gedanken niederlegte. All diese Gegenstände verbreiten auch in den widerspenstigsten Gemütern ein Gefühl von Ehrfurcht gegen ihr Andenken. Viele Akademien erklärten sie zu ihrer besonderen Beschützerin und im vorigen Jahrhundert wurde eine Medaille geschlagen, auf der die Heilige dargestellt ist, im Begriff, eine Tafel, die von einem Engel gehalten wird, zu malen.

Die Kunst erhob sich aber rasch zu höheren Geschicken und erreichte schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts und am Anfang des folgenden den Gipfel der Vollendung. Diesem glücklichen Zeitpunkt gehört Properzia De Rossi an. Man sagt, daß Canova den Ausspruch getan habe, daß der zu frühe Tod der Properzia entschieden zu den größten Mißgeschicken gehöre, welche die schönen Künste in Italien betroffen hätten, so hoch war seine Bewunderung der wenigen Skulpturen, die uns von diesem großen, schöpferischen Geist übrig geblieben sind. Auch schon vor ihm hatte Vasari

erklärt: „Ihre Mitbürger hielten sie für ein Wunder der Bildhauerkunst unserer Zeit." — Daß sie in Bologna geboren war, wird unzweifelhaft in einer gerichtlich verfaßten Schrift vom Jahr 1516 festgestellt. Dagegen ist das Jahr ihrer Geburt nicht genau bestimmbar, doch muß es gegen das Ende des 15. Jahrhunderts zu setzen sein, denn alle Nachrichten stimmen überein, daß sie noch sehr jung war, als sie 1530 starb. Sie war sehr schön von Gestalt und die Büste, die Alfonso Lombardo von ihr gemacht hat und die uns erhalten ist, gibt eine Idee von der Anmut und Würde ihres Angesichts.

Properzia pflegte die Literatur und die Musik und spielte und sang besser als alle anderen Frauen der Stadt; dann lernte sie bei Marcantonio Raimondi zeichnen, zog aber die Bildhauerei vor und hinterließ in ihr einige Werke, die würdig sind, den berühmtesten Werken ihrer Zeitgenossen an die Seite gestellt zu werden. Ehe sie aber anfing in Marmor zu arbeiten, begann sie, da sie wunderliche Einfälle hatte und diese geschickt ausführte, Bildwerke auf Pfirsichkerne einzuschneiden, was sie mit unendlicher Geduld und so vortrefflich machte, daß es wunderbar zu betrachten war, sowohl wegen der Feinheit der Arbeit, als wegen der Anmut der Figürchen, die sie darauf abbildete, und wegen der künstlerischen Art, diese zu gruppieren. Neu war dies freilich nicht, denn die Geschichte erzählt uns von bewunderungswürdigen Schnitzereien ähnlicher Art, die im Altertum von dem Bildhauer Mirmecides und dann von Callicratus verfertigt wurden. Es muß erstaunlich gewesen sein, die Leidensgeschichte Christi auf einer so kleinen Nuß auf das schönste ausgeschnitten zu sehen, mit einer Menge Personen noch außer dem Gekreuzigten und den Aposteln. Dieses Werk, das Vasari beschreibt, ist unglücklicherweise verloren gegangen, aber ein anderes ist erhalten, das sich bei dem Grafen Prospero Marsigli befindet, dem Erben der Familie Grassi, für die Properzia es machte. Dieses besteht aus elf Pfirsichkernen, die in Silber-

filigran, mit dem Wappen der Familie darauf, gefaßt sind. Auf der einen Seite eines jeden Kernes ist ein Apostel mit seinem Namen und einem Vers des Credo eingeschnitten, auf der anderen Seite eine heilige Jungfrau mit einem Motto, das sich auf ihre Verdienste bezieht. Nicht ganz mit völliger Gewißheit wird Properzia auch jene Glorie mit Heiligen zugeschrieben, die auf einem Kirschkern eingeschnitten ist und sich im Kabinett der Gemmen in der Galerie zu Florenz befindet und auf dem man mit großer Genauigkeit 60 kleine Köpfe unterscheidet.

Von diesen feinen Arbeiten ging sie zu größeren Werken über. In der größten Kirche Bolognas, der des hl. Petronius, sind die Basreliefs der Haupttüre von Jacopo della Luercia im Jahr 1430 gemacht, aber die beiden Seitentüren sollten erst im Jahr 1520 zur Vollendung kommen. Properzia verlangte einen Teil der Arbeit zu übernehmen, und die Werkleute des Baues waren es zufrieden, verlangten aber als Probe ein von ihrer Hand in Marmor gehauenes Bildwerk zu sehen. Wahrscheinlich hatte sie zu jener Zeit noch nicht die Verzierungen in der Hauptkapelle von Santa Maria del Barcano ausgeführt, sonst hätte diese Forderung gewiß nicht stattgefunden; denn die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Arabesken und die Verschlingungen von Blättern, Fackeln, Löwen und ähnlichen Dingen sind so wunderbar schön, daß sie genügt hätten, von ihrer Kunstfertigkeit Zeugnis zu geben. Sie machte den Werkleuten zu Gefallen ein Bild des Grafen Pepoli in Basrelief, das vortrefflich ist. Danach wurde ihr ein Teil der Arbeit an den Türen übertragen. Sie meißelte darauf die Geschichte des Joseph mit der Frau des Potifar, die, an dem Erfolg ihrer Bitte verzweifelnd, ihn an einem Ende des Kleides festzuhalten sucht. Vasari sagt, es war mit weiblicher Grazie gemacht und mehr als wundervoll. In den Registern des Baues findet sich unter dem Datum des ersten Juni 1525 folgendes eingetragen: „Der Madonna Properzia De Rossi elf Lire für eine Sibylle in Marmor“,

und weiter im September desselben Jahres: „Madonna Properzia De Rossi 10 Lire und 19 Soldi für einen Engel, von ihr gemeißelt", und dann im August 1526: „Der Properzia 40 Lire und 3 Soldi, als Rest für 2 Sibyllen, einen Engel und 2 Bildchen". Es befindet sich auch in der Sakristei des Tempels, außer der schon erwähnten Geschichte von Joseph, ein anderes Basrelief, das die Königin Saba vorstellt, die kommt, Consalvo zu begrüßen. Auch werden Properzia zwei Engel zugeschrieben, die man in einer der Kapellen desselben Tempels bewundert, und es scheint, daß sie in den letzten Jahren ihres Lebens, eingedenk der Lehren des Marcantonio, angefangen habe, in Kupfer zu graben, um zu zeigen, daß sie in jeder Weise Vollendetes leisten könne.

Bologna sah zu jener Zeit die zwei höchstgestellten Personen der Welt in seinen Mauern, Papst Clemens VII. und Kaiser Karl V., und beherbergte sie mehrere Monate. Es handelte sich hier nicht nur darum, die Dinge in Italien, sondern die der ganzen Christenheit in Ordnung zu bringen. Die Unterdrückung des Feudalismus und die Bildung der großen Staaten Europas, die Vereinigung aller Rechte und Privilegien mit der Krone, die stehenden Heere, die disziplinierte und mit Artillerie versehen wurden, die Entdeckung von Amerika, die Erfindung der Buchdruckerkunst — alles dies waren Zeichen des modernen Zeitalters, das herannahte. Auf der anderen Seite fing das Papsttum an, den Glanz zu verlieren, den es zu den Zeiten eines Gregor, eines Innozenz und Bonifazius gehabt hatte. Die inneren Zerwürfnisse der Kirche und der deutsche Protest hatten seine Grundlagen stark erschüttert, wenn auch noch nicht ganz vernichtet. Aber die Päpste hatten jetzt den Arm der weltlichen Fürsten nötig, um zu verhindern, daß die Ketzerei sich ausbreite, und die Fürsten fühlten, daß sie in der religiösen Autorität das Schutzmittel besäßen gegen den Geist der Freiheit, der sich in den Völkern zu regen anfing. Dazu kam, daß die Päpste nicht nur eine weltliche Macht für die Kirche begründet

hatten, sondern auch für ihre Familien, was der römischen Politik ein nichts weniger als religiöses Gepräge gab. Aus diesen Ursachen wurden die Beziehungen zwischen dem Papsttum und den weltlichen Mächten nach und nach ganz neue. Schon vor fünfzehn Jahren waren, ebenfalls in Bologna, Leo X. und Franz I. von Frankreich übereingekommen, die Rechte des Klerus und des christlichen Volkes, bei der Wahl ihrer Seelsorger, zwischen sich zu teilen. Dies Werk wurde jetzt fortgesetzt, und die Einigung zwischen Krone und Altar wurde befestigt.

Karl V., der im Anfang den Neuerungen der Lutheraner in Deutschland Raum gelassen und seinen Soldaten erlaubt hatte, Rom zu erobern und zu plündern, übernahm nun das Amt eines Verteidigers des Glaubens, zwang aber zugleich den Papst, ein Konzil zusammenzuberufen. Nicht nur die kirchlichen Fragen, sondern auch die Zustände in Italien bedurften nach so vielen Stürmen der Ruhe. Neapel, Sizilien, Sardinien standen schon unter der unmittelbaren Herrschaft des Kaisers. Die italienischen Fürsten waren fast alle nach Bologna geeilt, teils als Vasallen des Reichs, teils, um die Großmut des Siegers zu erflehen, indem sie von ihm den Urteilsspruch erwarteten, der ihr zukünftiges Geschick bestimmen sollte. Bei der Feierlichkeit der Krönung, die am 29. Februar 1530 in der Kirche von San Petronio erfolgte, schritten der Herzog von Savoyen mit der Krone, der Marchese von Montferrat mit dem Zepter und der Herzog von Urbino mit dem Schwert voran. Es befanden sich in Bologna die Gonzaga, die Sforza, die Este. Die Gonzaga vertauschten den Titel des Marchese mit dem eines Herzogs von Mantua, Francesco Sforza kehrte nach dem Wohlgefallen Cesars zu der Herrschaft über Mailand zurück, die Este wurden, ungeachtet des heftigen Widerspruchs des Papstes Clemens, wieder in ihre Rechte eingesetzt. Diesem wurde dagegen die Republik in Florenz geopfert, und der künftige Tyrann derselben, Alexander, der Bastard Lorenzos, befand sich im Gefolge des Kai-

sers zusammen mit den Gesandten aller europäischen Fürsten und mit den großen Herren Italiens, Spaniens und Deutschlands. Während dieser Monate wimmelte die Stadt von Prälaten, Heerführern, vornehmen Frauen und Literaten, und natürlich konnten da die Kunst und die Künstler nicht vergessen werden. Clemens VII., der Properzia De Rossi schon dem Ruf nach kannte und achtete, verlangte, daß man sie zu ihm führe, erhielt aber die Antwort, daß sie vor einigen Tagen gestorben sei; es muß daher ihr Ende im Februar 1530 erfolgt sein. Sie war nicht bloß, neben der Kunst, sehr wohl in häuslichen Dingen erfahren, sondern auch in vielen Wissenschaften, so daß sie nicht bloß Bewunderung, sondern sogar Neid erregte, und zwar nicht allein bei Frauen, sondern auch bei Männern. Ein gewisser Amico Aspertini, Schüler des Costa, ein mißgünstiger, böser Mensch, verfolgte sie mit seinem Haß, und auch das Grab machte den Verfolgungen ihrer vielen Neider kein Ende. Diese verbreiteten das Gerücht, daß sie infolge einer Leidenschaft für einen schönen Jüngling gestorben wäre, in den sie sterblich verliebt gewesen sei, der sie aber verschmäht habe. Man setzte hinzu, daß sie, als sie die Frau des Potifar darstellte, sich selbst und ihr eigenes Mißgeschick habe abbilden wollen. Es gibt aber dafür gar keine Beweise und es irren diejenigen, die solche zu finden glaubten, indem sie, die Archive in Bologna durchsuchend, daselbst eine Klage fanden, die ein Samtfabrikant gegen sie und gegen Anton Malvasia, den der Ankläger als ihren Liebhaber bezeichnete, erhoben hatte, wegen eines Schadens, der seinem Garten, der an den der Properzia stieß, zugefügt worden sei. Diese Anklage jedoch fand schon zehn Jahre vor ihrem Tode statt und hatte durchaus keinen Erfolg, hätte außerdem auch gerade das Gegenteil von dem bewiesen, was man von ihrer unglücklichen Liebe gesagt hatte. Es ist daher erlaubt zu glauben, daß der Neid, so wie er sie im Leben gequält hatte, sie auch noch über das Grab hinaus verfolgte. Von Properzia, der Schönen, Geistvollen, mit jeder liebenswür-

digen Eigenschaft Begabten, kann man gewiß nicht sagen, daß das Wort des Dichters falsch sei:

„Amor che a nulla amato, amor perdona.“

In Bologna wurde die Kunst zweimal wiedergeboren. In der ersten Periode knüpfen sich ihre Anfänge an die Schule von Ferrara an; ihr Haupt war Francesco Francia, von dessen Madonnen Raffael sagte, er habe niemals schönere, andächtigere und besser gemalte gesehen. Seine Schule hatte jedoch nur eine kurze Glanzzeit. Die zweite Periode fängt an, als schon die andern Schulen dem Verfall zuneigten, und da gründeten die Carraccis mit ihren Nachfolgern die akademische Schule. Zwischen der einen und der andern dieser Perioden liegt über ein Jahrhundert, und während der Zeit waren die Bolognesen ohne besondere Erfindung, nur Eklektiker und Vorläufer der Manier der Carracci. Ein solcher war Prospero Fontana, kein zu verachtender Maler, aber berühmter dadurch, daß er der Welt eine Tochter gab, die ihn bei weitem übertraf.

Lavinia Fontana war 1552 geboren und wurde vom Vater für die Kunst erzogen. Noch ganz jung erwarb sie sich schon großen Ruhm und es wurde so viel von ihr gesprochen, daß Gregor XIII. sie nach Rom berief und sie, nach damaliger Sitte, zu seiner Hofmalerin ernannte. Die römischen Fürstinnen bereiteten ihr bei ihrer Ankunft einen festlichen Empfang und nahmen sie in die Intimität ihrer Familien auf. Mehrere vornehme und reiche Männer warben um sie, aber sie schlug die besten Verbindungen aus, weil sie sagte, daß sie nur einen Gemahl wolle, der sie ganz frei ließe in der Ausübung ihrer Kunst. Sie fand ihn endlich in einem gewissen Zappi aus Imola, der auch etwas Künstler war, aber so wenig bedeutend, daß sie ihm nur selten erlaubte, die Draperien auf ihren Bildern zu malen, aber nichts anderes. Noch bei ihren Lebzeiten wurde ihr eine Medaille gewidmet, und sie starb, von Freunden und Be-

wunderern geehrt, in Rom im Jahr 1612. Sie hat viele Bildnisse gemalt, u. a. ihr eigenes, im Begriff, eine antike Statue, die vor ihr steht, zu zeichnen; dasselbe befindet sich in der Galerie zu Florenz. Außerdem malte sie viele historische Bilder, die durch ganz Europa zerstreut sind und auch neben den hervorragendsten Meisterwerken bewundert werden. In der Pinakothek zu Bologna befindet sich ein Francesco da Paula von ihr, der das neugeborene Kind eines vornehmen Geschlechts, ihm, von der Mutter in Begleitung reichgekleideter Frauen dargereicht, segnet. Diese Mutter ist Luise von Savoyen, die den hl. Francesco bittet, daß sich die ihr gemachte Prophezeiung, ihr Sohn werde eines Tages den Thron von Frankreich besteigen, erfüllen möge. Und sie erfüllte sich wirklich durch den Tod Ludwig XII., der kinderlos starb, so daß die Thronfolge auf das Haus Orleans überging. Diese Luise von Savoyen verhandelte und schloß später mit dem Kaiserreich und mit Spanien den Frieden von Cambrai, und das Kind, das dem heiligen Mönch mit so viel Hoffnung dargereicht wird, wurde eines Tages Franz I., König von Frankreich. In der Galerie Zambeccari befindet sich ein Bild, von Lavinia gemalt, die Geschichte Salomos und der Königin Saba darstellend, und zu den Figuren hatte sie die Bildnisse des Herzogs von Mantua und vieler seiner Hofleute benutzt. Im Escurial ist das Gemälde einer heiligen Familie von Lavinia; das Kind liegt schlafend im Schoß der Jungfrau und sie hebt den Schleier auf, um es zu zeigen; „ein Gemälde," sagt Mazzolari davon, „so bemerkenswert, heiter und anmutig, von so vortrefflichem Kolorit und so voll Holdseligkeiten, daß man nie müde wird, es anzusehen."— Eine andere heilige Familie ist in der Dresdner Galerie, und in der Galerie zu Berlin befindet sich eine liegende Venus, die aus dem Köcher Amors einen Pfeil raubt; dieser schläft unter einem schönen, mit Früchten beladenen Baum, und um ihn stehen sechs Genien der Freude, von denen der eine ihn liebkost, ein anderer ihm den Bogen spannt, ein dritter ihm Äpfel ab-

bricht und noch ein anderer Venus den Spiegel und das Geschmeide bringt.

Zu den Bologneser Malerinnen kommt noch schließlich Elisabetta Sirani, die freilich erst dem folgenden Jahrhundert angehört. Von ihrem Vater, Giovanni Andrea, Freund und Schüler Guido Renis, mit aller Sorgfalt erzogen, wurde sie hervorragend in der Kunst und genoß von früher Jugend an einen so großen Ruf, daß nicht nur ihre Mitbürger sie ehrten, sondern auch viele Fürsten, wie Cosimo III. von Toskana und andere, sie auf der Durchreise durch Bologna besuchten. Obgleich sie schon mit 27 Jahren starb, sind doch viele schätzenswerte Arbeiten von ihr übrig: die große Leinwand von der Certosa in Bologna, die Taufe Christi darstellend, die sie in ihrem zwanzigsten Jahr malte; ein heiliger Antonius von Padua, dem das Jesuskind erscheint, in der Pinakothek zu Bologna; im Pariser Museum ein schlafender Amor; in der Wiener Galerie zwei Frauen, die sich schmücken; in München eine allegorische Figur, den Genius der Unbeständigkeit darstellend. Sie grub außerdem mit vieler Freude in Acqua forte und ihre Stiche sind von Adam Bartsch beschrieben worden. Ihr Tod erfolgte ganz unvorhergesehen, mit furchtbaren Konvulsionen, weshalb man glaubte, daß sie vergiftet worden sei, und zwar von einem Senator Reali, dessen Liebesanträge sie mit Verachtung zurückgewiesen hatte. Es existiert noch eine Karikatur dieses häßlichen Verehrers, von ihr mit der Feder gezeichnet, die, wie man glaubte, die Ursache seines Zorns und der schändlichen Tat gewesen sei. Es wurde auch sogleich ein Prozeß eingeleitet, aber nur gegen die Dienerin, die das Verbrechen ausgeführt haben sollte, und es sind Urteile von Gerichtspersonen vorhanden, welche die Vergiftung bestätigen; trotzdem wurde die Schuld niemals völlig bewiesen, und die Magd wurde nur entfernt. Die Bolognesen beklagten den Tod der Sirani auf das tiefste, und Saulo Guidotti wollte, daß sie in der Gruft seines vornehmen Geschlechts beigesetzt werde an der Seite

Guido Renis, den sie sich zum Vorbild erwählt hatte. Wir besitzen ihr Bildnis, von ihr selbst gemalt, auf dem sie im Begriff ist, das Porträt ihres Vaters zu machen. Man kann sie eigentlich nicht schön nennen, aber es spricht eine anziehende Sanftheit aus ihren Zügen und eine süße melancholische Lebendigkeit aus ihren Augen. Es fehlte ihr nicht an Lob aller Art in Gedichten und Inschriften, aber der größte Ruhm bleibt ihr in ihren Bildern; und in der Vorstellung dessen, was sie geleistet hätte, hätte sie länger gelebt. —

Doch kehren wir zurück zum 15. Jahrhundert, da finden wir in Florenz Plautilla, Tochter des Luca Nelli, 1523 geboren und wahrscheinlich von einem Schüler des Fra Bartolommeo in der Malerei unterrichtet. Sie trat in das Kloster der heiligen Caterina von Siena ein und wurde Priorin darin. Auch sie begann mit Miniaturen, ehe sie Werke von Bedeutung malte. Vasari, der sie sehr lobt, macht die Bemerkung, daß die Gesichter der Frauen auf ihren Bildern viel besser und naturwahrer gemalt seien als die Köpfe der Männer, was er dem zuschreibt, daß sie als Nonne so viel Frauen sah, als sie wollte. Es gibt von ihr ein Abendmahl im Refektorium ihres Klosters und eine Kreuzabnahme in der Akademie der schönen Künste in Florenz. Sie malte noch andere Bilder für Häuser der Edelleute daselbst, aber leider sind sie spurlos untergegangen. Dasselbe Schicksal erfuhren die Werke von Madonna Lucrezia, Tochter des Alfonso Quistelli della Mirandola, die als Schülerin des Allori viele berühmte Gemälde und Bildnisse machte, von denen Vasari sagt, daß sie es verdienten, von jedermann hoch gelobt zu werden. Vielleicht gelten sie jetzt für Werke ihres Lehrers, und so wird Lucrezia, weil sie eine Frau war, vergessen und der Ehre beraubt, die ihr für ihre Kunst gebührt hätte.

Glücklicher waren in dieser Beziehung zwei Frauen, die beide im Jahr 1540 geboren wurden, beide aus vornehmen Familien stammend und beide großes Ansehen bei ihren Mitlebenden erwerbend. Die eine derselben ist Irene von

Spielimberg, von der Attanasi von Calvi uns eine Lebensbeschreibung hinterließ. Der Graf Maniago spricht von ihr mit Bewunderung und Wehmut in der „Geschichte der schönen Künste im Friaul", und Carrer zählt sie mit unter den sieben Edelsteinen Venedigs. Sie war so schön, hatte so wunderbare Augen, daß das Volk in Venedig diese magisch zu nennen pflegte; dabei war sie liebenswürdig, tugendhaft, von der Natur mit seltenen Anlagen ausgestattet, schon Meisterin in der Kunst und auf dem Punkte angelangt, wo sie von sich die größten Hoffnungen gab, als sie plötzlich im zwanzigsten Jahre starb. Spielimberg ist ein Schloß, das am rechten Ufer des Tagliamento, am Fuß des Berges Friaul, liegt. Der Besitzer dieses Schlosses war Graf Adrian, dessen Gattin Giulia da Ponte aus Venedig ihm drei Töchter gab, von denen Irene die zweite war. Ihre Kindheit war wenig vom Glück begünstigt, denn der Vater starb noch sehr jung; die Mutter ging eine zweite Ehe ein, und die Verwandten machten ihr einen erbitterten Krieg, um sie des väterlichen Erbes zu berauben, was auch gelang, und worauf man sie sogar aus dem Hause jagte. Sie fand ein Asyl in Venedig bei ihrem Großvater Giovanni Paolo da Ponte, der sich ihrer wie ein Vater annahm. Von Kindheit an zeigte sie eine außergewöhnliche Intelligenz und widmete sich zunächst der Literatur und der Musik; in der Literatur machte sie so große Fortschritte, daß sie bald imstande war, die klassischen Schriftsteller zu kennen und zu genießen. In der Musik überwand sie in kurzer Zeit die größten Schwierigkeiten; spielte die Laute, das Harpsicord und die Viola, konnte alles mit Sicherheit vom Blatt singen und begleitete ihren schönen Gesang mit so holden Tönen und anmutvollen, traurigen und innigen Weisen, daß kein anderes Jungfräulein jemals so gesungen hatte. Auch in der Zeichnung war sie bald hoch erfahren, und als ihr ein Porträt der Sofonisba Anguissola, von dieser selbst gemalt, gezeigt wurde und sie von dem außerordentlichen Ruhm hörte, den diese in der Kunst erwarb, da entflammte sie zu

edlem Wetteifer, und das Glück war ihr so günstig, daß Tizian, damals der erste unter den lebenden Künstlern, nicht zögerte, ihr Lehrer zu werden, trotzdem er gewöhnlich großen Widerwillen gegen die Annahme von Schülern hegte. Unter solch einem Führer machte Irene in weniger als zwei Jahren solche Fortschritte, daß der Lehrer selbst darüber erstaunte. So groß war ihr Eifer, zu malen, so stark der Wunsch, auch die anderen Studien nicht zu vernachlässigen, daß sie, obwohl sie sehr zart war, keine Mühe scheute, die Nächte durchwachte und der Strenge des Winters, der gerade ungewöhnlich kalt war, nicht achtete. Wenn man sie bat, sich Ruhe zu gönnen, und ihr die Gefahren eines überarbeiteten Lebens vorstellte, so antwortete sie mit dem Motto, das sie sich selbst über die Tür ihres Studios geschrieben hatte:

„Quel che destina il Cielo, non può fallire.“*)

Und leider hatte der Himmel bestimmt, daß sie sterben sollte; von plötzlicher, grausamer Krankheit befallen, starb sie nach wenigen Tagen im Jahr 1560. In Venedig war in allen Klassen der Bevölkerung große Trauer, und man sang überall das Lob dieses wunderbaren Mädchens. Tizian, trauriger als alle anderen, hielt ihre Erscheinung in einem Bildnis fest, das zu seinen besten gehört, und gab ihr einen Lorbeerkranz in die Hand. Als Torquato Tasso später dieses Bild sah, dichtete er darauf folgende Strophen:

Quai leggiadri pensier, quai sante voglie
Dovea viva destar ne l' altrui menti,
Questa del gran motor gradita figlia!
Poich' or dipinta (o nobil meraviglia)
E di cure d' onor salde ed ardenti
E d' onesti desir par che ne invoglie.—**)

*) Das, was der Himmel bestimmt, kann nicht fehlen.

**) Welch süße Gedanken, welch heilige Wünsche
Mußte lebend diese, des großen Erschaffers
Geliebte Tochter, in andern Herzen erwecken!
Da sie jetzt noch gemalt (o edles Wunder)
Uns zu glühenden Taten der Ehre
Und zu redlichen Wünschen zu treiben scheint.

Die zweite der künstlerisch begabten Frauen, die 1540 geboren wurden, war Sofonisba, Tochter des Herrn Amilcare Anguissola, eines vornehmen Herrn in Cremona. Als Vasari durch Cremona reiste, besuchte er diesen und sagte: dieses Haus sei ihm „wie das Gasthaus der Malerei, ja aller Tugenden, erschienen.“ — Doch war Sofonisba zu der Zeit schon nicht mehr in Cremona, aber ihre Schwestern waren noch dort, die, wenn sie ihr auch nicht gleichkamen, dennoch auch viel Fähigkeit für die Kunst zeigten und von denen sich schätzenswerte Werke erhalten haben. Aber über den Schwestern stand ohne Zweifel Sofonisba; ja, sie wetteiferte mit den besten Malern ihrer Zeit. Ihr Vater hatte sie dem Bernardino Campi anvertraut, der sie von ihrem siebenten Jahre an in seinem Hause behielt und für die Kunst erzog. Nachher kam sie in die Schule Correggios und Parmegianinos und lernte in kurzem so außerordentlich viel, daß sie bereits in ihrem elften Jahr das Bildnis einer Nonne malte, das so bemerkenswert war, daß es sich jetzt noch in der Galerie des Lord Jarborough in London befindet. Diesem folgte, der Zeitangabe nach, ihr eigenes Bildnis, das sich im Belvedere in Wien befindet, und das reizend, einfach und natürlich ist. Sie hält auf demselben ein Buch in der Hand, in dem man liest: „Sofonisba Anguissola virgo se ipsam fecit, 1554.“ — Sie war also damals vierzehn Jahre alt. Aber es sind noch mehrere Porträts von ihr übrig, unter denen das in der Gemäldesammlung in Siena, im Alter von achtzehn Jahren gemalt, besonders zu bemerken ist. Diese Porträts zeigen, daß sie nicht eigentlich schön zu nennen war, aber es ist etwas Liebenswürdiges und Holdes in dem Gesicht mit den großen melancholischen Augen und ein Ausdruck von Bescheidenheit, der äußerst wohl gefällt. In ihrem neunzehnten Jahr war ihr Ruf schon in- und außerhalb Italiens so verbreitet, daß der Herzog von Alba sie, im Namen Philipps II., einlud, sich an den Hof von Madrid zu begeben. Sie nahm die Einladung an und

reiste in Begleitung zweier Edelleute, zweier Damen und zweier Diener dorthin, wurde mit großer Auszeichnung im königlichen Palast empfangen und eingeladen, sich daselbst einige Tage auszuruhen. Der Hof von Madrid war damals der erste Hof Europas, so wie Spanien das reichste, mächtigste Königreich war, von dem man in Wahrheit sagen konnte, daß in ihm die Sonne nicht untergehe. Einige Zeit vorher, gegen Ende des Jahres 1558, war Karl V. in seiner Einsamkeit von San Giusto gestorben, nachdem er große Veränderungen in der Welt hatte geschehen helfen. Als Sofonisba in Madrid ankam, war sein Sohn und Nachfolger Philipp II. dreiunddreißig Jahre alt, und groß waren die Erwartungen, die man von ihm hegte. Zwei junge Frauen gaben dem Hofe Schmuck und Glanz: Johanna, Schwester Philipps, vierundzwanzig Jahre alt, war als Witwe des Königs von Portugal zu ihrem Bruder zurückgekehrt; sie war eine schöne Frau mit feiner Bildung und einer großen Seele. Die andere noch jüngere, Isabella, Tochter Heinrich II. von Frankreich und Caterinas von Medici, kaum fünfzehn Jahre alt und eben Philipp II. vermählt, war anmutsvoll, lebhaft und von liebenswürdigen, milden Sitten. In den Friedensverhandlungen zwischen Spanien und Frankreich war sie dem Don Carlos, dem Sohn Philipps aus erster Ehe, zur Gemahlin bestimmt gewesen. Da aber die Bestätigung des Friedensvertrages verzögert wurde und die zweite Gattin Philipps, Maria Tudor, Königin von England, inzwischen gestorben war, so wurde der Vater an die Stelle des Sohnes gesetzt, was, bei dessen ohnehin düsterem, mißtrauischem Wesen, gewiß zu seinem traurigen Schicksal beigetragen hat. Zu der königlichen Familie gehörte noch ein Jüngling, der erst kurz zuvor am Hofe erschienen war, nachdem Karl V. ihn, auf dem Totenbett, seinem Sohne Philipp dringend anempfohlen hatte. Dieser Jüngling, in Deutschland geboren, war daselbst mit großer Vorsicht einem Violinspieler, Francesco Maffi, anvertraut worden, der 1555 mit

ihm nach Spanien zurückkehrte. Seine Abkunft nicht kennend, war er in Armut in den Ebenen von Kastilien aufgewachsen, ohne Sorgfalt den Strahlen der glühenden Sonne, wie dem Eis des Winters ausgesetzt. Kaiser Karl hatte ihn in den letzten Jahren seines Lebens zu sich nach San Giusto berufen und hatte ihm das Geheimnis seiner Geburt offenbart. Er war ein natürlicher Sohn des Kaisers und Barbaras Blomberg, eines Fräuleins aus Regensburg. Schön, äußerst geschickt in jeder ritterlichen Übung, voll lebhaften Geistes und zu Abenteuern geneigt, hatte sich Juan von Österreich, wie er genannt wurde, in wenigen Monaten bei allen, mit denen er verkehrte, beliebt gemacht, und ein venezianischer Gesandter sagte von ihm: „Nicht allein die Großen liebten ihn, sondern auch das Volk."

Bei diesem Zusammenfluß von Jugend, Schönheit, Reichtum und Macht hätte man glauben sollen, daß der Hof von Madrid der „Gasthof der Freude" gewesen wäre, dem war aber nicht so. Die übertriebene Strenge Philipps, die kleinliche Etikette, die er beobachtet sehen wollte, die herben Übungen der Religion, die nur in ihrer schrecklichsten Gestalt erschien, die unverhohlene Abneigung zwischen Vater und Sohn, gaben diesem Hof etwas Düsteres, und düster waren die Geschicke der Personen, die wir genannt haben, mit Ausnahme Philipps. Das Unerträgliche der väterlichen Tyrannei trieb Carlos zu Gewaltsamkeiten und Regellosigkeit. Sein Fluchtversuch, seine Gefangennahme und sein Tod haben zu den Tragödien Schillers und Alfieris den dramatischen Stoff geliefert. Drei Monate nach ihm starb Isabella, erst 23 Jahre alt, von allen beweint und noch lange Zeit in Spanien unter dem Titel der Königin des Friedens und der Güte erinnert. Nicht lange Zeit darauf, so endete auch Johanna ihr Leben, in tiefer Zurückgezogenheit von der Welt, wo sie in strengen Übungen der Frömmigkeit ihre Jugend verzehrt hatte.

Inzwischen setzten die Heldentaten Don Juans von Österreich die Welt in Erstaunen. Der Held von Alpu-

jarras und Tunis, der Sieger über Mauren und Türken, oberster Befehlshaber der vereinigten Flotten, teilte mit Marcantonio Colonna, mit Sebastiano Veliero und Agostino Barbarico den Ruhm des Sieges von Lepanto. Er wurde dann als Regent nach Flandern gesandt, um es zu bewältigen oder zu beruhigen, aber der Neid und die Eifersucht folgten ihm dahin. Er war kaum zweiunddreißig Jahre alt, als er starb und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er vergiftet worden ist.

Inmitten dieser Personen erschien nun Sofonisba und malte sie alle. Leider sind diese Bilder verloren gegangen, wahrscheinlich waren sie im Palast des Prado aufgehängt; wenigstens ist es sicher, daß das Bild der Königin bis 1682 dort war und dann die Beute der Flammen wurde. Eine Kopie dieses Bildes hatte Sofonisba dem Papst Pius IV. schicken müssen, der diese ausdrücklich verlangt hatte. Kaum hatte er sie erhalten, so schrieb er an Sofonisba: „Wir haben das Bild der durchlauchtigsten Königin von Spanien, unserer geliebten Tochter, das Ihr uns geschickt habt, erhalten und es ist uns hochwillkommen gewesen, sowohl wegen der Person, die es darstellt, und die wir, abgesehen von anderen Rücksichten, um ihrer großen Religiosität und sonstigen schönen Eigenschaften willen, väterlich lieben, und dann, weil es von Eurer Hand so gut und fleißig gemacht ist. Wir danken Euch dafür und versichern Euch, daß wir es unter unsere liebsten Sachen rechnen werden, indem wir dadurch Euer Verdienst loben, das aber, wie groß es auch sei, nach unserem Erachten doch das kleinste von Euren vielen Verdiensten ist, und deshalb senden wir Euch unseren Segen. Datum: Romae 25 Octobris 1564. Pius Papa IV."

Im Escurial befinden sich keine bekannten Bilder von Sofonisba, dagegen gibt es mehrere in England, in Italien in der Galerie Borghese und im Museum von Neapel, in Rußland in der Eremitage, und eins in Berlin im Besitze des Grafen Raczynski, das für eines ihrer schönsten

Werke gehalten wird. Es stellt ihre drei Schwestern beim Schachspiel und eine alte Dienerin dar, die alle, wie Vasari sagt, mit so viel Fleiß und Kunst gemacht sind, daß sie lebendig erscheinen und daß ihnen nichts fehlt, als die Sprache. Ferner erzählt Vasari, daß Tommaso Cavalieri, ein römischer Edelmann (ein großer Freund von Michelangelo und der Vertraute seiner Liebe für Vittoria Colonna) dem Herzog Cosimo von Florenz eine Zeichnung von Sofonisba geschickt habe, die ein kleines Mädchen darstellt, das über einen Putten lacht, der weint, weil sie ihm ein Körbchen voll Krebse vorgestellt hat, von denen einer ihn in den Finger beißt. Vasari fügt hinzu, daß man nichts Anmutigeres und der Natur Getreueres sehen könne. — Sofonisba lebte in prächtiger Einrichtung, mit Geschenken und Ehren überhäuft, am Hofe König Philipps und wurde mit seiner Zustimmung an Don Federico di Moncada verheiratet, mit dem sie Spanien im Jahr 1578 verließ, nachdem alle die ausgezeichneten Menschen, die sie bei ihrer Ankunft am Hofe vorgefunden hatte, mit Ausnahme des Königs, gestorben waren. Sie begab sich dann nach Sizilien, dem Vaterlande ihres Mannes, hatte aber das Unglück, diesen nach kurzer Zeit zu verlieren. Später ging sie eine zweite Ehe ein mit Orazio Lomellini von Genua und wohnte an diesem letzteren Ort bis zu ihrem Tode. Im hohen Alter hatte sie das Augenlicht verloren, aber dessenungeachtet unterließ sie nicht, der Kunst zu nützen in Gesprächen, die sie mit den Künstlern, die sie beschützte, führte und von denen u. a. van Dyck sagte, daß er von dieser blinden Matrone mehr gelernt habe, als von irgendeinem andern Maler. Man muß dabei bemerken, daß sie zu dieser Zeit etwa vierundachtzig Jahre sein mußte, denn dieser damals junge Künstler hielt sich im Jahr 1624 in Genua auf, als er von Palermo zurückkam, wo er das Gemälde des Rosario, eines seiner schönsten und großartigsten Werke, gelassen hatte. Er war ein desto glaubwürdigerer

Zeuge, da er kein Italiener war und über alle, die er hier kannte, ein unparteiisches Urteil fällte.

Noch zwei Malerinnen sind zu erwähnen, die dem Vaterlande Ehre machten. Die eine war Marietta Robusti, die Tochter des Tintoretto; sie wetteiferte mit dem Vater und übertraf den Bruder, besonders im Porträt. Kaiser Maximilian lud sie an seinen Hof ein, aber der Vater, der sie zärtlich liebte, konnte sich nicht entschließen, sie von sich zu lassen. Leider entführte sie ihm der Tod sehr bald, als sie kaum dreißig Jahre alt war. In demselben Jahr, wo sie starb, wurde Artemisia Gentileschi geboren, und da dies noch im sechzehnten Jahrhundert war, so gehört sie mit in diese Betrachtung. Der Pater Orazio von Pisa erzog sie für die Kunst, dann wurde sie von Guido Reni geleitet und durch Rat unterstützt. Sie genoß großen Ruhm während ihres Lebens, besonders wegen ihrer vortrefflichen Porträts. Sie lebte in Neapel, dann in England, woselbst sie auch starb und wo sie wertvolle Werke hinterließ. Doch befinden sich auch Gemälde von ihr im Palast Pitti und im Museum von Neapel.

In diesem letzteren Museum kann man in einem einzigen Zimmer vier Gemälde von Frauen sehen. Von der eben genannten Artemisia Gentileschi ist eine Jungfrau da, welcher der Engel verkündet; von Elisabetta Sirani die Geschichte des Führers der Thraker, als Timoteo, um seine Ehrlichkeit zu retten, diesen in den Brunnen stürzt; ferner von Sofonisba Anguissola ihr eignes Porträt am Klavicembalo; endlich eine Samariterin am Brunnen, von Lavinia Fontana, das eines ihrer schönsten Werke ist und sicherlich über alle die andern, mit denen der Saal geschmückt ist, hervorragt. Diese zufällige Vereinigung von vier klassischen Gemälden, die von vier verschiedenen Malerinnen herrühren, würde schon allein genügen, um das zu beweisen, was im Anfang behauptet wurde, nämlich, daß die Frauen des fünfzehnten und sechzehnten

Jahrhunderts sich den Künsten widmeten und darin Vortreffliches leisteten.

Auch fehlten die Komponistinnen in der Musik nicht, deren nur kurz die hauptsächlichsten erwähnt seien. Zunächst eine Bologneserin, Laura Bovio. Camillo Coltellini widmete ihr das erste Buch seiner Madrigale für fünf Stimmen und sagte in der Widmung, daß die Bovio nicht nur in unserem Vaterlande, sondern auch über die Grenzen Italiens hinaus glänzte und daß Edelleute und Virtuosen vom Ausland ausdrücklich herkamen, um sie zu hören. „Sie ist nicht allein hoch erfahren im Komponieren, sondern auch so geübt auf jeder Art von Instrument und Erfinderin so seltener und neuer Dinge, in so bewundernswerter Anordnung, daß sie nicht nur die Herzen rührt, sondern die Seelen so hoch erhebt, daß sie schon auf der Erde himmlische Harmonien zu hören meinen." — In der Kunst der Musik berühmt war ferner Maddalena Casulana in Brescia, um das Jahr 1540 geboren. Als Wilhelm VI., Herzog von Bayern, seine Hochzeit mit Renata von Lothringen feierte, dirigierte bei den Hochzeitsfesten Orlando di Lasso die Konzerte. In den Aufzeichnungen des Massimo Trojano, der diese Hochzeit beschreibt, liest man nun, daß Orlando di Lasso ein fünfstimmiges Werk von der Maddalena Casulana singen ließ, das mit großem Beifall gehört wurde. Außerdem gibt es von ihr zwei Bücher voll Madrigale für vier Stimmen, in Venedig veröffentlicht, das eine 1565, das andere 1570. — Bei derselben Gelegenheit ließ Orlando noch ein anderes Werk aufführen, welches die Signora Caterina Villaert komponiert hatte; Trojano sagt, sie sei die Tochter des berühmten Adriano, des Kapellmeisters von San Marco in Venedig gewesen, aber dies ist ein Irrtum, denn dieser Villaert starb in Venedig ohne Kinder. Vielleicht war sie seine Nichte, doch bleibt es ungewiß, ob sie in Italien oder in Flandern geboren ist.

Sicher dagegen war Vittoria Aleotti Italienerin

und in Argenta geboren; ihr Vater war Architekt, und mehrere Mitglieder der Familie waren ausgezeichnet in der Malerei. Ihr Vater veröffentlichte 1593 in Venedig eine Sammlung von Madrigalen für vier Stimmen, von seiner Tochter komponiert.

Minghetti fügt den Aufzeichnungen über die Frauen in der Kunst, während des 15. und 16. Jahrhunderts, folgende allgemein-historische Betrachtung hinzu: „Jedesmal, wenn ich meine Gedanken zu den zwei besprochenen Jahrhunderten wandte, trat mir jener Umstand, den Guicciardini so vortrefflich in seiner Geschichte gezeichnet hat, schmerzlich vor die Seele, nämlich daß, wenn wir das Ende des 15. Jahrhunderts betrachten, wir wohl sagen können, daß Italien niemals solches Wohlsein, noch einen so wünschenswerten Zustand erlebt hatte, wie derjenige war, in dem es damals in Sicherheit ruhte." Der Landbau war blühend, die Industrie äußerst tätig und vollkommener, als in jedem anderen Teil von Europa, die venetianischen und genuesischen Schiffe durchfuhren die Meere und trugen unsere Produkte zu den fernsten Ländern. Seit den Zeiten des Perikles war auf der Welt nicht wieder eine so feine Bildung in der Literatur, noch ein so lebhafter Glanz der Schönheit in den Künsten dagewesen. Wenn wir Italien aber am Ende des 16. Jahrhunderts, ja noch vor dem Ende desselben ansehen, so finden wir alle diese Güter wieder verschwunden. Die Verwüstung herrschte auf dem Lande, die Werkstätten waren geschlossen, der Handel auf den Meeren hatte andere Wege genommen, der Geschmack, die Eleganz, die liebenswürdige Sitte waren verschwunden. Müßiggang und Laster in den Sitten, Irrtum in den Gedanken, Mittelmäßigkeit in den Charakteren wurden zur Gewohnheit und zweiten Natur, und es gereichte den degenerierten Nachkommen zum Schaden und zu äußerster Schande, sich in solcher Erniedrigung zu beruhigen.

Mannigfach waren die Ursachen eines so plötzlichen Wechsels, aber zwei waren die hauptsächlichsten: Die Uneinigkeit

der Fürsten und das Nichtvorhandensein eigener Heere. Giovano Pontano, einer der berühmtesten Humanisten des 14. Jahrhunderts, als er von den Zuständen seiner Zeit in einem Dialog, Minosse betitelt und in Venedig 1505 gedruckt, spricht, läßt diesen den Merkur fragen: Was machen die Fürsten Italiens? Quid reguli? Und dieser antwortet: Mirifice dissentiunt, et quod praesentibus solum voluptatibus intenti sunt, nihil sunt de futuro solliciti nec vident haud multo post seque suasque urbes in aliena potestate futuros. Und das war vollkommen wahr. Jene Fürsten dachten nur an sich, strebten nur nach der Vergrößerung des eigenen Besitzes, indem sie den des Nachbars usurpierten, mittels Intriguen, Betrugs, Gewalt, Rache und Verrats. Das Buch vom Fürsten ist keine Erfindung des Schriftstellers, sondern ein treues Bild der damaligen Politik der italienischen Höfe. Das gegenseitige Mißtrauen erlaubte ihnen nie, zu einer wahren Einigkeit, noch zum Zusammenwirken für ein Ziel zu kommen. War es möglich, einen solchen Mangel wenigstens mit einem künstlichen System zu ersetzen, mit einem Gleichgewicht der Kräfte, mit einer politischen Bilanz, wie man damals sagte, mittels derer man die inneren Ursachen und die Veranlassungen zu den Angriffen von außen hätte entfernen können? Es war das der Gedanke Lorenzos Magnifico, dieses klaren, scharfen Intellekts, der über den Irrtümern und Vorurteilen seines Jahrhunderts stand und, wie ihn Gino Capponi so gut gezeichnet hat, die Natur eines Künstlers, die Seele eines Fürsten, die Größe einer glänzenden Zeit, die zum Ende neigte, besaß. Von seiner edlen Gesinnung gibt uns die Antwort Zeugnis, die er Ludwig XI. gab, als dieser ihm Hilfe durch Soldaten gegen Ferrante von Neapel und Sixtus IV. anbot. „Ich kann", sagte Lorenzo, „meinen persönlichen Vorteil nicht der Gefahr für ganz Italien voransetzen, und möge Gott geben, daß es den Königen von Frankreich nie einfalle, ihre Kräfte in diesem Lande zu versuchen. Wenn dies geschähe, so wäre Italien verloren." — Aber der

Versuch Lorenzos Magnifico fand kein aufrichtiges Entgegenkommen in der Seele seiner Zeitgenossen, und wenn die Macht seiner Autorität und die Überredungskunst seiner Worte für einen Augenblick die Hoffnung weckten, ihn verwirklicht zu sehen, so lud doch gleich, als Lorenzo kaum in das Grab gelegt war, der große Verräter, Lodovico Moro, die Fremdlinge ein, nach Italien niederzusteigen. Dies kann kaum in Verwunderung setzen; äußere Auskunftsmittel genügen nicht, wo die innere Einigkeit fehlt, und diese fehlte, weil kein Ideal da war, für das ein jeder sich verpflichtet gefühlt hätte, die eigenen Interessen und die Leidenschaften, die einen Ausweg suchten, zu opfern. Es kann aber nichts Großes geschehen, weder von seiten der Fürsten, noch von der der Völker, ohne ein Ideal, sei es ein religiöses oder eins des bürgerlichen Lebens, das die Seelen einnimmt und über die materiellen Berechnungen des augenblicklichen Nutzens emporträgt." —

Diese schöne Bemerkung eines praktischen Staatsmannes, wie Minghetti, die von meinem eigentlichen Gegenstande etwas abweicht, konnte ich nicht unterlassen hier einzufügen. Ich kehre nun zu diesem zurück, indem ich jener Reihe weiblicher Wesen, die in den Künsten tätig waren, eine Galerie von Frauenporträts aus verschiedenen Epochen hinzufüge, deren Originale Ansprüche auf das Interesse ihrer lebenden Schwestern haben, da sich in ihnen, neben der Persönlichkeit an sich, der Einfluß zeigt, den der vorherrschende Geist der Epoche auf die einzelnen ausübt, und wie er sich in ihnen widerspiegelt. In Frankreich erschien vor mehreren Jahren eine Reihe von Veröffentlichungen über das Leben hervorragender Frauen aus den letzten Jahrhunderten, die eine ungemein anziehende Lektüre bildeten. Viele dieser Bücher regten mich an, einen zusammengedrängten Bericht über die geschilderte Persönlichkeit, verbunden mit den eigenen Ansichten, zu geben, und diese Berichte sind es, die ich hier wiederhole.

Wenn es nur wenigen hervorragenden Intelligenzen ver-

gönnt ist, die großen Linien der Universalgeschichte richtig zu erkennen und in solcher Form wiederzugeben, daß uns umfassende Bilder anschaulich werden, so ist es dagegen dem geeigneten Talent leichter möglich, aus dem großen Rahmen einzelne Gestalten hervortreten zu lassen, sie in ihrer Persönlichkeit und in dem Zusammenhang mit ihrer Zeit bis zur größten Deutlichkeit zu beleuchten und sie uns so vertraut zu machen. Und solche Arbeit ist nicht gering zu achten, denn wie viele bemerkenswerte Gestalten, wie viel Liebenswürdiges und Gutes, wie viel Charakteristisches für eine Epoche geht uns in der Betrachtung des allgemeinen Weltlaufs sonst verloren. Ausgezeichnet sind in dieser Beziehung die Franzosen, die mit der Vollendung künstlerischer Technik, die sie besitzen, fortwährend solche historische Porträts ausführen, für deren Ähnlichkeit die reichen Quellen der französischen Geschichte bürgen, und die uns zur Bekanntschaft mit Individuen verhelfen, die wir sonst, im großen ganzen der Weltgeschichte, nicht gekannt oder nicht beachtet hätten, und die es doch verdienen, gekannt und geschätzt zu werden. Dahin gehört unter anderen:

Jeanne de Pienne.

Sie war aus einer der ersten Familien Frankreichs und nach den Aufzeichnungen Brantômes „so schön, so tugendhaft und vollkommen, wie nur irgendeine Frau in Frankreich", und allerdings gibt das, was wir von ihrem Leben wissen, der edle Mut, den sie in den schweren Prüfungen, die ihr auferlegt wurden, bewährte, einen hohen Begriff von ihrer Persönlichkeit. Sie ist wieder ein schöner Beweis dafür, wie eine unabhängige, vornehme Seele, ebensogut im Weibe wie im Mann, inmitten der härtesten Proben standhaft bleiben und ihr Selbst retten kann vor den schlimmen Mächten, die auch gerade besonders bei Frauen ihren Einfluß üben, wie z. B. die dogmatische Kirche und ihre Diener.

Jeanne de Pienne wurde noch ganz jung als Hofdame dem Hofstaat Katharinas von Medici zugesellt.

Sie hatte so häufig Gelegenheit, Franz von Montmorency, den Sohn des berühmten Connetable, zu sehen. Beide, fast noch Kinder, faßten eine zärtliche Neigung zueinander, waren aber anfangs zu schüchtern, es sich zu gestehen. Endlich aber faßte Franz den Mut, das Schweigen zu brechen und sagte ihr einfach: „Jeanne, ich liebe Sie und will Sie heiraten."

Sie war besonnener als er und versetzte: „Sie sind zu jung", und als er fortfuhr zu werben, sagte sie: „Ich fürchte Ihren Vater, er wird es schlecht finden." Aber Franz beruhigte sie und versicherte, er werde so gehorsam und geduldig im Warten sein, daß der Vater gewiß einwilligen werde.

Der Krieg gegen Karl V., der im August 1553 aufs neue ausbrach, trennte die Liebenden. Das kaiserliche Heer hatte die Festung Therouanne in der Provence angegriffen, und Franz von Montmorency wurde, nebst anderen älteren Führern, hingeschickt, sie zu verteidigen. Der Vater und der Bruder Jeannes fielen im Kampfe und dann auch die anderen Führer, so daß Franz von Montmorency allein das Kommando übernahm und die Festung noch acht Tage hielt. Dann aber wurde sie von den Kaiserlichen eingenommen, die meisten Einwohner wurden gemordet und die Stadt der Erde gleich gemacht. Montmorency aber fiel in die Gefangenschaft der Spanier und wurde aus einem Gefängnis in das andere geschleppt, atmete viele Monate lang keine frische Luft, bis man ihm endlich das Fenster öffnete und ihm erlaubte, neben dem Schloß, in dem er gefangen saß, spazieren zu gehen. Er wurde aber stets von zehn Hellebardieren, die er selbst beköstigen mußte, bewacht. Er benutzte die Zeit, um viel zu lesen und zu studieren, was er bisher, nach Art der damaligen vornehmen Herren, versäumt hatte. Es dauerte lange, bis er die Freiheit wieder erhielt, denn das Lösegeld, das man für ihn forderte, war seinem sparsamen Vater zu hoch. Endlich entschloß sich der König Heinrich II., es zu zahlen, und Ende August 1556 sah Franz von Montmorency Jeanne de Pienne

wieder. Er hatte ihr während der drei Jahre seiner Gefangenschaft oft geschrieben, leider hatte Jeanne, nach ihrem eigenen Geständnis, diese Briefe alle verbrannt. Mehr wie je entflammte aber ihre gegenseitige Neigung nach dem Wiedersehen. Jeanne war zur liebenswertesten Jungfrau erblüht, und der Tod ihres Vaters und Bruders war ein Band mehr, das sie an Montmorency knüpfte. Er erneuerte seine Schwüre und Versprechungen, so oft sie sich sahen, auch noch am Vorabend des Tages, der sie auf immer trennen sollte, obgleich er da schon wußte, daß ihm ein anderes Los bestimmt war.

Der König Heinrich II. hatte nämlich beschlossen, seine Tochter Diana, Witwe des Herzogs von Castro, mit Franz von Montmorency zu vermählen, und hatte diesen bereits mit Ehrenstellen überhäuft, um ihn dieser hohen Stellung würdig zu machen. Im Anfang Oktober 1556 wollte er sich in eigener Person nach Ecouen begeben, um diese Verbindung mit dem Connetable abzuschließen. Ecouen gehörte nebst Chantilly dem Connetable von Montmorency und war von diesem während der Regierung Franz I., während derer die Künste in Frankreich blühten, mit künstlerischem Sinn ausgestattet und zu einem wahren Fürstensitz umgeschaffen worden. Hier erwartete der Connetable seinen königlichen Herrn, dessen Besuch, sowie der Zweck desselben ihm angekündigt waren. Am Tag vorher aber war der Admiral Coligny, Neffe des Connetables, zum König gekommen, um ihm im Namen seines Vetters Franz von Montmorency zu melden, daß die Verbindung mit Diana unmöglich sei, da der junge Montmorency sich mit Jeanne de Pienne verlobt habe. Als der König hörte, daß der Connetable noch nichts davon wisse, übernahm er es, diesen davon in Kenntnis zu setzen. Statt der öffentlichen Anzeige der Verlobung Dianens mit dem Sprößling der Montmorency flüsterte der König dem Connetable nur zu, sich jeder Bekanntmachung zu enthalten, bevor er mit seinem Sohn gesprochen habe. Der

Connetable, bestürzt und umsonst nach der Ursache dieses Ausspruchs forschend, der seine ehrgeizigen Hoffnungen zu vernichten drohte, wurde erst, nachdem der König ihn verlassen hatte, durch eine Botschaft Colignys von dem Vorgefallenen unterrichtet. Er ließ seinen Sohn vor sich fordern, und als dieser bekannte, daß es sich um ein ernstes Eheversprechen handle, kannte sein Zorn keine Grenzen. Er drohte dem Sohn, ihn zu enterben, und entriß dem König den Befehl, Jeanne de Pienne vor Richter zu stellen, die ein junges Mädchen wohl einschüchtern konnten. Diese Richter waren: ein Kardinal, drei Bischöfe und zwei Laien, von denen der eine der Präsident des Parlaments von Paris war. Auch waren zwei Notare da, um die Verhandlungen niederzuschreiben. Vor diesem Gerichtshof mußte Jeanne in einem Saal des Louvre erscheinen. Der Kardinal von Lothringen präsidierte, und der Haß, den er im geheimen gegen die Montmorency hegte, brach in den Fragen durch, die er an das arme Mädchen richtete und die ihr Schamgefühl auf das tiefste verletzen mußten. Nachdem er sie nach ihrem Alter und den näheren Umständen ihres Verhältnisses zu Montmorency gefragt und von ihr die Versicherung erhalten hatte, daß nur wörtliche Versprechungen zwischen ihnen ausgetauscht worden seien, fragte er, ob sie sich auf das verlassen wolle, was Franz von Montmorency sagen werde, worauf sie, mit der vollen Zuversicht der Liebe und des Glaubens an den Geliebten, sagte, ja, sie verlasse sich darauf. Das Protokoll, das die zwei Notare aufgenommen hatten, wurde ihr vorgelesen, und sie unterschrieb es.

Unmittelbar nach ihr wurde Montmorency verhört und gab anfangs ehrlich und wahr dieselben Antworten wie Jeanne. Aber als der Kardinal ihm sagte: „Ihr habt Vater und Mutter und habt nicht das Recht, eine Heirat ohne ihre Einwilligung einzugehen", da fiel sein Mut und er erwiderte: „Als ich diese Torheit beging, habe ich diese Umstände nicht alle bedacht; meine große Jugend damals

führte mich nicht so zum Nachdenken; wenn ich es noch einmal zu tun hätte, würde ich es mir besser überlegen."

Darauf fragte der Kardinal noch: „Wer von euch hat zuerst von Heirat gesprochen?"

Worauf Montmorency sagte: „Ich."

Danach versetzte der Kardinal: „Also diese vorgebliche Heirat könnte aufgelöst werden, wenn es Euer Wille wäre?"

Montmorency wurde wieder feige und sagte ja.

Auch ihm wurde das Protokoll vorgelesen, und er unterschrieb es.

Dieser schmachvolle Zug von Unentschlossenheit und Schwäche findet sich im ganzen Leben Franz von Montmorencys und prägt sich deutlich auf den Bildern aus, die uns von ihm erhalten sind, ganz im Gegensatz zu seinem Vater, dessen mächtiger Kopf mit dem harten Auge und dem gebieterischen Mund den Mann von eisernem Charakter zeigt, dessen starker Wille sich mit physischer Kraft einte.

Am Abend des Tages, an dem sie verhört war, wurde Jeanne in das Kloster der Filles-Dieu geführt, das im 13. Jahrhundert gestiftet worden und ungefähr wie das heutige St. Lazare eingerichtet war. Es war ein düsterer, gefängnisartiger Aufenthalt, in dessen Hof die zum Tod Verurteilten geführt wurden, um vor der Hinrichtung Brot und Wein zu empfangen. Während die unschuldige Jeanne hier eingesperrt wurde, ging der Schuldige, Franz von Montmorency, nach Rom auf Befehl seines Vaters, um vom Papst Paul IV. (Caraffa) die Auflösung des Eheversprechens zu erbitten, denn nach den Sitten der damaligen Zeit hatte nur der Papst das Recht, ein solches Versprechen zu lösen.

Paul IV. war gerade sehr verstimmt gegen den Connetable, der durch den Waffenstillstand von Vaucelles die Vorteile seines mit Frankreich eben abgeschlossenen Schutz- und Trutzbündnisses gegen Spanien zunichte gemacht hatte. Zwar war durch seinen schlauen Neffen, den Kardinal Carlo Caraffa, die Sache am französischen Hofe wieder gut-

gemacht, allein der Papst trug es dem Connetable doch nach. Trotzdem empfing er den jungen Montmorency anscheinend mit Wohlwollen und beauftragte zwei Kardinäle, den Fall und die darauf bezüglichen Papiere zu untersuchen. Aber die Sache zog sich in die Länge, und der Connetable, tief gebeugt und schwer gereizt durch diesen unerwarteten Schlag, verlangte heftig nach einer Lösung. Auf den Rat seiner Vertrauten entschloß er sich, seinem Sohn zu schreiben, denn bisher hatte er dessen reuevolle Briefe aus Rom ohne Antwort gelassen. Ohne Rücksicht auf seines Sohnes Ehre und dessen Zartgefühl schrieb er in solcher Weise, daß er Jeanne de Pienne unwiderruflich dadurch in die Falle lockte:

„Ich habe gehört, daß Gott Dir die Gnade erwiesen hat, daß Du Dein großes Vergehen erkannt und den Entschluß gefaßt hast, auf den guten Weg des kindlichen Gehorsams zurückzukehren, worüber ich sehr froh bin, da ich denke, daß diese Einsicht Dich dazu führen wird, worauf sie zielt, nämlich Dich aus dem Labyrinth zu retten, in das Du Dich verirrt hast. Da Du meine Verzeihung wünschest, zeig es mir durch die Tat und sende, sobald Du dieses Schreiben erhalten hast, la Porte zu dem Fräulein mit einem Brief von Dir, durch den Du ihr kundgibst, daß, nachdem Du den Irrtum erkannt, den Du ohne zu überlegen begangen hättest, Du es dem Heiligen Vater offenbart und seine Vergebung erfleht habest; daß er sie Dir in seiner Güte und Gnade auch erteilt und Dich, soviel als nötig, dispensiert habe. Davon wolltest Du sie benachrichtigen und sie bitten, daß, so wie Du Dich lossagest von allem, was Du ihr etwa versprochen hättest für die Heirat zwischen Euch beiden und sie nun verließest, so solle auch sie dasselbe tun mit Dir, der Du entschlossen seiest, nie wieder nähere Gemeinschaft mit ihr zu haben. Wenn Du das tust, so wirst Du Gott und Deiner Pflicht genügen und mir Gelegenheit geben, das Böse, den Verdruß und die Beleidigung zu vergessen, die Du mir zugefügt hast."

Franz von Montmorency scheute sich nicht, aus kindlichem Gehorsam und feiger Schwäche eine so unwürdige, verächtliche Handlung zu begehen. Sein Begleiter la Porte eilte nach Paris, erbat sich zwei Zeugen und zwei Notare und, versehen mit einer Erlaubnis Heinrich II., begab er sich mit diesen in das Kloster der Filles-Dieu und verlangte Mademoiselle de Pienne zu sehen. Die Priorin, welche die Herren empfangen hatte, befahl, das Fräulein herbeizuführen. Jeanne erschien in der düsteren Tracht der Pensionärinnen des Klosters, ruhig, würdig und gefaßt. La Porte gab ihr den Brief Montmorencys und bat sie, ihn in Gegenwart der vielen Zeugen laut und deutlich vorzulesen. Sie tat es mit bewunderungswürdiger Festigkeit, obgleich jedes Wort wie ein Messer in ihr Herz schnitt. Dieses unwürdige Dokument lautete wie folgt:

„Fräulein, da ich den Irrtum erkannt habe, den ich, ohne zu überlegen, beging (er kopierte die Ausdrücke aus seines Vaters Brief) und es mir leid ist, Gott, den König, den Herrn Connetable und die Frau Connetable beleidigt zu haben, so habe ich dem heiligen Vater bekannt gemacht, wie sich die Sachen zwischen uns zugetragen haben und habe die Vergebung Seiner Heiligkeit erfleht. Er hat sie mir in seiner Güte und Gnade erteilt und mich, so weit es nötig war, dispensiert, um mich in meine frühere Freiheit zurückzuversetzen, wovon ich Sie in Kenntnis setzen wollte. Um uns beide aus dem Unglück und den Drangsalen, in denen wir uns befinden, zu befreien, entsage ich mich aller Worte und Heiratsversprechungen, die zwischen uns gewechselt sind, von denen wir durch den besagten Dispens entbunden sind und von denen ich Sie lossage, indem ich Sie bitte, dasselbe in bezug meiner zu tun und einen andern Entschluß für Ihr Wohl zu fassen, so wie es Ihnen gut scheinen mag. Ich bin entschlossen, nie mehr, weder eine allgemeine noch eine besondere Gemeinschaft und ein Einverständnis mit Ihnen zu haben. Nicht etwa, weil ich Sie nicht für ein verständiges und tugendhaftes Fräulein und von guter Art hielte, aber um

meiner Pflicht zu genügen und um das Unglück und die Ungelegenheiten zu vermeiden, die uns daraus kommen könnten, besonders aber, um Ihrer Majestät und den Genannten, Herr und Herrin, die Möglichkeit zu geben, die Beleidigung zu vergessen, die ich ihnen zugefügt habe, um dieselbe gut zu machen und mich ihres Wohlwollens würdig zu zeigen und dem zu genügen, was ich ihnen schuldig bin nach dem Gebote Gottes, den ich anflehe, Sie, Fräulein de Pienne, in seiner heiligen und gnädigen Obhut zu behalten."

Jeanne las diesen nichtswürdigen Brief standhaft bis zu Ende, und die Notare lasen in einer genauen Kopie nach, ob sie auch nichts auslasse. Kaum hatte sie geendet, so wiederholte la Porte noch einmal mit Nachdruck, daß Montmorency, da sie nicht so weit miteinander gegangen wären, daß die Sache nicht mehr gut zu machen sei, die Verzeihung des Papstes erbeten und erhalten habe und sie nun von jedem bindenden Wort lossage und sie bitten lasse, zu erklären, daß sie das gleiche mit ihm tue.

Bis dahin hatte Jeanne ihre Fassung bewahrt; diese Roheit war aber zu viel; sie brach in Tränen aus und sagte schluchzend: „Es ist mir lieber, mein Herr, daß dieser Bruch von dem Herrn von Montmorency kommt, als von mir. Er beweist durch den Vorschlag, den Sie mir in seinem Namen machen, daß er weniger Herz hat, als eine Frau. Das ist nicht mehr dasselbe, was er mir so oft wiederholt hat, daß er eher das Leben lassen würde, als seine Gesinnung ändern. Er hat mich bitter enttäuscht, und ich sehe wohl, daß er es vorzieht, reich, als ein guter Mensch zu sein." „Mein Fräulein," versetzte la Porte, „Herr von Montmorency hält Sie für tugendhaft, wie er Ihnen schreibt. Er verletzt seine Ehre nicht, wenn er Sie verläßt. Es ist für Sie beide vorteilhafter, durch den Dispens des heiligen Vaters in Ihre frühere Freiheit zurückversetzt zu sein und das Wohlwollen Ihrer Eltern wieder zu erlangen. Sehen Sie doch gefälligst zu, mir eine Antwort zu geben."

„Ach, welche Antwort wollen Sie, mein Herr, daß ich Ihnen gebe? Hat Herr von Montmorency wirklich das Herz gehabt, mir einen solchen Brief zu schreiben?" erwiderte Jeanne in tiefem Schmerz.

„Mein Fräulein," hub la Porte wieder an, „durch den Brief, den Sie gelesen haben, erläßt Herr von Montmorency Ihnen das Heiratsversprechen, das zwischen Ihnen gewechselt gewesen sein mag; erlassen Sie es ihm von Ihrer Seite?"

„Ja," sagte Jeanne, „da es der Wille des Herrn von Montmorency ist, das Heiratsversprechen, das er mir gegeben hat, zurückzunehmen, so kann und will ich ihn nicht hindern, zu tun, was ihm gefällt."

La Porte war noch nicht zufrieden mit dieser Antwort und versetzte, indem er wieder auf den lügnerisch vorgeschobenen Dispens zurückkam: „Herr von Montmorency bittet Sie, wie er es Ihnen geschrieben hat, ihn zu entlassen, wie er Sie entläßt."

Jeanne, als sie sah, daß es keinen Ausweg für sie aus diesem ungleichen Kampfe gab, und wohl ahnend, daß ein Betrug mit ihr vorgenommen würde, erhob sich zu ihrer natürlichen Rechtschaffenheit und Würde und sagte voll Hoheit: „Nun wohl, mein Herr von la Porte, da Herr von Montmorency mich also des Heiratsversprechens, das zwischen uns gemacht wurde, entläßt, so möchte ich nach dem, was er mir geschrieben hat, und wäre er der Sohn des Königs oder sonst ein Prinz, ihn nicht heiraten und entlasse ihn. Bei alledem muß ich erstaunen über die Art, mit der er mir schreibt, und kann es nicht glauben, daß er es geschrieben hat, da er mir in einer ganz anderen Sprache und einem anderen Stil zu schreiben gewohnt war."

„Ich habe ihn diesen Brief vor meinen Augen schreiben sehen," versetzte la Porte.

„Wohl, das glaube ich Ihnen, denn ich kenne seine Schrift," erwiderte Jeanne. „Ich wollte nur sagen, daß Herr von Montmorency mir in diesem Brief Dinge

sagt, die weit von denen entfernt sind, die er die Gewohnheit hatte, mir zu sagen."

Das Protokoll, in dem man die Erwähnung des Dispenses, der nie gegeben worden war, ausgelassen hatte, wurde von Jeanne ohne weiteres unterzeichnet. Darauf sagte sie mit ruhiger Würde: „Herr von la Porte, machen Sie meine demütigen Empfehlungen an Herrn von Montmorency und Herrn von Damville (den Begleiter Montmorencys), und da Sie mich haben weinen sehen, so bitte ich Sie, Herrn von Montmorency zu sagen, daß dies nicht aus Schmerz um ihn war. Da es sein Wille ist, was er mir geschrieben hat, so werde ich ihn nicht gegen seinen Willen zurückhalten." Darauf grüßte sie die Versammlung hoheitsvoll und verließ sie. Sie hatte aber noch einmal die Qual durchzumachen, indem la Porte eine authentische Kopie des Protokolls verlangte, die nur gültig war, wenn sie vor Jeanne und denselben Zeugen gelesen worden war. So mußte die Arme das abscheuliche Protokoll noch einmal lesen hören und unterzeichnen.

La Porte kehrte nach Rom zurück, nicht bloß mit diesem Dokument, sondern auch mit einem harten Gesetz gegen die heimlichen Ehen, das der Connetable vom König Heinrich II. erbeten hatte. Franz von Montmorency kehrte zur selben Zeit nach Rom zurück, da er, müde der langen Untätigkeit und der verzögerten Ausfertigung des Dispenses, inzwischen sich dem Marschall Strozzi angeschlossen und die Belagerung von Ostia mitgemacht hatte. Noch immer aber gelangte er nicht an das Ziel, obgleich viele Herren und Prälaten sich für ihn bei dem einflußreichen Kardinal Caraffa, dem Neffen des Papstes, verwendet hatten, er auch selbst mehr als einmal den Papst um Beschleunigung der Erteilung des Dispenses bat. Die Sache kam nicht vorwärts, und man weiß nicht, ob Intrigen der Caraffa und der Guise, die den Montmorencys feindlich waren, daran schuld hatten oder ob das nichtswürdige Verfahren gegen Jeanne de Pienne dieser

das Interesse des Papstes gewonnen hatte. Nach der Allokution, die dieser an die zur Entscheidung der Frage berufenen Prälaten hielt, sollte man das letztere glauben. Hätte man es beweisen können, daß die Ehe wirklich vollzogen gewesen sei, so würde sie für unauflöslich erklärt worden sein. Allerdings hatte der spanische Gesandte seinem König geschrieben, sie sei vollzogen worden, aber er war ein verdächtiger Zeuge, da er ein Feind des französischen Hofes war. Es logen überhaupt alle in dieser traurigen Geschichte, nur Jeanne blieb immer wahr und edel, das unschuldige Opfer männlichen Ehrgeizes und männlicher Schwäche.

Die zur Entscheidung berufene Versammlung trennte sich, ohne einen Beschluß gefaßt zu haben, und es war offenbar, daß der Papst abgeneigt war, den Dispens zu erteilen, und daß bei einer nochmaligen Versammlung eine ungünstige Entscheidung gefällt werden würde. Montmorency versammelte daher seine Anhänger unter den hohen Prälaten und vornehmen Herren zu einem Gastmahl, setzte mit ihrem Rat einen Protest gegen die vermutliche Entscheidung auf und führte an, daß man ihn vier Monate lang hingehalten habe, daß der Papst sichtlich zur Gegenpartei neige und daß er sich daher das Recht vorbehalte, sich zu verheiraten, wie es ihm gefalle. Er rechnete dabei auf das Edikt des Königs, das ihm die Hilfe Roms überflüssig machte, und kehrte nach Frankreich zurück. Augenzeugen berichten, daß er von seinem Vater und vom König aufs beste empfangen wurde, natürlich, da er ein Sklave geworden war. Er benahm sich als gehorsamer Sohn und gefügiger Untertan und verliebte sich pflichtschuldigst in Diana del Castro. Zugleich hieß es, daß die arme Gefangene endlich in Freiheit gesetzt werden solle.

Indes waren doch noch nicht alle Schwierigkeiten gehoben, denn es war bekannt, daß Franz nur wegen des Dispenses nach Rom gegangen war und ihn nicht erhalten hatte. Wie konnte man nun die gewollte Heirat vollziehen, da man diesen vorher für unentbehrlich gehalten hatte? Doch in den

oberen Regionen gibt es immer eine Übereinkunft mit dem Himmel, und Ratgeber der Art fanden einen Ausweg, der des früheren Verfahrens würdig war. Es wurde eine neue Versammlung zusammenberufen von Leuten, deren Gefälligkeit im voraus gesichert war. Montmorency erschien vor ihnen und erstattete einen Bericht über seine Beziehungen zu Jeanne de Pienne, worin er die Tatsachen so darzustellen wußte, daß die Lösung des Eheversprechens als eine einfache, natürliche Sache erschien. Und als er erklären sollte, warum er doch wegen des Dispenses nach Rom gegangen sei, sagte er: „Das geschah nur, damit ich nicht nötig hätte, zu gestehen, daß ich mehr zu verstehen gegeben hatte, als ich wirklich meinte. Übrigens konnte ich auch keine abschlägige Antwort erwarten; die Vorgänger des Heiligen Vaters haben oft andern, die kein größeres Ansehen hatten als ich, den Dispens erteilt. Als ich aber sah, wie die Sache sich in die Länge zog und wie sie geführt wurde, kam ich zurück, um dem König und dem Connetable die Wahrheit der Tatsache zu erklären."

Zu dieser unwahren Erklärung fügte er noch andere Lügen hinzu, indem er vorgab, daß er auf Befehl des Königs wegen kriegerischer Angelegenheiten nach Rom habe gehen müssen und dergleichen mehr.

Der König und der Connetable nahmen diese schamlose Aussage an, und bald darauf wurde die Vermählung von Franz von Montmorency und Diana von Frankreich mit außerordentlichem Glanz und Pomp gefeiert. Aber es ruhte kein Segen auf dieser Verbindung, die durch Verrat und Lüge zustande gebracht war. Das einzige, lebend zur Welt gekommene Kind dieser Verbindung starb gleich nach der Geburt, und alle, die Montmorency als Helfer in dieser unwürdigen Sache beigestanden hatten, wurden von schweren Schicksalen heimgesucht. Drei Monate nach der Hochzeit seines Sohnes wurde der alte Connetable bei St. Quentin besiegt und gefangen genommen. Er erlangte erst die Freiheit wieder nach dem Frieden von Cam-

brai, der Frankreich der Städte in Piemont verlustig machte und ihm auch Calais gekostet haben würde, wenn Katharina von Medici es nicht verhindert hätte, indem sie es den Engländern entzog als Strafe für ihren Treubruch, daß sie den Hâvre in vollem Frieden besetzten. Heinrich II. starb durch die Lanze Montgomerys, der Kardinal Caraffa wurde auf Befehl Pius IV., den er zum Papst gemacht hatte, im Gefängnis erdrosselt und als er schon den Strick um den Hals hatte, rief er: „Ich muß sterben? Oh Pius! Oh Philipp!" Wahrscheinlich kam ihm in diesem letzten Moment das volle Bewußtsein, daß trotz seiner eigenen Schlechtigkeit es doch noch zwei schlechtere über ihm gab: König und Papst. Der Erzbischof von Vienne, Marillac, einer der Richter Jeannes, wurde später, calvinistischer Tendenzen angeklagt, nach Rom vorgeladen.

Der Schuldigste von allen aber, Montmorency, gestraft in seinen Kindern, krank an Leib und Seele und wohl von zu später Reue ergriffen, wandte sich noch einmal nach Rom und erbat sich Absolution vom Papst Pius IV., die dieser, nachsichtiger als Paul IV., ihm auch gewährte.

Jeanne de Pienne wurde, nach der Hochzeit Montmorencys, aus dem Kloster entlassen. Sie allein war rein und edel aus dem ungerechten, häßlichen Kampf hervorgegangen, als ein liebenswürdiges Beispiel, wie reine Frauentugend selbst der vereinigten Übermacht männlicher Treulosigkeit und schmählicher Unwahrheit widerstehen und die sittliche Hoheit der Persönlichkeit retten kann. Nach der Thronbesteigung Franz II. wurden die Montmorency zurückgesetzt und die Guise bevorzugt; Jeanne wurde an den Hof zurückgerufen als Ehrendame von Maria Stuart. Sie war erst vierundzwanzig Jahre alt, stand in vollem Glanze ihrer Schönheit und war durch ihr Schicksal und ihr würdevolles Betragen von einer Art Nimbus umgeben. Zahlreiche Anbeter umringten sie, aber die Wunde ihres Herzens war noch nicht geheilt und sie blieb gleichgültig gegen alle Bewerber. Als Maria Stuart nach

dem Tod des Königs nach Schottland zurückging, wurde sie aufs neue Ehrendame bei Katharina von Medici und folgte dieser zu der Belagerung des Hâvre, wohin die Königin ging, um den Mut der Armee zu befeuern. Hier reichte sie endlich, vielleicht auf den Wunsch der Königin, dem Baron d'Allyye, den diese sehr schätzte, ihre Hand. Aber ihre Ehe war auch nicht glücklich, sie hatte keine Kinder, und ihr Mann starb nach wenigen Jahren. Es ist unbekannt, was danach aus ihr wurde. Sie verschwand wie ein schöner, hellleuchtender Stern, hinter Wolken größerer Geschicke, in denen viele vielleicht gewaltigere, aber sicher keine reineren und liebenswürdigeren Persönlichkeiten erschienen, als Jeanne de Pienne; und manche von denen, die im stillen für sie geseufzt hatten, mochten nach ihrem Verschwinden sich der rührenden Klage erinnern, die sie verfaßt hatte, als Montmorency zur Verteidigung von Therouanne fortging:

„Mon bel amy, vous souvienne
De Pienne
Quand vous serez par dela!"

Es hatte mich oft gewundert, daß sich noch kein Dichter dieses hoch dramatischen Stoffes bemächtigt hatte. Welch eine Anzahl bedeutender historischer Persönlichkeiten wären dabei vorzuführen, wie der Connetable von Montmorency, König Heinrich II., Katharina von Medici, Kardinal Caraffa usw., und wo fände man zur Heldin eine zartere, anziehendere weibliche Gestalt, als Jeanne de Pienne, deren tragisches Schicksal auch tragisch enden könnte, da es geschichtlich unbekannt ist. Und welch ein anschauliches Bild würde es geben von den Sitten jener Zeit, wo ein Eheversprechen, von jugendlicher Neigung ausgesprochen, in den Händen der Mächtigen Anlaß wurde zu Intrigen, Ungerechtigkeiten, schamlosen Lügen, die über das Schicksal von zwei jungen Herzen entschieden und ein unschuldiges edles Mädchen einer so harten, demütigenden Behandlung unterwarfen.

Auf meine Veranlassung hat es endlich ein hochbegabter, junger französischer Dramatiker, Romain Rolland, übernommen, dem prächtigen Stoff Gestalt für die Bühne zu geben. Leider haben seine schönen dramatischen Dichtungen bis jetzt in Frankreich noch nicht die Würdigung gefunden, die ihnen gebührt, weil er ein zu echter, vornehm denkender Künstler ist, um sich dem korrupten, seichten, frivolen Geschmack, der heute auf den französischen Bühnen herrscht, unterzuordnen. In guter Übersetzung würden diese hervorragenden Schöpfungen vielleicht viel eher auf deutschen Bühnen Anklang finden. — — —

Ich springe nun aus dem sechzehnten in das siebzehnte Jahrhundert über, um einer Frau zu gedenken, deren Name wohl niemandem in der gebildeten Welt heutzutage unbekannt ist, deren nähere Lebensgeschichte aber in kurzer Zusammenfassung vielleicht vielen willkommen sein dürfte, da sie zu den bedeutendsten weiblichen Erscheinungen ihrer Zeit und ihrer Umgebung gehört. Diese Frau ist

Madame de Sévigné.

Marie de Rabutin-Chantal, aus einer großen Familie der Bourgogne, war 1626 geboren und wurde schon im siebzehnten Jahre eine Waise. Im achtzehnten Jahre heiratete sie einen Edelmann aus der Bretagne, den Marquis von Sévigné, der ein schöner ritterlicher Kavalier war und mit dem sie die erste Zeit ihrer Ehe in glücklicher Einsamkeit auf seinem Schloß in der Bretagne verlebte. Ihr Glück dauerte aber nicht lange, denn der Marquis erwies sich als ein ungetreuer Ehemann und vergeudete das Vermögen seiner Frau in der Befriedigung seiner Torheiten. Es kam dahin, daß sie ihn nicht mehr achten konnte, und nach sieben Jahren starb er in einem Duell wegen einer seiner Maitressen. Die junge Witwe blieb mit zwei Kindern zurück; der Sohn wurde ein Mann von Geist und ein braver Soldat, schied aber früh aus dem Dienst und ließ sich in der Bretagne nieder. Die Tochter verheiratete sich 1669 mit

dem Grafen de Grignan, der Generalleutnant in der Provence war. Dieser hatte bereits zwei Frauen gehabt; es war aber in den Sitten der Zeit, daß verwitwete Männer sowohl wie Frauen sich rasch wieder verheirateten. Ein Beispiel hiervon war der Prinz von Guémené, der nach dem Tod einer heiß geliebten Frau in tiefen Schmerz versenkt war, aber nach drei Monaten plötzlich wieder verheiratet erschien.

Die Gräfin de Grignan lebte in der Provence auf dem Schlosse ihres Gatten, und das Leben ihrer Mutter konzentrierte sich nun auf den Verkehr mit der Tochter, sowohl durch Besuche, die sie ihr machte, als durch die Briefe, die sie ihr schrieb und die ihren Weltruf begründeten. Vielleicht hätte aber die ausschließliche Liebe, die sie ihren Kindern widmete, doch allein nicht hingereicht, sie von einer zweiten Heirat zurückzuhalten, oder sie vor den Gefahren zu schützen, die einer noch so jungen anmutigen Witwe in einer Gesellschaft drohten, deren Sitten nichts weniger als streng waren, hätte sie das Bedürfnis einer zweiten Neigung gefühlt. Sie war doch kaum siebenundzwanzig Jahre alt, als sie nach ihrer ersten Trauerzeit in die Welt zurückkehrte, und man fand sie noch reizender als zuvor, denn obgleich sie keine regelmäßigen Züge hatte, so besaß sie jene Anmut, die oft mehr fesselt und entzückt, als regelmäßige Schönheit. Auf ihrem Antlitz war die Frische, „die man nur beim Sonnenaufgang auf den schönsten Rosen des Frühlings sieht" und in ihren feurigen Augen las man die Lebhaftigkeit ihres Intellekts und die Güte ihres Herzens. Wenn man sie reden hörte, vergaß man, ihre Züge einzeln zu kritisieren und stimmte ihrer Freundin, Madame de Lafayette, bei, die sagte: „Wenn man Ihnen zuhört, sieht man nicht mehr, ob Ihre Züge regelmäßig sind, man findet Sie die vollkommenste Schönheit der Welt."

Daß eine solche Frau in der galanten Gesellschaft ihrer Zeit alsbald von einer Menge Anbeter und Bewerber umringt sein würde, war natürlich; und es fanden sich unter

denselben die ausgezeichnetsten Kavaliere des Hofes und die größten Namen Frankreichs. Ihr Vetter Bussy-Rabutin hätte sie heiraten sollen, ehe sie Marquise de Sévigné wurde, aber er fand sie „ein wenig zu unbesonnen in ihren Manieren". Sie hatte ihre Mutter so früh verloren, und ihr Onkel und Vormund, der gute Abbé de Coulanges, der ihr Vermögen vortrefflich verwaltete, konnte sie die Feinheiten des Umgangs nicht lehren, die nur eine edel gebildete Frau ganz versteht. Außerdem verbrachte sie auch ihre Jugend schon in jener Gesellschaft, in der illegale Verhältnisse für niemanden ein Geheimnis waren und ohne Rückhalt besprochen wurden; es ist daher anzunehmen, daß ihr bei ihrer großen Beobachtungsgabe kaum etwas entging, was man auch nur mit halben Worten andeutete, und daß sie bei der Lebhaftigkeit ihres Geistes wohl selten das scharf treffende Wort, den Spott und rügenden Witz zurückhalten konnte, zu denen sie der Reiz der Unterhaltung hinriß. Hatte dies bei dem jungen Mädchen vielleicht eine zu große Freiheit und Sicherheit in der Unterhaltung geschienen, so war es bei der Frau nur ein Anziehungspunkt mehr. Wenn sie aber trotzdem den Bewerbungen der vornehmsten Kavaliere kein Gehör gab und in der Gesellschaft, in der sie lebte und sich wohl fühlte, so untadelhaft blieb, daß auch Spötter wie Bussy u. a. nichts gegen sie sagen konnten, so darf man annehmen, daß ihr Temperament nicht ohne Anteil an ihrer Tugend gewesen ist. Bussy hatte jedoch unrecht, indem er behauptete, daß all ihre Wärme nur im Intellekt gewesen sei. Sie hat viel, tief und wahrhaft geliebt, aber in jener ruhigen, zärtlichen Weise, die mehr an Freundschaft erinnert, als an Liebe. Sie hatte schon in früher Jugend sich Freunde erworben, die ihr treu blieben bis an den Tod. Die Erklärungen ihrer Verehrer hörte sie nicht ungern, aber sie täuschte sie nie und ließ sie stets offen wissen, bis wohin sie gehen durften; die zu weit gehen wollten, hielt sie geschickt durch ein Lächeln zurück, und wenn sie verzweifeln wollten, beruhigte sie ein mildes, freundliches Wort. So unterhielt

sie, innerhalb dieser Grenzen, mittels so liebenswürdiger Kunst des Lebens, die wärmsten, innigsten und dauerhaftesten Zuneigungen, und gewiß haben wenige Menschen so viele wahre Freunde gehabt, wie die Sévigné. Sie war oft selbst erstaunt darüber, aber es war doch einfach die Folge davon, daß sie selbst so gut und liebevoll für andere war und man ihr nur zurückgab, was sie selbst gegeben hatte. Larochefoucauld, einer von denen, die sie am besten gekannt haben, sagte von ihr, daß sie sein Ideal der Freundschaft in jeder Hinsicht verwirkliche. Auch ihre Briefe geben davon Zeugnis, wie gut, nachsichtig und wohlwollend sie war, denn es findet sich darin fast nie ein hartes Urteil oder eines von jenen bitteren Worten, die uns der Augenblick entreißt und die wir, kaum ausgesprochen, gern zurücknehmen möchten, und doch wäre es so leicht möglich, ja natürlich gewesen, daß sie sich hätte gehen lassen in einer so intimen Korrespondenz mit Leuten, deren Diskretion sie sicher war. Sie war zu geistvoll, um die Fehler und Schwächen ihrer Freunde nicht zu sehen, sie verstand es, die Dummen und Aufdringlichen, die sie langweilten, zurechtzuweisen, sie erzählte ihrer Tochter amüsante Geschichten, die sie mit ihrer fesselnden Lebhaftigkeit vortrug, aber im ersteren Falle blieb sie nachsichtig und in den folgenden fein maliziös, doch ohne Bosheit. Sie sah die Menschen von ihrer guten Seite und die Welt in ihrer Schönheit an. Es kam hie und da vor, daß sie unwillig wurde über den Optimismus anderer, so z. B. eines Tages über Malebranche, so daß sie ausrief: „Ich möchte mich gern bei Vater Malebranche über die Mäuse beklagen, die hier alles zernagen; ist das etwa in der Ordnung: guten Zucker, Früchte, Kompott? Und war das voriges Jahr in der Ordnung, daß häßliche Raupen alle Blätter unseres Waldes und Gartens und alle Erdfrüchte fraßen? Und gehörte es sich, daß dem Pater Pajen, der friedlich nach Hause ging, der Kopf eingeschlagen wurde?“ Doch solche momentane Verstimmungen dauerten nicht lange, und sie fand, daß die Welt viel besser sei, als

man es gewöhnlich sagte. Sie brachte Heiterkeit und Harmonie, wohin sie kam, und gegen das Ende ihres Lebens sagte sie einmal zu ihrer Tochter, nachdem sie einiger trüber Momente in der Vergangenheit gedacht hatte: „Findest Du nicht, daß mein Leben glücklich genug gewesen ist? Ich bin zufrieden."

Es war natürlich, daß eine so liebenswürdige Natur viel und treu geliebt wurde, um so mehr, da sie nicht nur eine treue Freundin im Glück war, sondern sich ihren Freunden im Unglück noch viel großmütiger und aufopfernder erwies. Die überströmende heiße Liebe, die sie für ihre Tochter hegte, ist weltbekannt, aber es ist sonderbar, daß sie diese Tochter soviel mehr liebte wie ihren Sohn Charles, obgleich dieser der beste, rechtschaffenste Mensch von der Welt war, seiner Mutter, die er anbetete, nie ernsten Kummer machte und ihr Zusammensein durch Geist, Geschmack und Liebenswürdigkeit verschönte. Sie liebte auch ihn, aber die Tochter mehr, trotzdem daß, wie es nach allen Zeugnissen scheint, deren Charakter nichts weniger als angenehm und fehlerfrei war. Bussy sagte von ihr: „Sie hat Geist, aber eine bittere, unausstehliche Art von Geist. Sie wird sich ebenso viele Feinde machen, wie ihre Mutter sich Freunde und Verehrer gemacht hat."

Es ist gewiß, daß Mutter und Tochter sehr verschieden waren, und vielleicht hatte das Übermaß von demonstrativer mütterlicher Liebe etwas mit schuld, daß die Tochter, die von Natur schüchtern war, in Gegenwart der Mutter noch schüchterner und gedrückter wurde und diese Liebe nicht ganz zu erwidern schien. „Es gibt Menschen," schrieb ihr die Mutter einmal, „die sagen und mich haben glauben machen wollen, daß das Übermaß meiner Freundschaft Dir lästig wäre. Ich weiß nicht, liebes Kind, ob dies wahr ist, ich kann nur sagen, daß ich Dir gewiß nichts Unangenehmes bereiten möchte. Ich gestehe ein, daß ich meiner Zuneigung nachgegeben habe, um Dich so viel als möglich zu sehen, weil ich nicht genug Gewalt über mich hatte, um mir diese Freude

zu versagen, aber ich hoffe doch, Dir nicht beschwerlich gewesen zu sein."

Vielleicht war sie es aber doch, ohne es zu wissen. Pascal hat gesagt, daß man Geschicklichkeit haben muß, wenn man liebt, d. h. mit anderen Worten, man muß auch in der Liebe die hohe Kunst des Lebens haben, die durch edles Maß den tiefsten Gefühlen die Schönheit des Ausdrucks verleiht. Im Winter 1676 kam Frau von Grignan nach zweijähriger Abwesenheit nach Paris, um ihre Mutter zu besuchen, beide waren aber gerade leidend und eine jede war besorgt für die andere, so daß sie sich gegenseitig durch übertriebene Ängstlichkeit quälten und sich kränker machten, indem sie sich die Ruhe des Gemüts nahmen, die eine Bedingung der Genesung ist. Charles de Sévigné, auch krank an einer im Krieg erhaltenen Wunde, gab seiner Schwester in seiner liebenswürdigen Art eine kleine Lehre, indem er ihr erzählte, wie die Mutter und er sich pflegten: „Wir behüten uns gegenseitig, indem wir uns eine ehrliche Freiheit lassen, ohne kleine Frauenmittelchen; geht es dir gut, meine liebe Mama? Ich bin hoch erfreut darüber. — Hast du diese Nacht gut geschlafen? Wie steht es mit dem Kopf? Geh etwas in die Luft, in die Tuilerien spazieren. Übrigens du bist gar nicht unwohl, ich hänge dir den Zügel über den Hals. Willst du Erdbeeren essen oder Tee trinken? Adieu, Mama, ich habe Schmerzen am Fuß; du wirst mir erlauben, bitte, von Mittag bis drei Uhr bei dir zu sein, nachher: vogue la galère. Siehst du, kleine Schwester, so machen es vernünftige Leute."

Aber Mutter und Tochter waren nicht vernünftig, und die gegenseitigen Quälereien wurden so arg, daß das Zusammenleben unmöglich wurde und daß Frau von Grignan erst wieder gesund wurde, als sie in der Provence zurück war. Sie liebte ihre Mutter aber dennoch wahrhaft, nur in anderer Art als diese sie. Während fünfundzwanzig Jahren hat sie nie versäumt, zweimal in der Woche unendlich lange Briefe an die Mutter zu schreiben, die voll von Ausbrüchen wahrer

Liebe sein mußten, da die anspruchsvolle Zärtlichkeit der Mutter dadurch befriedigt wurde. Die Persönlichkeit, die nach den Kindern der Sévigné am nächsten stand, war ihr Vetter Bussy-Rabutin. Er ist eine der sonderbarsten Gestalten des siebzehnten Jahrhunderts, hatte sich schon mit sechzehn Jahren als Soldat durch seine Tapferkeit bekannt gemacht, hatte Duelle und alle Arten von Abenteuern und war noch mehr, als alle andern, davon überzeugt, daß er den Gipfel des Glücks ersteigen werde. In jeder Weise suchte er die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich zu ziehen, eignete sich die Laster und die Vorzüge an, die gerade Mode waren, überraschte, erstaunte und, wenn nötig, skandalisierte die Welt, nur um die Menschen zu zwingen, von ihm zu sprechen, und, da die Literatur bereits eine Macht geworden war und die öffentliche Meinung beherrschte, so fing er an, Verse zu machen, und strebte danach, eine literarische Berühmtheit zu werden. Aber das wurde sein Verderben. Er schrieb ein Buch, „Die Liebesgeschichte der Gallier", worin er die ersten Personen des Landes auf das boshafteste behandelte und bloßstellte. Der Zorn seiner Opfer brachte ihn dreizehn Monate lang in die Bastille, dann in das Exil auf seine Güter, von wo er erst nach siebzehn Jahren nach Paris zurückkehren durfte. Er hatte in jenem Buch auch selbst seine Cousine nicht verschont, und diese zürnte ihm sehr, als sie Bemerkungen über sich gedruckt in aller Leute Hände sah. Sie verzieh ihm aber endlich und fing die Korrespondenz mit ihm wieder an, die sie bis an ihr Lebensende unterhielt. Sie gab ihm Nachrichten über das Leben in Paris und am Hofe, von wo ihn seine zu große Bosheit entfernt hatte und nach dem er sich doch immer zurücksehnte, da er für den Zauber der Natur und die Schönheit des Landlebens nicht den mindesten Sinn hatte. Sie schrieb ihm gern, denn sein Witz regte sie an, aber sie hatte doch Freunde, die sie mehr liebte als ihn und denen sie innigeres Vertrauen bewies. Zu diesen gehörten vor allen Madame de Lafayette, Larochefoucauld und Herr und Frau von Cou-

langes. Bei dem Tod der ersten im Jahr 1693 sagte die Sévigné, ihre Freundschaft habe vierzig Jahre gedauert. Madame de Lafayette war schon Witwe, als der Briefwechsel der Sévigné mit ihrer Tochter begann; sie hatte mit dem Herzog von Rochefoucauld ein inniges Herzensbündnis geschlossen, das in der Gesellschaft viel von sich reden machte und von dem der immer maliziöse Bussy behauptete, es sei mehr als bloße Freundschaft, was von andern aber widersprochen wurde. Larochefoucauld war, als er die Lafayette kennen lernte, bereits zweiundfünfzig Jahre alt und sicher durch Temperament und Lebenserfahrungen nur noch einer jener ruhigen, vernünftigen Neigungen fähig, die keine Stürme mehr kennen und dem milden Sonnenuntergang eines schönen Herbsttages gleichen. „Nichts kann die Stärke eines solchen Bundes übertreffen," sagte die Sévigné von demselben. Auch die Lafayette, obgleich erst zweiunddreißig Jahre alt, als sie diesen Bund einging, war schon eine reife, verständige Frau und mehr durch den Geist als das Herz gefesselt. Dieses ruhige, innige Band verschönte aber die letzte Hälfte von beider Leben, und Madame de Lafayette gebrauchte ihren großen Einfluß auf ihn, um den erbitterten Moralisten, der eben die „Maximes" geschrieben hatte, mit der Menschheit zu versöhnen und mildernd auf seine Ansichten einzuwirken. Viele meinten sogar, er habe mit an dem Roman, „Die Prinzeß von Cleve", gearbeitet, den die Lafayette unter einem Pseudonym herausgab und in dem man die Stimmung einer harmonisch erfüllten Existenz fühlt, die mit liebevoller Teilnahme auf die Zerstörungen der Leidenschaft blickt und die lichte Atmosphäre, in der sie selbst atmet, auch über die Träume ihrer Phantasie verbreitet. Als beide, bejahrt und leidend, nur noch inniger zu gegenseitigem Trost und Frieden verbunden waren, sagte die Sévigné, die sie noch öfter sah wie zuvor, seitdem sie einsamer und trauriger waren, daß nichts mit dem gegenseitigen Vertrauen und der Schönheit einer solchen Freundschaft verglichen werden könne.

Sehr verschieden von diesen ernsten, strengen Menschen waren die anderen nahen Freunde der Sévigné, Herr und Frau von Coulanges; sie waren die Liebenswürdigkeit, das Leben und die Heiterkeit selbst; ihr Gespräch war unübertrefflich lebendig, geistsprühend und voller Witz; es war unmöglich, sich bei ihnen zu langweilen, man liebte sie, suchte sie auf und verweilte mit ihnen so lange als möglich. Aber dem glänzenden Schein des geselligen Lebens entsprach das intime Zusammensein zu zweien nicht ganz, und sie vermieden es so viel als möglich, allein zu Haus zu sein. Vielleicht waren sie einander zu ähnlich, um sehr glücklich miteinander zu sein, und jeder suchte Ersatz für das ihm Fehlende in den ausgezeichneten Verbindungen, in denen sie sich befanden, wobei sie sich aber fest die gegenseitige Achtung bewahrten, die sie auch in vollem Maße verdienten.

Die Lafayette und die Coulanges sind die besten Freundinnen der Sévigné gewesen. Von der ersteren sagte sie, daß nie eine Wolke ihre Freundschaft getrübt habe; sie wurde von beiden zärtlich geliebt. Die Lafayette schrieb ihr kurz vor ihrem Tode: „Man muß enden, wenn es Gott gefällt, und ich bin gefaßt. Glauben Sie mir, Liebe, daß Sie die Person sind, die ich am meisten auf der Welt geliebt habe.“ Madame de Coulanges hatte den Schmerz, die Sévigné zu überleben und sagte noch ein Jahr nach dem Tode derselben: „Das Unglück, sie nicht mehr zu sehen, ist mir immer neu.“ Nichts konnte schöneres Lob für die Sévigné sein, als so treu von zwei so verschiedenen und ausgezeichneten Frauen geliebt worden zu sein.

Sie hatte übrigens auch eine ungewöhnlich gute Erziehung gehabt und besonders gelernt, gut zu schreiben, was die spätere Vollendung ihres Stils und ihrer Form erklärlich macht. Sie hat sich selbst immer Glück gewünscht zu der Erziehung, die sie erhalten und die sie mit Bewußtsein an sich selbst fortgesetzt hatte, und sie wünschte leidenschaftlich, daß ihre Enkel ebenso erzogen würden und daß nichts versäumt werde, ihre Intelligenz zu entwickeln. „Es ist zu viel ver-

langt, alles von einer glücklich angelegten Natur zu erwarten," sagte sie und gab sich in rührender Weise Mühe bei der Erziehung ihrer Enkelin Pauline, wachte selbst aus der Ferne über ihr und war immer bereit, jeden kleinen Streit zwischen ihrer Tochter und der Enkelin beizulegen. „Pauline ist also nicht vollkommen?" fragte sie, „desto besser, so hast du die Aufgabe, sie neu zu bilden." Besonders war ihr daran gelegen, zu verhüten, daß Madame de Grignan das Kind nicht wieder in einem Augenblick des Zorns in das Kloster zurückschicke. „Glaube ja nicht," sagte sie zu der Tochter, „daß das Kloster eine Erziehung verbessern könne, weder in betreff der Religion, welche die guten Schwestern kaum kennen, noch in anderen Dingen." Als man ihr sagte, daß Pauline gern läse, rief sie: „O die gute glückliche Anlage! Das bewahrt sie vor Langeweile und vor Müßiggang, zwei abscheulichen Bestien!" Sie gibt die trefflichsten Ratschläge für die Lektüren der Enkelin und empfiehlt ihr besonders diejenigen, die ihr selbst in ihrer Jugend eine Quelle der Bildung geworden waren.

Sie hatte sich durch ihre treffliche Erziehung, ihre ausgewählten Lektüren und durch den Umgang mit den bedeutendsten Menschen in Paris und am Hofe vorbereitet, gut zu schreiben. Dazu lebte sie gerade in der Zeit der Entfaltung einer großen Literatur, verstand alles, belehrte sich gern an allem, eignete sich alles Wissenswerte an, war schon immer eine geistreiche Frau, liebenswürdig und anziehend im Umgang sowohl wie im Briefwechsel, und es bedurfte nur eines besonders tief bewegenden Ereignisses, um all die Keime, die sich in ihr angehäuft hatten, zur Blüte zu bringen. Dieses Ereignis war die Abreise der Tochter nach der Provence, „nach jenen entfernten Gegenden, von wo sie nur selten zurückkehren wird". Ihr Talent wird plötzlich mit ihren Tränen geboren. Aber der Schmerz, so heftig er auch war, findet immer eine maßvolle schöne Sprache und das erklärt sich daraus, daß sie sich längst, ohne es selbst zu wissen, vorbereitet hatte, eine große Schriftstellerin zu werden. Die Gesellschaft, in der sie

lebte, strebte selbst nach der Feinheit des Ausdrucks, der nun auch ihr eigen geworden war, und vollendet wurde dies alles durch die Beweglichkeit ihrer Phantasie, mit der sie alles gleichsam in der Ferne sah und es im Geiste bereiste. Natürlich waren die Provence und das Schloß ihrer Tochter am häufigsten das Ziel solcher Reisen, und sie war dort bekannt, ehe sie dagewesen war. Bei dieser großen Lebhaftigkeit der Phantasie und der Empfänglichkeit für Eindrücke und Anregungen von außen gab sie in ihren Briefen alles, was ihr Geist und Herz erfüllte, und es ist daher begreiflich, daß sie nicht dazu kam, ein größeres Werk der Konzentration zu hinterlassen, trotzdem sie literarisch so trefflich ausgerüstet war. Aber ihre Briefe genügen auch, zu zeigen, wer sie war. Sie haben außer ihrem literarischen Verdienst auch noch das, uns auf das lebendigste in die Gesellschaft ihrer Zeit einzuführen, uns zu Zeitgenossen derselben zu machen, uns die charakteristischen Züge des Familienlebens und der gebildeten Kreise, die sie von den heutigen Zuständen unterscheiden, in wahrheitsgetreuen, interessanten Beispielen und Erzählungen vorzuführen. Aber nicht bloß in der bewegten Mitte, in die sie uns einführt, lernen wir die ausgezeichnete Frau durch ihre Briefe kennen, wir begleiten sie auch in die ländliche Stille und Abgeschiedenheit ihres Schlosses in der Bretagne und finden sie, die gewohnt war in der angenehmsten geistig anregenden Pariser Gesellschaft zu leben, in jener ländlichen Abgeschiedenheit ebenso glücklich und durch jahrelangen Aufenthalt keineswegs ermüdet oder gelangweilt. Sie wunderte sich selbst darüber. „Es ist sonderbar," sagte sie, „wie in diesem nichtssagenden, fast traurigen Leben die Tage hingehen und rasch entfliehen." Sie hatte einmal von ihrem Sohn gesagt: „er nimmt den Geist der Orte an, an denen er sich befindet". Dies paßte auch auf sie; ihre geschmeidige Natur paßte sich ebensowohl den Umständen, wie den Personen an; so wie sie in der Gesellschaft an ihrem Platz war, so war sie es in der ländlichen Stille. Sie floh die Einsamkeit nicht, sie suchte sie im Gegenteil oft auf. Sie schrieb:

„Ich bin hier ganz allein, liebe Tochter, ich habe keine andere Langeweile übernehmen wollen, als meine eigne. Keine Gesellschaft lockt mich; ich bin stolz, den ganzen Tag auf der Wiese zu sein und mit den Kühen und Schafen zu reden." Und wenn zu dem Vergnügen, auf der Wiese allein zu sein, zu träumen, zu lesen und sich mit Kühen und Schafen zu unterhalten, noch dies hinzukam, in einem blumengeschmückten Park, mit der Aussicht auf eine schöne Landschaft, umherzuwandeln, so fand sie daran so viel Geschmack, daß es ihr schwer wurde, davon zu scheiden. Sie hatte Sinn für die Annehmlichkeiten jeder Jahreszeit; sie war glücklich, „die Nachtigall, den Kuckuck, die Grasmücke den Frühling in den Wäldern eröffnen zu hören" und sie freute sich ebenso „über die schönen kristallenen Tage des Herbstes, die nicht mehr heiß sind und noch nicht kalt". Auch der Winter hatte noch Reize für sie, „wenn die Sonne glänzt bei einer scharfen Kälte und die Bäume mit Perlen und Kristallen geschmückt sind."

Wie nun verhielten sich aber dieser lebendige, für alle Interessen der Welt und des cercle d'élite, dem sie angehörte, offene Geist und dies, mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an den Seinen hängende Herz dem Nahen der verhängnisvollen, letzten Stunde gegenüber, in welcher der Glanz der Erscheinungswelt erlischt und die süßesten Bande sich lösen? Sie brachte sicher in die religiösen Fragen, wie in alle übrigen, eine große Freiheit des Geistes und machte in der Diskussion selbst den Protestanten Zugeständnisse, aber sie war weit davon entfernt, eine Atheistin zu sein. Von früher Jugend an hatte ihr Port Royal mit seinen strengen Doktrinen und seiner ernsten Moral gefallen, und wenn sie mit den dortigen Lehrern verkehrte, wurde sie von dem strengsten religiösen Eifer ergriffen. In der Einsamkeit des Landlebens besonders kam sie zum Nachdenken über die großen Rätsel des Lebens, gedachte der Freunde, die der Tod ihr geraubt hatte, und dachte an ihren eignen Tod. Zuweilen erschrak sie vor diesem Gedanken und sie sagte: „Ich bin ins Leben

gesetzt ohne meine Erlaubnis und soll nun doch wieder hinaus? Das empört mich. Und wie werde ich hinausgehen, durch welche Pforte? Wann und in welcher Stimmung? Wie werde ich mit Gott stehen? Was kann ich ihm vorzeigen? Bin ich des Paradieses wert? Muß ich in die Hölle? Welche Alternative! Es wäre mir besser gewesen, in den Armen meiner Amme zu sterben." — Dann nahm sie sich vor, sich ernster für den furchtbaren Augenblick vorzubereiten, aber bald entführte „ein Hauch, ein Sonnenstrahl wieder diese nächtlichen Gedanken", sie fand sich wieder mit ihren Freunden zusammen, nahm wieder teil an ihren weltlichen Interessen und erheiterte sich mit ihnen durch anmutig maliziöse Erzählungen. Sie machte sich dann freilich Vorwürfe und sagte: „Ich gehöre weder Gott noch dem Teufel; das ist ein langweiliger Zustand, aber, unter uns gesagt, ich finde ihn den allernatürlichsten." Als die letzte Stunde nun aber wirklich nahte, fand sie sie fest und mutig. Ihr Schwiegersohn, der bei ihrem Tode gegenwärtig war, sagte, daß sie die Frucht der trefflichen Lektüren, die sie so geliebt habe, erntete, indem sie dem Tod mit bewundernswürdiger Festigkeit und Ergebung ins Antlitz sah. Die meisten der bedeutenden Menschen jener Zeit endeten übrigens so. Viele dachten ähnlich, wie Madame de Rambures: „daß es langweilig ist in der Gnade Gottes zu leben, daß aber ein jeder darin sterben will".

Madame de Sévigné war 70 Jahre alt, als sie starb, aber das Alter hatte sie sehr geschont; ihre Freunde fanden sie noch schön und jung, und ihre letzten Briefe sind ebenso geistvoll, lebendig und anmutig, wie die früheren und zeigen, daß auch ihr Herz nichts von seiner Wärme verloren hatte. Das war ein seltnes Glück, und sie konnte mit Recht gestehen, daß sie mit ihrem Schicksale zufrieden sei. —

Wenn dieser liebenswürdige, bedeutende Frauentypus uns die Gesellschaft seiner Zeit im vorteilhaftesten Lichte zeigt und ein schönes Beispiel davon ist, wie inmitten der absoluten

Freiheit der Anschauungen in sittlicher Beziehung ein in jeder Hinsicht zum Gefallen ausgerüstetes Wesen rein und untadelhaft bleiben kann, so begegnen wir dagegen etwas später, doch noch derselben Epoche angehörig, einem andern liebenswerten weiblichen Wesen, das der Ausartung jener, bis zu ihren äußersten Konsequenzen verwirklichten Freiheit der Sittlichkeitsbegriffe zum Opfer fiel, sich dann aber, durch die angeborene Reinheit der Natur in edelster Buße reinigte und verklärte. Hier, wie in den übrigen bisher angeführten Personen, ist es immer nur die Macht der Persönlichkeit, die, bewußt oder unbewußt, die Geschicke der Betreffenden bestimmt, nicht die Anlehnung an ein Prinzip, wie es heutzutage die sogenannte Frauenfrage ist, und was uns in diesen Gestalten rührt und interessiert, das ist eben das Ewige, das Unbesiegbare der eingebornen Individualität, die hervorwächst aus allem Wirrsal des Lebens und sich, siegend über Leid, Kampf, Irrtum, ja Schuld und Fehlen, zu ihrer ursprünglichen Wesenheit erhebt.

Louise de Lavallière

war am 6. August 1644 in Tours geboren. Ihre Vorfahren hatten sich stets durch Ehre und Pflichttreue ausgezeichnet, und ihr Vater gehörte mit in die Reihe der Tapferen dieses alten, achtbaren Geschlechts. Das junge Mädchen verbrachte die Kindheit und erste Jugend in dem kleinen Wohnsitz der Familie, der auf einer Höhe zwischen einem kleinen Tal, Vallière (daher der Name) und dem großen Tal der Brenne gelegen, mit der anmutigen Kunst der Renaissance geziert war und von dem aus man eine reizende Aussicht genoß. Unglücklicherweise für Louise starb der wackere Vater, als sie kaum zehn Jahre alt war, und ihre Mutter heiratete bald darauf den Marquis de Saint-Remi, der aus erster Ehe eine Tochter von dem Alter Louisens hatte. Der Marquis bekleidete eine Stelle am Hofe des Herzogs Gaston von Orleans, der in Blois, gleichsam im Exil, aber aus Neigung, Residenz hielt. Aus erster Ehe hatte dieser eine

Tochter, Mademoiselle de Montpensier, la grande demoiselle genannt und durch ihre Memoiren bekannt. Von seiner zweiten Frau, Margareta von Lothringen, hatte er drei reizende Töchter, um die sich aber die sehr devote Mutter wenig kümmerte und die mit einer Bande junger Mädchen, unter ihnen Louise de Lavallière und ihre Stiefschwester, in ihren Gemächern, ohne Aufsicht, sich selbst überlassen, lebten und „schon an anderes dachten, als an ihre Puppen". Mademoiselle de Montpensier, obgleich fünfundzwanzig Jahre alt, als Ludwig XIV. kaum fünfzehn Jahre zählte, hatte den ehrgeizigen Gedanken gehabt, Königin von Frankreich zu werden, hatte dies sogar als Bedingung gestellt, um Orleans, dessen Schlüssel sie in Händen hielt, der königlichen Armee zu überliefern, die damals an der Loire gegen die Fronde, deren Haupt Gaston von Orleans, der Vater der grande demoiselle, war, kämpfte.

Anna von Österreich, die Mutter des jungen Königs, aber hatte das Anerbieten schnöde zurückgewiesen, und die Prinzeß bewahrte seit jener Zeit einen bitteren Groll gegen alle, die dabei auf seiten des Königs gestanden hatten, besonders gegen Laurent de Lavallière, den Vater Louisens, welcher Amboise gegen die Fronde verteidigte; einen Groll, den die ehrgeizige und rachsüchtige Prinzeß später auf die unschuldige Louise übertrug. Trotz des Mißerfolgs der älteren Stiefschwester bildeten sich aber in den romantischen Köpfen der jüngeren Prinzessinnen ähnliche Pläne aus, und die Gefährtinnen nannten Margarete von Orleans nur „die kleine Königin". Louise de Lavallière erduldete ohne Zweifel die Einflüsse dieser Mitte, doch war sie, nach dem Zeugnis des Herzogs Gaston selbst, zu sittsam und weise, um an dem oft leichtsinnigen Betragen der anderen jungen Mädchen teilzunehmen.

Inzwischen hatte der, welcher durch die Liebe die weise Zurückhaltung Louisens besiegen sollte, die Selbständig-

keit des Jünglingsalters erreicht, nachdem er durch seine treffliche Mutter, die Witwe Ludwigs XIII., Anna von Österreich, eine strenge Erziehung erhalten hatte. Groß, schön und anziehend, gesund und voller Leben, hatte der nunmehr neunzehnjährige Jüngling bereits mehrere Male den Lockungen seines leidenschaftlichen Temperaments nachgegeben, und zwar waren ihm zunächst die ehrgeizigen und ränkesüchtigen Nichten Mazarins, die Schwestern Mancini, die am Hofe erzogen wurden, gefährlich geworden. Die älteste, Olympia, eine berechnende, lebhafte Italienerin, zog indes den momentanen Aufmerksamkeiten des jungen Königs eine solide Heirat mit dem Prinzen Eugen von Savoyen, Grafen von Soissons, vor. Nach einem kurzen Zwischenspiel mit einer anderen jungen Dame im Dienst der Königin-Mutter, gelang es dann der zweiten Mancini, Maria, das Herz des königlichen Jünglings durch die Tränen zu rühren, die sie vergoß, als er nach der Belagerung von Dünkirchen, an der er teilnahm, todkrank zu Calais darniederlag. Genesen, eilte Ludwig nach Paris zurück und gab sich ganz dem Einfluß hin, den die nach einer Krone strebende Italienerin auf ihn ausübte. Der Hof siedelte nach Fontainebleau über, und hier war Maria die Königin der glänzendsten Feste. Aber die Politik erforderte, daß der König sich verheiratete; mehrere Prinzessinnen waren in Vorschlag; es wurde sogar eine Zusammenkunft mit der Prinzessin Margarete von Savoyen in Lyon veranstaltet. Ludwig, sehr zufrieden mit der Idee, sich zu verheiraten, vergaß Maria Mancini und fand die Prinzeß, die gar nicht schön war, doch nach seinem Geschmack. Aber die Wünsche der Königin-Mutter, welche die Infantin von Spanien, ihre Nichte, bevorzugte, und die Eifersucht der Italienerin, die dem König zu sagen wagte: „Schämen Sie sich nicht, daß man Ihnen eine so häßliche Frau geben will?“ vereitelten das Projekt. Man kehrte nach Paris zurück, und Ludwig befand sich mehr wie je unter dem Einfluß der Mancini, die, leidenschaftlich, verwegen,

hartnäckig, beschlossen hatte, sich zur Königin von Frankreich zu machen. Ob der Kardinal, ihr Onkel, die Sache wünschte oder nicht, ist ungewiß geblieben. Er sprach sich aber entschieden dagegen aus, als er sah, daß die Feindschaft der Königin-Mutter die Folge davon sein würde und daß er kaum auf die Beständigkeit der Neigung des jungen Königs rechnen könne. Maria Mancini wurde entfernt. Ludwig weinte aus zärtlichem Leid und — ließ sie gehen. Ein eifriger Briefwechsel folgte, aber die Königin Anna erfuhr es, unterdrückte ihn und beschloß nun, sich mit dem Sohn der spanischen Grenze zu nähern. Der Hof begab sich auf den Weg und hielt sich zunächst in Blois bei Gaston von Orleans auf.

Mit den Heiratsprojekten bekannt, sagte Ludwig, als sie sich der Stadt näherten, zu seiner Cousine, der Mademoiselle de Montpensier: „Ich habe kein anderes Kleid angezogen und meine Haare nicht geordnet, denn wenn ich mich geschmückt hätte, würde es Ihrem Vater, Ihrer Stiefmutter und Ihren Schwestern zu leid tun, mich nicht zu haben; ich habe mich so häßlich wie möglich gemacht, um ihnen widerwärtig zu sein." Auch ging er gleichgültig an den Reizen der drei Prinzessinnen vorüber und bemerkte wohl kaum die hinter ihnen bescheiden zurückstehende Schönheit, Louise de Lavallière. Dagegen warb er von Bordeaux aus ernstlich um die Hand der spanischen Infantin. Diese, Tochter einer französischen Prinzeß, jetzt Königin von Spanien, und Nichte einer Spanierin, der Königin von Frankreich, hatte von früh auf den Gedanken genährt, daß ihr Vetter ihr zum Gemahl bestimmt sei, und sie ging ihm mit all der Würde einer großen Fürstin und der Anmut einer liebenden Braut entgegen. Ludwig war entzückt und alle, die der Hochzeit beiwohnten, empfingen den Eindruck eines vollkommenen Glückes.

Dies war im Jahr 1660. In demselben Jahr starb Gaston von Orleans, und seine Witwe beeilte sich, Blois mit Paris zu vertauschen und das Palais des Lurem-

burg zu beziehen, das damals das Palais Orleans hieß. Der Marquis Saint Remi folgte ihr mit seiner Familie, und so kam Louise de Lavallière nach Paris, nahm teil an den Vergnügungen, die Mademoiselle de Montpensier ihren Schwestern im Luxemburg bereitete, sah den glänzenden Einzug des königlichen Paares in Paris am 25. August 1660, sah die gezwungene Verheiratung ihrer Freundin Margarete von Orleans mit dem Herzog von Toskana, die Intrigen der „grande Demoiselle" und der Herzöge von Lothringen, Onkel und Neffe, und wurde nach dieser Schule der Weltlichkeit, noch nicht siebzehn Jahre alt, zur Hofdame der sechzehnjährigen Henriette, Tochter des Königs von England, ernannt, die eben an Ludwigs Bruder, Philipp, nunmehrigen Herzog von Orleans, Monsieur genannt, verheiratet worden war. Der König, der sich früher, als Henriette, fast noch ein Kind, unter der Obhut seiner Mutter lebte, sehr abwehrend gegen sie verhalten hatte, aus Furcht, daß man sie ihm zur Frau geben könnte, sah sie jetzt wieder in der vollen Blüte der Schönheit, Grazie und Liebenswürdigkeit, so daß er völlig bezaubert war und in Fontainebleau, wohin sich der Hof begab, Fest auf Fest folgen ließ, um sich zu unterhalten und ihr zu gefallen. Die Sache ging so weit, daß die junge Königin Marie Therese und die Königin-Mutter anfingen, sich zu beunruhigen, und die letztere, die ihren Sohn und das Leben besser kannte, endlich dazu schritt, dem König sowohl wie Madame, ernstliche Vorstellungen zu machen. Diese beiden beschlossen daher, durch eine List dem Lärm ein Ende zu machen. Der König sollte anscheinend einer Dame vom Hof seine Huldigungen darbringen und die Aufmerksamkeit der andern so von der wahren Fährte ablenken. Man suchte zwei Damen der Königin, die sehr kokett waren, dazu aus und Louise de Lavallière. Dieses häßliche Komplott, in dem Henriette die Ehre ihrer Hofdame, die sie hätte schützen sollen, preisgab, scheiterte bei den beiden ersten, und nun kam die Reihe an Louise.

Sie war kaum siebzehn Jahre alt, groß, schlank, graziös; ihr Gesicht war voller Anmut; sie hatte den schönsten Teint, Augen, deren sanfter, zärtlicher Blick bezauberte, blondes, gelocktes Haar und eine so süße Stimme, daß, wer sie einmal gehört hatte, sie nie vergaß. Madame Henriette, im Gefühl ihrer eigenen siegenden Schönheit, hatte den Zauber der stillen Anmut Louisens nicht berechnet, und Ludwig wurde selbst davon überrascht. Die Mancini hatten ihm die erobernde tyrannische Leidenschaft geoffenbart, Henriette übte mit mehr Grazie dieselbe despotische Herrschaft. Zum erstenmal begegnete er einer selbstlosen, naiven, sanften, hingebenden Liebe. Es war kein Wunder, daß es dem schönen, königlichen Jüngling leicht wurde, über das unerfahrene, sanfte Mädchenherz zu siegen. Louise hatte mit Margarete von Orleans in Blois viele Romane gelesen; nun plötzlich in den Freudenrausch des Hofes zu Fontainebleau versetzt, wurde sie der Gegenstand von Huldigungen vornehmer Kavaliere und sah den Kultus der Galanterie von oben herab als die natürliche Blüte der bevorzugten Gesellschaft festgestellt. Der König spielte ja, zufolge seiner Übereinkunft mit Madame, anfangs nur Komödie, dann aber, überrascht durch die Süßigkeit einer wahren, unschuldigen Liebe, wurde das Spiel zum Ernst; und da sich, wie dies bei Königen stets der Fall sein wird, ein bereitwilliger Mittelsmann fand, so war Louisens Schicksal bald entschieden.

Die Königin-Mutter hatte jeder politischen Machtausübung entsagt, als sie nach dem Tode Mazarins gesehen hatte, daß ihr Sohn gesonnen war, seine Selbständigkeit zu behaupten. Aber sie wachte über ihm und als sie zu spät einsah, daß sich Ludwigs Gefühle zu „diesem Mädchen" verirrt hatten, machte sie zuerst Monsieur (ihrem Sohn Philipp) und Madame Vorstellungen und, da dies nichts half, dem König selbst. Dieser ging nur so weit darauf ein, daß er versprach, die Sache möglichst vor seiner Frau geheim zu halten, deren Zustand damals große Schonung erforderte.

Er hatte die edle Marie Therese eigentlich niemals geliebt, aber er benahm sich gut und rücksichtsvoll bei der Geburt des Dauphins am 1. November 1661 und unternahm eine Pilgerfahrt nach Notre Dame de Chartres, die ganz Frankreich erbaute. Kaum jedoch zurück nach Paris, ließ er die Königin im Louvre und eilte in die Tuilerien zu Madame Henriette, wo er Louise de Lavallière fand.

Eine Hungersnot verwüstete das Land, aber im Louvre und in den Tuilerien hatte man keine Zeit, daran zu denken. Fest folgte auf Fest, und der König selbst spielte die Hauptrollen in den Balletts. Ungeachtet der vielen glänzenden Schönheiten, die sich im Gefolge der zwei Königinnen befanden, dachte er nur an Louise de Lavallière und, seiner immer wachsenden Neigung wegen, befahl er ihr, sich eine Zeitlang unwohl zu stellen und auf ihrem Zimmer, das sich unter dem Dach befand, zu bleiben.

Es würde zu weit führen, all die Verfolgungen des Neides, der Eifersucht, der Mißgunst anzuführen, welche die arme Louise schon während dieser ersten Zeit, wo sie nichts dachte als „vom König geliebt zu sein und ihn lieben" zu erdulden hatte. Olympia Mancini, Gräfin von Soissons, die ihre alte Herrschaft über Ludwig wieder erlangen wollte, verband sich mit dem Grafen Guiche, der sich vor dem König um Louisens Gunst beworben hatte, und beide suchten durch einen anonymen Brief die Königin mit der Sache bekannt zu machen und die Lavallière zugrunde zu richten. Das Komplott mißlang, aber die Feindschaft der Soissons dauerte fort. Madame Henriette behandelte ihr Hoffräulein mit stolzer Miene und spitzen Redensarten; niedrige Intrigantinnen schlichen sich in Louisens Vertrauen, um es zu ihrem Schaden zu mißbrauchen. Zu derselben Zeit, um die Fasten 1662, predigte Bossuet zum erstenmal in der Kapelle des Louvre und richtete feurige Worte der Ermahnung an den König, indem er ihm die hohe Pflicht der Großen dieser Erde vorhielt, un-

tadelhafter als alle anderen zu leben, ihm aber zugleich, mit feinem Takt, die Perspektive einer ruhmvollen Regierung zeigte, um das Herz Ludwigs, das nach Ruhm und Glanz strebte, zu gewinnen. In einer anderen Predigt, wo er über die büßende Magdalena sprach, schien er Louisen schon den Weg zu zeigen, den sie gehen müsse, aber ehe sein prophetisches Wort in ihrem Herzen Frucht bringen konnte, hatte sie noch fünf Jahre des Glücksrausches und dann sieben Jahre der Schmerzen und bitterer Demütigungen zu durchleben.

Das Glück der Liebe, das Louise eine Zeitlang, besonders in Versailles, genoß, wohin der König sich mehr und mehr zurückzuziehen liebte, erregte immer stärker den Haß und Neid ihrer Feinde, und die Gräfin von Soissons säumte nicht länger, die Königin Marie Therese ganz unumwunden von dem Verhältnis des Königs und Louisens zu unterrichten. Die unermüdliche Güte der Königin-Mutter hatte bisher mit Hilfe einiger braven, ihr ergebenen Damen die wahre Kenntnis der Sache vor ihrer Schwiegertochter zu verbergen gewußt, und Marie Therese, obwohl sie natürlich fühlte, daß das Herz des Königs ihr nicht mehr gehörte, hatte doch nur einen unbestimmten Verdacht bald auf Madame, bald auf andere gehabt. Das einzige Resultat dieser Eröffnung, welche die Königin in Schmerz versenkte, war aber nur, daß Ludwig ihr fortan nicht mehr nach seinen langen Abwesenheiten sagte, er komme von Madame, sondern ganz einfach, er komme wo anders her.

Zur selben Zeit, als die Gräfin von Soissons der Königin die Leidenschaft des Königs verriet, sollte ihn ein neues Band an die Geliebte knüpfen. Louise fühlte sich Mutter. Der König, im Krieg mit dem Herzog von Lothringen und immer begierig nach Kriegsruhm, mußte fort zu seiner Armee, aber er wollte vorher das Geschick seiner Geliebten ordnen. Zum Vertrauensmann wählte er diesmal Colbert, der ihm noch von Mazarin empfohlen war als ein durchaus zuverlässiger Mann, „der nur daran denken würde, ihm zu

dienen". Zunächst entzog er Louise der demütigenden Stellung bei Madame und richtete ihr einen kleinen Pavillon im Garten des Palais Royal ein, wo sie still und zurückgezogen lebte und durch Colberts Vermittlung die Briefe des Königs empfing. Daselbst gebar sie am 19. Dezember 1663, nur von Leuten umgeben, die zum strengsten Geheimnis verpflichtet waren, einen Sohn, der ihr nach wenigen Stunden genommen und von Colbert an dafür ausgesuchte Leute übergeben wurde, bei denen er genährt und auferzogen werden sollte. Dem liebevollen Herzen Louisens würde es genügt haben, in dem kleinen Pavillon mit der Liebe des Königs und mit ihrem Kind zu leben. Aber jener war von tausendfachen Dingen in Anspruch genommen und letzteres konnte sie nur selten und verstohlen sehen. Um den immer lauter werdenden Bemerkungen zu entgehen, hatte sie den Mut, fünf Tage nach der Geburt des Kindes in der Mitternachtsmesse zu erscheinen. Aber das half ihr nichts; anstatt der spöttischen Blicke und Bemerkungen, die sie in ihrer Stellung am Hof zu erdulden gehabt hatte, mußte sie nun die Demütigung erfahren, daß die „vornehmen Damen" aus Achtung gegen die Königinnen es vermieden, sie zu besuchen. Die graziöse Tänzerin von ehedem erhielt keine Rolle im Ballett, das man im Februar 1664 im Palais Royal aufführte, wobei alle Hofdamen glänzten, unter anderm die auffallend schöne Athenais de Mortemart, eben verheiratete Marquise de Montespan, die später eine so traurige Rolle in Louisens Leben spielen sollte.

Dem König gefiel es aber nicht länger, seine Leidenschaft vor den Augen der Welt zu verstecken, und bei den glänzenden Festen, die er in Versailles im Mai 1665 veranstaltete, saß Louise mit an der königlichen Tafel; ihr Bruder wurde mit Ehren überhäuft; und Molière, mit aller Schonung für die Königinnen, rechtfertigte in unverkennbaren Andeutungen die Leidenschaft des Königs auf dem Theater.

Ludwig wurde immer mehr der unumschränkte Despot, der seine Willkür schalten ließ und keinen Widerstand gegen

seine Begierden duldete. Er erklärte sich offen gegen seine Mutter, gegen seine Frau, und während diese beiden edlen Frauen ihren Kummer mit den Tröstungen der Religion zu mildern suchten, führte er Louise, die im vollen Zenith ihrer Schönheit stand, nun öffentlich zu Vergnügungen und zur Jagd auf das Land, führte sie als anerkannte Favorite bei Madame Henriette, ihrer früheren Herrin, ein, und Louise, berauscht von Liebe und Glück, ließ sich sogar eines Abends in Vincennes in das Gemach der Königin-Mutter an den Spieltisch führen, um mit dem König, mit dessen Bruder und Madame zu spielen. Anna von Österreich, fühlend, daß ihre Macht über ihren Sohn zu Ende war, beugte das Haupt, aber Marie Theresens Stolz erwachte in solcher Heftigkeit, und ihre Empörung, daß „diese Dirne" ins Schloß gekommen sei, war so groß, daß sie schwer erkrankte und einer Mißgeburt das Leben gab, die zum Glück bald starb.

Auch Louise wurde zum zweitenmal Mutter, im Januar 1665, und gebar abermals einen Knaben, der mit derselben Heimlichkeit, wie der ältere, unbemittelten Leuten übergeben wurde und — der Sohn des großen Königs! — einen Paten hatte, der in dem Register des Taufakts als Tessier, „Armer", eingeschrieben war!

Ein Ereignis im Januar 1666 entband endlich Ludwig XIV. jeder Rücksicht, die ihn bisher noch zuweilen aufgehalten hatte. Seine Mutter, Anna von Österreich, starb nach langen, schweren Leiden, nur von ihrer frommen Schwiegertochter liebevoll gepflegt und tief und schmerzlich beweint. Ludwig weinte viel, aber er fühlte sich nun völlig frei, und man sah mit Erstaunen bei der Messe in Saint Germain, wohin der Hof sich zurückgezogen hatte, während der Sarg der Verblichenen noch im Louvre stand, Louise de Lavallière neben Marie Therese. Doch bemerken die Zeitgenossen, daß man erstaunt war, die Favoritin so wenig schön zu finden, und es scheint allerdings, daß ihre zarte Jugendschöne, die in der Stille beglückter Liebe und zärt-

licher Hingebung sich erhalten hätte, an dem zu grellen Licht des vollen Tages zu welken anfing. Sei es nun diese oder eine andere Ursache, sicher ist, daß die Neigung des Königs vom Jahre 1666 an anfing abzunehmen. Louise ahnte dies und sagte es ihm. Er beruhigte sie, indem er sie versicherte, daß das, was er in ihr liebe, nämlich ihr Herz und ihren Geist, länger dauere, als die Schönheit und nur mit dem Leben ende. Darauf sagte ihm Louise voll Zärtlichkeit, daß er wohl Schönere finden könne am Hofe als sie, aber nie ein Herz, das ihn mehr und uneigennütziger lieben werde.

Jetzt aber erschien der neue Stern, vor dessen Glanz das milde Licht Louisens erbleichen sollte. In dem kleinen Hotel, das Louise bewohnte, drängte sich jetzt eine vornehme Gesellschaft zusammen, auch all die Damen, die es früher verschmäht hatten. Unter ihnen die schon erwähnte Athenais de Montespan. Viel schöner als Louise, voll Geist und Witz, ehrgeizig, unternehmend und verderbt, strebte sie aus der untergeordneten Stellung, in die ihre Heirat sie versetzt hatte, nach der glänzendsten, die sie, ohne Königin zu sein, erreichen konnte. Um Louise zu verderben, schloß sie sich ihr scheinbar an. Aber im geheimen wendete sie sich an die Zauberei, die damals noch, selbst in den höchsten Kreisen, nicht verschmäht wurde, und verkehrte, wie es schon vor ihr Olympia Mancini und andere vornehme Damen getan, mit der berüchtigten la Voisin, der Wahrsagerin und Giftmischerin, um die Lavallière beim König zu entthronen. Sie gab sich zu den entsetzlichsten Zeremonien in den Händen elender Betrüger her, während sie am Abend, im Salon der Lavallière, den König durch ihren Geist und Witz erheiterte oder mit erheuchelter Frömmigkeit bei der Königin erzählte, daß sie jeden Morgen die Messe besuche. In demselben Maße, wie sie dem König unentbehrlich wurde, erkältete sich dessen Neigung für Louise de Lavallière, und schon wurden die Gerüchte und die Anspielungen auf ihre Entthronung lauter

und lauter. Doch vollzog Ludwig jetzt einen Akt der Gerechtigkeit, der scheinbar von fortdauernder Neigung zeugte. Er legitimierte seine und Louisens Tochter, Marie Anna (die beiden erstgeborenen Söhne waren gestorben), verlieh der Mutter und Tochter zwei ansehnliche Güter und den Herzogstitel „als Beweis der großen Neigung, welche die seltenen Eigenschaften seiner hochgeliebten Louise de Lavallière ihm eingeflößt hätten". Allein ein liebendes Herz, wie das Louisens, konnte sich nicht darüber täuschen, daß diese anscheinende Gunst nur eine Beschönigung der entflohenen Liebe war, und ein Brief von ihr an eine Freundin zeigt, daß sie sich darüber klar war. Doch fügt sie, indem sie dies unumwunden ausspricht, hinzu: „Aber der König täuscht sich, wenn er glaubt, daß der Ehrgeiz meine Liebe auslöschen könne. Er ist nicht deren Quelle gewesen, er wird nicht ihr Tyrann sein."

Es folgen nun sieben Jahre bitterer Schmerzen, Kränkungen und Demütigungen aller Art, während Madame de Montespan die erste Stelle einnimmt und stolz und siegreich behauptet, obgleich sie nicht nachläßt, sich mit der la Voisin und ihren nichtswürdigen Helfershelfern zum Schaden der Lavallière zu verbünden. Man könnte sich wundern, warum die letztere, schon vollkommen überzeugt, daß der König nicht mehr sie, sondern eine andere liebe, noch am Hof blieb, und warum Ludwig sie am Hofe zurückhielt. Sie blieb, weil ein Sohn, der erst geboren wurde, als ihre Tochter und sie selbst mit dem Herzogstitel und mit Gütern versehen waren, noch nicht anerkannt und noch Bastard war. Die Mutterliebe, stärker als die Liebe zum Manne, hielt sie in der unwürdigen Stellung fest, da Ludwig sich erst nach zwei Jahren und noch dazu ziemlich unwillig entschloß, den Knaben anzuerkennen und ihm den Titel: Ludwig, Graf von Vermandois, Admiral von Frankreich, beizulegen.

Ludwig aber hielt die verlassene Geliebte am Hofe fest als Vorwand für die Montespan. Denn der Mar-

quis de Montespan, ein Mann von Geist und unerschrockenem Charakter, hatte durchaus nicht stillschweigend mit Jupiter geteilt, hatte bereits die allerauffälligsten Szenen gemacht, und man hatte ihn immer zu fürchten. Louise mußte daher öffentlich die Maitresse bleiben, und Ludwig ging durch ihre Zimmer, wenn er sich zu der Montespan begab. So weit jedoch durfte man nicht gehen, ihr auch zuzumuten, die Kinder der Montespan als ihre eigenen anzunehmen. Im März 1669 gab die Montespan einem Kinde das Leben, und als eine tragisch-komische Fügung des Schicksals wurde durch eine Vertraute der Montespan eine Frau zur Hüterin der neuen Nachkommenschaft Ludwig XIV. erwählt, die später dauernder als alle anderen den Alleinherrscher beherrschen sollte. Es war das die Witwe Scarron, später Frau von Maintenon. Sie bezog ein Haus mit einem großen Garten, hatte Wagen, Pferde, Diener und erzog ein neugeborenes Kind, über dessen Herkunft sie das strengste Schweigen beobachtete.

Im Anfang des Jahres 1670 wurde die Herzogin de Lavallière gefährlich krank. Man weiß nicht genau, welche Krankheit es war, aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Montespan mit ihren Verbündeten, der la Voisin und anderen, mehr davon gewußt haben. Louise selbst hielt sich für verloren, wendete voll tiefen Schmerzes und aufrichtiger Reue den Blick auf die Irrungen ihres jungen Lebens (sie war gegen 26 Jahre alt) und rief aus der Fülle des Herzens die göttliche Barmherzigkeit an, um nicht ohne Buße sterben zu müssen. Sie genas auch, und diese zarte, liebevolle Seele, die niemand anzuklagen wagte, klagte sich nun selbst an in einer Reihe von „Betrachtungen", die sie noch auf ihrem Krankenlager niederschrieb. Doch war sie noch in der Idee befangen, da büßen zu müssen, wo sie gesündigt hatte und die furchtbare Prüfung, dem noch stets geliebten Verführer bei einer Rivalin zu dienen, als Strafe hinzunehmen. So blieb sie noch drei Jahre lang am Hofe,

vollkommen die Situation durchschauend, obgleich man sie für „dumm" hielt, und leidend, wie eine „Verdammte", ohne zu klagen.

Endlich aber schlug die Stunde, wo der innere Kampf ausgekämpft war, wo sie die Kraft fand, sich für immer von dem zu entfernen, den sie zwar noch liebte, dessen Fehler und Schwächen sie aber doch nun erkannt hatte. Zugleich hatte sie auch eingesehen, wie trügerisch ihre Hoffnung gewesen war, in der Umgebung, in der sie sich befand, durch das Beispiel eines geregelten, vorwurfsfreien Lebens, wie sie es jetzt führte, Gutes zu wirken. Sie sah sich verspottet, mißachtet und sah die Menschen hingegen um die Gunst der stolzen, klugen, neuen Favoritin buhlen. Sie wußte ihre Kinder reichlich versorgt, die bei Madame Colbert erzogen wurden. Sie konnte nichts für sie tun, aber sie durfte hoffen, durch eine große vollständige Buße ihnen die Achtung vor der Mutter zurückzugeben. So hielt sie nichts mehr zurück, der immer lauter werdenden Stimme ihres Gewissens zu folgen, die nach vollkommener Entsagung und absoluter Hingabe des Herzens an Gott verlangte. Und da ihre Reue aufrichtig war, so wurde diese zarte, weiche Frau stark und heroisch und hielt sich nicht bei halben Maßregeln auf. Sie wählte nicht eines der Klöster, in dem sie die Welt mit ihrer Eitelkeit, ihrem Luxus, ihrer Verweichlichung wieder gefunden hätte. So wie sie in der Liebe nichts als die Liebe gesucht hatte, so suchte sie nun in der Buße nichts als eine Zelle und Vergebung. Sie wählte daher das Kloster des Karmel, eines der strengsten Orden unter allen, der zu den härtesten Peinigungen, den strengsten Fasten, dem absoluten Schweigen, zu einer Art lebendigen Todes verpflichtet. Man empfing daselbst nur Personen, deren früheres Leben untadelhaft gewesen war und die im Kloster nur den wehmütigen Frieden der Entsagung suchten, und zögerte daher lange, die Herzogin von Lavallière aufzunehmen. Erst durch Vermittlung des Marschalls von Bellefonds, der eine hochgeachtete Tante im Kloster hatte, wurde ihr endlich die Mit-

teilung, daß man sie annehmen werde. Sie war darüber ungemein erfreut, doch als eine zarte Seele, die sie war, wollte sie erst jede Rücksicht gegen das, was sie in der Welt zurückließ, erfüllen, ehe sie für immer daraus schied.

Um ihren Kindern ein Andenken zu hinterlassen, ließ sie sich in Lebensgröße von Mignard, dem Hofmaler Ludwig XIV., malen. Das Bild befindet sich jetzt im Museum zu Versailles, in demselben Schloß, in dem sie den kurzen Traum der Liebe geträumt hatte, in diesem stolzen Königssitz, der einst ihr zu Ehren durch feenhafte Feste belebt wurde, in dem man ihr ewige Liebe schwur und in dem sie die bittersten Kränkungen an Seite einer begünstigten Rivalin erfuhr. Jetzt lächelt sie mild, in unvergänglicher Anmut, von der Leinwand herab auf den Knaben zu ihren Füßen, auf die Tochter, die nach den Blumen auf dem Tisch greift. Auch Louise hält eine Rose in der Hand, aber eine sich entblätternde, Symbol ihres Schicksals, dessen Erfüllung sie entgegengeht, während die andere Hand auf die am Boden liegenden reichen Gegenstände weltlicher Eitelkeit zeigt. Diese zarte, anmutsvolle Erscheinung, noch in reicher, geschmackvoller Kleidung und schon erfüllt von dem Gedanken, der am Fuß einer Säule ausgedrückt ist: „Sic transit gloria mundi", wirkt um so sympathischer auf den Beschauer, als neben ihrem Bild das der herausfordernden Schönheit der intriganten Montespan, ihrer Quälerin, hängt. Vor dem Bilde Louisens hört man die Stimme vom Schluß des ersten Teils von Faust: „Ist gerettet", während über dem der Montespan in Flammenschrift steht: „Ist gerichtet", ebenso wie über dem ihres königlichen Geliebten, das nicht fern davon hängt.

Der feste, ernste Wille der sanften Louise überwand alle Schwierigkeiten, die sich ihrem Entschluß noch in den Weg stellten. Dahin gehörte u. a. eine nicht unbedeutende Summe, die sie schuldig war. Sie hatte nie zu rechnen verstanden und hatte freigebig Wohltaten erteilt. Sie besaß nichts, denn wenn sie der Welt abstarb, gingen die Güter und

Einkünfte an ihre Tochter über. Sie mußte sich deshalb an den König wenden, sowie auch wegen einer Pension für ihre Mutter, für ihre Stiefschwestern und für ihre treuen Diener. Wie schwer ihr das wurde, kann man sich leicht denken. Der König gewährte indes alles.

Am 20. April 1674 begann die Herzogin ihre Abschiedsbesuche. Sie tat es ohne Prahlerei, wie ohne Schwäche; wie eine ebenbürtige Fürstin, die einen befreundeten Hof verläßt. Die Herzogin von Lavallière, Mutter von zwei Kindern des Königs, konnte nicht gehen, ohne von dem König Abschied zu nehmen. Es war wohl der schwerste Augenblick für sie. Der Egoist Ludwig, immer gerührt von dem Opfermut der andern, weinte. Louise, jede unnütze Rückkehr von Zärtlichkeit verschmähend, faßte sich heroisch, grüßte und ging.

Es blieb die Königin, die edel, wie sie war, ihr längst vergeben hatte, als sie sah, daß Louise dasselbe Schicksal mit der legitimen Gattin teilte. Louise wollte, daß, so wie ihr Vergehen gegen diese edle Frau öffentlich gewesen war, auch ihre Buße öffentlich sei. Sie warf sich der Königin zu Füßen, und diese großmütige Frau hob sie auf, umarmte sie und versicherte sie wiederholt ihrer Verzeihung.

Die rührende Größe dieses Abschieds fing an, die Montespan zu beunruhigen. Sie führte Louise zu sich in ihre Gemächer und da soupierte diese zum letztenmal mit dem Hof. Am folgenden Morgen begab sie sich in die Messe des Königs, der wieder weinte, so daß eine Stunde nachher seine Augen noch rot waren. Aus der Kapelle heraustretend, bestieg sie einen Wagen, ihre zwei Kinder waren bei ihr, Freunde und Verwandte folgten in anderen Wagen. Es waren gerade 13 Jahre, daß die „kleine Lavallière" ganz unschuldig und fröhlich zu den ersten Hoffesten nach Fontainebleau gekommen war. Jetzt ging sie, kaum dreißig Jahre alt, noch immer in Schönheit, lebend in ein Grab. Das Volk drängte sich, die künftige Nonne zu sehen, man weinte und bewunderte sie. Es war zugleich ein Be-

gräbnis und ein Triumphzug. Sie verließ die Welt in der Weise, die zu ihrer liebenswürdigen, sanften Natur paßte, und so hielt die Welt ihr anmutsvolles, graziöses Bild für immer fest.

Die schwere Türe des Klosters schloß sich hinter ihr. Sie, anstatt davon erschreckt zu werden, fühlte lautere Freude und sagte zu der Priorin: „Ehrwürdige Mutter, ich habe mein lebelang einen schlechten Gebrauch von meinem Willen gemacht; jetzt geb ich ihn in Ihre Hände, um ihn nie wieder zu nehmen." Sie verlangte als eine Gnade, alsbald das geistliche Kleid anlegen zu dürfen und noch am selben Abend schnitt sie ihre Haare ab. Diese Nachricht verbreitete sich alsbald in Paris und nun zweifelte man nicht mehr, daß Louise sich für immer von der Welt geschieden habe. Sie war bald mit dem einfachen, strengen, harten Leben des Ordens vertraut. Eine Zelle mit getünchten Mauern, einem Fenster, einer Tür, einem hölzernen Bett in Form eines Sarges, eine harte Strohmatratze und Bettücher von Sersche, ein Strohstuhl, ein Kruzifix und zwei Bilder, das war die Wohnung einer Karmelitin. Sie durfte nicht das geringste Eigentum besitzen. Im Speisesaal herrschte gleiche Einfachheit: ein hölzerner Löffel, ein irdener Teller und ein Napf. Die Nahrung war immer Fastenspeise: Milch, Käse, Gemüse, zuweilen Fisch. Um 5 Uhr morgens stand man auf, um 11 Uhr abends legte man sich nieder, und die Stunden dieses langen Tages waren unausgesetzter Arbeit gewidmet. Dazu kam die rauhe Kleidung, ein Hemd von Sersche, Strümpfe von grobem Leinen, Schuhe von Stricken ohne Absätze, ein Gewand von Sersche, auf dem Kopf eine Binde und ein Schleier.

Auf ihr Verlangen erlaubte man der Herzogin, die Zeit ihres Postulats abzukürzen und nach drei Monaten den Tag ihrer Einkleidung zu bestimmen. Sie wählte den achten Sonntag nach Pfingsten, wo die Kirche das Evangelium des guten Hirten, der das verlorene Schaf heimträgt, lesen läßt. Bossuet, den Louise gebeten hatte, die Predigt zu

halten, war verhindert; es übernahm sie der Bischof de Fromentières, ein ernster, würdiger Mann. Der Hof war abwesend, aber die kleine Kirche der Karmeliten war gedrängt voll Menschen, unter ihnen viele der vornehmsten Damen, die dem Hof nicht gefolgt waren. Louise de Lavallière in reicher weltlicher Kleidung nahm unter ihnen Platz. Die Predigt war tief ergreifend, der Bischof fühlte sich offenbar selbst hingerissen von der Bekehrung eines so schönen, jungen, hochgestellten Wesens, das dem Leben mit all seinen Lockungen entsagte, um einen einzigen Fehler zu büßen, den die Welt nicht nur verzieh, sondern entschuldigte. Er feierte die Büßerin, aber er sagte ihr auch, daß das Leben, das sie erwählt habe, kein Leben für schwache Seelen sei, und dann wendete er sich zu den Anwesenden, und in Gedanken wohl noch mehr zu den Abwesenden, und sagte: „Die Gnade erhebt heute diese Seele zu einem leuchtenden Beispiel für das Jahrhundert; wenn es dasselbe nicht beherzigt, so kann dies Beispiel ihm leicht einst zur ewigen Verdammnis werden. Wenn ein so großer Akt des göttlichen Erbarmens ihm unnütz ist, so haben wir nichts mehr zu hoffen für unsere Erlösung."

Nach der Predigt legte Louise de Lavallière für immer ihre weltliche Kleidung ab und das harte Gewand der Karmelitinnen an, kam, sich vor dem Altar niederzuwerfen, und erhob sich als Schwester Louise der Gnade (soeur Louise de la miséricorde).

Vom ersten Augenblick ihres Eintrittes an unterzog sie sich den härtesten Arbeiten, indem sie fand, daß nichts hart und niedrig genug für sie sei. Und sie tat es mit Freudigkeit und bedauerte in nichts die Freuden der Welt, die sie verlassen hatte. Auch wollte sie keinen Tag verlieren, um am Ende ihres Noviziats, das der Regel nach ein Jahr dauerte, ihr Gelübde abzulegen. Sie hatte das Ordenskleid am 2. Juni 1674 angelegt. Am 3. Juni 1675 legte sie ihr Gelübde im Kapitel ab, und am folgenden Tag nahm sie den schwarzen Schleier in der Kirche der Karmeliten. Diese war wieder

gedrängt voll von Menschen. Monsieur, Bruder des Königs, seine zweite Frau, seine Tochter, die grande Mademoiselle, alle Personen des Hofes waren anwesend. Die Königin Marie Therese nahm auf der Tribüne der Nonnen Platz, neben ihr die Schwester Louise der Gnade. Diesmal predigte Bossüet und seine gewaltige Rede galt mehr dem abwesenden königlichen Sünder, als der reuigen Büßerin, die er mit zartem Lob als die Seele, die zu Gott heimkehrt, feierte, während er mit scharfen Worten die Könige und Großen der Erde rügte, die ihren Leidenschaften nachhängen und nach dem eitlen Ruhme der Eroberer streben. Er durfte um so kühner reden, als er auch im Gespräch dem König dieselben Dinge noch einfacher, noch direkter gesagt hatte.

Noch war die Versammlung unter dem Eindruck der Rede, als die Büßerin von der Tribüne herniederstieg, um diesen letzten öffentlichen Akt ihres Lebens mutig, edel und liebenswürdig, wie alles Frühere, zu vollziehen. Das Jahr eines strengen Klosterlebens hatte ihre Züge nicht entstellt, im Gegenteil, ihre Schönheit schien noch verklärter und überraschte alle Anwesenden. Man sah sie zum letztenmal. Die Priorin bedeckte das liebliche Antlitz mit dem schwarzen Schleier, von Marie Therese ihr geschenkt und vom Erzbischof geweiht.

Dann nahm sie Louise bei der Hand und führte sie in einen kleinen Garten beim Chor der Schwestern. Da, zwischen den Blumen, die am Rand eines Grabes zu blühen schienen, legte die neue Nonne sich auf die Erde, und als das schwarze Leichentuch Louise de Lavallière bedeckte, durchlief ein Schauer die Versammlung, und viele weinten. Aber die der Welt Gestorbene erhob sich, um in Gott zu leben.

Wie man auch über die Art dieser Buße denken mag, kein fühlender und unparteiischer Mensch wird die Größe und moralische Schönheit leugnen, mit der Louise ihren Entschluß durchführte. Sie fand in der Kraft der Entsagung

den Heroismus ihres Geschlechts wieder, den ihre Väter in Kampf und Streit bewährt hatten. Sechsunddreißig Jahre lang übte sie in Demut und Freudigkeit die strengen Gebote des Karmel. Ihre uns erhaltenen Briefe an ihren edlen Freund, den Marschall von Bellefonds, geben Zeugnis von dem unverändert freudigen Mut, mit dem sie ihr hartes Leben ertrug. Sie, die man einst als Herzogin de Lavallière gezögert hatte, im Kloster aufzunehmen, war jetzt zum geliebten Vorbild einer wahren Buße und vollständigen geistigen Wiedergeburt geworden. Und die einzige wirkliche, versöhnende Gerechtigkeit, die aus dem Innern der Menschen und ihrer Taten entspringt, fehlte auch in ihrem Leben nicht. Eines Tages meldete man ihr, daß die Marquise von Montespan am Sprachgitter ihrer harre. Nicht mehr die hochmütige Favoritin, die einst mit glänzendem Gefolge gekommen war, diese ernsten Räume mit eitler Lustigkeit zu füllen, sondern eine verabschiedete, vom Hof entfernte Frau, von ihrem Liebhaber und von ihrem Gatten verstoßen, von ihren legitimen und illegitimen Kindern verachtet, so stand diese intrigante Rivalin jetzt vor ihrem Opfer, um sich Rat zu holen. Der Inhalt dieser Unterredung ist uns nicht aufbewahrt worden, aber eine Montespan war nicht fähig, das hohe Beispiel Louisens nachzuahmen.

Sie überlebte die meisten der Zeitgenossen, mit denen sie zu ihrem Glück oder ihrem Unglück verkehrt hatte. Endlich aber nahte sich auch ihr der Befreier. Von schweren körperlichen Leiden heimgesucht, blieb sie unverdrossen in Erfüllung ihrer Pflichten, heiter und ohne Klage; wie ihre Äbtissin sagte, von ihren Schmerzen nur wahrnehmen lassend, was sie nicht verbergen konnte. Bis zum letzten Augenblick behielt sie die Klarheit des Geistes und starb, indem sie ihre Gefährtinnen ebenso betrübt über ihren Verlust, wie erbaut von ihrer Buße hinterließ.

Als Ludwig XIV. den Tod von Louise de Lavallière erfuhr, schien er wenig bewegt. Welche Gemeinschaft war auch noch zwischen dem alten königlichen Sünder,

der an die Stelle der edelsten legitimen Frau, der liebevollsten, anmutigen Geliebten und so vieler unwürdiger Nachfolgerinnen nun die langweilig-pedantisch-tugendhafte Gouvernante seiner Bastarde, ehemals Madame Scarron, jetzt Madame de Maintenon, gesetzt hatte — welche Gemeinschaft war, sage ich, zwischen ihm und der armen Karmeliternonne, die, als ihre Leiche nach dem Gebrauch des Ordens am Gitter des Chores ausgestellt war, von der herzudrängenden Menge schon heilig gesprochen wurde, so daß die vier Schwestern, die bei ihr Wache hielten, kaum genügen konnten, um all die Reliquien hinzunehmen, mit denen man diese verehrten irdischen Überreste berühren wollte?

Dem liebenswürdigen Bild dieser holden Büßerin folge nun das einer anderen weiblichen Erscheinung, noch vom Ende desselben Jahrhunderts, aus einer ganz verschiedenen Gesellschaftssphäre, aber als Individualität nicht minder liebenswert als jene und ein anderer Beweis, wie das Edel-Weibliche in allen Zeiten, auf allen Bildungsstufen der Gesamtheit, unter schweren Schicksalen und Prüfungen aller Art, die reine Schönheit der menschlichen Natur siegend bewährte und durch die Tatsachen den hochmütigen Satz von der Inferiorität des Weibes widerlegte. Hatten ja doch auch von jeher nur die großen Persönlichkeiten des männlichen Geschlechts die Ansicht von der Überlegenheit desselben hervorgebracht.

Adrienne Lecouvreur,

eine der anziehendsten Erscheinungen, die je die Bühne des Théâtre français betreten haben, ist dem großen Publikum wohl nur durch das französische Schauspiel, das ihren Namen zum Titel hat, bekannt, und wenige wissen mehr von ihr, als die Sage von ihrer Liebe zu Moritz von Sachsen und von ihrem frühzeitigen Tod.

Herr Monval, Archivar am Théâtre français, hat aber aus den lautersten Quellen, nämlich ihren eigenen Brie-

fen, und aus Papieren, die der Zerstörung in der Bastille glücklich entgangen sind, eine biographische Studie veröffentlicht, die uns den Einblick in eine so schöne Seele eröffnet, daß ein Zeitgenosse mit Recht von ihren Tugenden schreiben konnte, und daß man, wenn man sie nicht mehr als Künstlerin bewundern kann, sich doch von innigster Sympathie für sie durchdrungen fühlt.

Adrienne war 1692 in der kleinen Stadt Daméry in der Champagne geboren, armer Leute Kind — ihr Vater war ein Hutmacher — aber von der Natur reich ausgestattet mit jener siegreichen Macht des Genies, die sich auch unter ungünstigen Umständen Bahn bricht. Schon als Kind rezitierte Adrienne Verse in so auffallend schöner Weise, daß wohlhabende Bürgerfamilien sie in ihr Haus einluden, um ihr zuzuhören. Als sie zehn Jahre alt war, siedelte der Vater mit den Seinen nach Paris über und nahm, aus Zufall oder aus Schickung, eine Wohnung in der Nähe des Théâtre français, das sich eben ein neues Haus hatte errichten lassen. Adrienne wurde in eine Klosterpension getan, hatte diese aber, vierzehn Jahre alt, bereits verlassen, als sie sich an Aufführungen beteiligte, die eine Gesellschaft junger Leute in dem Hause eines Krämers veranstaltete. Hier trug Adrienne in der Rolle der Pauline im „Polyeucte" die Verse Corneilles mit einer Meisterschaft vor, die einer großen Künstlerin würdig gewesen wäre. Eine vornehme Dame der Nachbarschaft hörte von diesen Aufführungen, interessierte sich dafür und gab einen Raum in ihrer Wohnung dazu her. Der Hof, die vornehme Gesellschaft fanden sich dazu ein, und der Erfolg Adriennes war so groß, daß man ihr einstimmig eine glänzende Zukunft voraussagte. Der Neid der Mitglieder des Théâtre français, die gegen die kleinen Privattheater schon lange einen erbitterten Krieg führten, wandte sich auch gegen diese Vorstellungen und machte ihnen mit Hilfe der Polizei ein Ende. Indes, was bestimmt war, mußte sich doch vollenden. Ein mittelmäßiger Schauspieler, aber ein vorzüglicher Lehrer, nahm sich Adriennes an,

erkannte ihr außerordentliches Talent und verschaffte ihr eine Anstellung bei Theatern in der Provinz, da er wußte, daß dies die Schule war, aus der sich das Personal des Théâtre français rekrutierte. Nach mehreren Jahren unausgesetzter Erfolge in den Provinzen kehrte sie im Jahr 1717 nach Paris zurück und debütierte mit solchem Erfolg auf dem Théâtre français, daß man sagte: sie fängt damit an, womit die größten Schauspielerinnen aufhören. Sie war damals fünfundzwanzig Jahre, und ihre glänzenden Erfolge erregten den Neid ihrer Kolleginnen und Nebenbuhlerinnen, aber sie siegte über alle Kabalen und Ärgernisse durch ihr einfaches, edles, wahres und ergreifendes Spiel, das sich, unterstützt von dem Rat geistvoller Kenner des Theaters, zur Vollendung steigerte und dreizehn Jahre hindurch auf der Höhe erhielt.

Im Anfang ihres Aufenthalts in Paris lebte Adrienne sehr zurückgezogen und wies die Menge ihrer Anbeter streng zurück, denn ihr Herz war schon zweimal während ihres Aufenthaltes in Straßburg schwer verwundet worden, zuerst durch den Tod eines jungen, von ihr geliebten Mannes, dann durch die Untreue eines andern, der ihr die Ehe versprochen hatte und sie treulos verließ. Seitdem glaubte sie ihr Herz für immer der Liebe verschlossen und wollte nur noch für die Kunst leben. Da erschien Moritz von Sachsen, der heldenmütige Sohn des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen und der schönen Aurora von Königsmark, in ihrem Gesichtskreise. Ihm widerstanden die Herzen so wenig wie die Städte, wie man sagte, und Adrienne glaubte zum erstenmal zu lieben, als sie ihn kennen lernte. Drei Jahre währte das Glück dieser Liebe, dann aber rief der Ehrgeiz den jungen Helden nach dem Norden. Als es ihm an Geld fehlte, die Herzogskrone von Kurland zu gewinnen, schrieb er an seine Freunde in Frankreich, und Adrienne war die erste, die ihren Schmuck und ihr Silberzeug für ihn verkaufte. Das Unternehmen gelang aber nicht, und nach drei Jahren Abwesenheit kehrte Moritz im Jahr 1728 nach Paris zurück. Seine Liebe war jedoch erkaltet, und ein

heftiger Ausbruch der Eifersucht Adriennes löste das Band vollends, indem er sich nun um die Gunst der Herzogin von Bouillon bewarb. Dieser Dame wird der Versuch zugeschrieben, Adrienne vergiftet zu haben, und Dumas hat das Motiv für sein Stück benutzt, doch ist die Sache nie völlig erwiesen worden. Gewiß ist nur, daß ein verwachsener Abbé, Bouret, der als Instrument des Vergiftungsversuchs gedient haben soll, wiederholt ins Gefängnis gesetzt und ihm der Prozeß gemacht wurde, und daß Adrienne plötzlich, am 17. März 1730, starb. Allerdings war sie schon seit längerer Zeit oft leidend, und sicherlich hatte der Schmerz über die Untreue des Geliebten dazu beigetragen, ihren zarten Organismus zu erschüttern. Voltaire war der Meinung, daß sie eines natürlichen Todes gestorben sei, aber andere Zeugnisse bestärken in der entgegengesetzten Vermutung. Auch erhöht es den Verdacht, daß man der berühmten Schauspielerin nicht nur ein christliches Begräbnis verweigerte, sondern ihr nicht einmal einen Sarg gönnte. Die Leiche wurde an einem unbekannten Ort mit Kalk bedeckt und verscharrt, wohl um die Autopsie unmöglich zu machen. Unmittelbar nach Adriennes Tod verstummten die Kritiken und widersprechenden Urteile, denen sie im Leben ausgesetzt war. Ihr Lob ertönte von allen Seiten, und das Bedauern über ihren Tod machte sich in einer Menge von Epitaphen und Versen Luft.

Aus den Briefen, die von Adrienne Lecouvreur an verschiedene Personen gerichtet sind, sei hier einer wörtlich wiedergegeben, der vor allen anderen ihr liebenswürdiges Gemüt offenbart. Mit großer Tiefe des Gefühls vereinte sie eine strenge Redlichkeit und eine Kraft der Selbstbeherrschung, wie sie sogar edlen Naturen selten eigen ist. Unter den vielen, die in Liebe für sie entbrannten, war der junge, liebenswürdige d'Argental. Aber er vermochte keinen Eindruck auf sie zu machen, und sie wies seine Leidenschaft streng zurück, bewahrte ihm aber eine wahre, sich immer gleichbleibende Freundschaft. Die vornehme Familie des jungen

Mannes tat alles, um ihn von seiner Leidenschaft zu heilen. Man schickte ihn auf Reisen, man war niedrig genug, Adrienne bei ihm zu verleumden; nichts war imstande, seinen Sinn zu ändern. Darauf schrieb Adrienne seiner Mutter folgenden Brief:

„Ich kann nicht ohne lebhafte Betrübnis, meine gnädigste Frau, von der Besorgnis hören, in der Sie sich befinden, und von den Plänen, welche diese Besorgnis Sie fassen läßt. Ich könnte hinzufügen, daß es mir ebensoviel Schmerz bereitet, zu erfahren, daß Sie mein Betragen tadeln; aber ich schreibe Ihnen weniger, um dasselbe zu rechtfertigen, als um Ihnen zu sagen, daß es in Zukunft in allem, was Sie betrifft, so sein wird, wie Sie es mir vorschreiben werden. Ich hatte mir Dienstag die Erlaubnis erbeten, Sie zu sehen, in der Absicht, vertrauensvoll zu Ihnen zu sprechen und mir Ihre Befehle zu erbitten. Ihr Empfang erkältete meinen Eifer, und ich empfand nur noch Schüchternheit und Trauer. Dennoch ist es nötig, daß Sie meine wahre Gesinnung kennen und, wenn es mir erlaubt ist, noch etwas mehr zu sagen, daß Sie es nicht verschmähen, auf meine bescheidenen Vorstellungen zu achten, wenn Sie Ihren Herrn Sohn nicht verlieren wollen. Er ist der ehrerbietigste Sohn und der redlichste Mensch, den ich im Leben gesehen hatte. Sie würden ihn bewundern, wenn er Ihnen nicht angehörte. Noch einmal, gnädigste Frau, geruhen Sie, sich mit mir zu vereinen, um eine Schwachheit zu zerstören, die Sie aufregt und deren Mitschuldige ich nicht bin. Zeigen Sie ihm weder Verachtung noch Bitterkeit. Ich will lieber seinen ganzen Haß auf mich laden, trotz der Freundschaft und Verehrung, die ich für ihn empfinde, als ihn der Versuchung aussetzen, gegen Sie zu fehlen. Seine Heilung liegt Ihnen zu sehr am Herzen, um nicht sorgsam und beständig daran zu arbeiten, aber es kann Ihnen nicht allein gelingen, besonders wenn Sie seine Neigung durch Autorität bekämpfen wollen oder dadurch, daß Sie mich ihm mit unvorteilhaften Farben malen. Diese Leidenschaft muß wohl außerordentlich sein, da sie sich schon so

lange ohne die geringste Hoffnung erhält, inmitten von Widerwärtigkeiten, ungeachtet der Reisen, die Sie ihn machen lassen, und trotzdem er mich in acht Monaten nicht sah und nicht wußte, ob ich ihn noch jemals empfangen würde. Ich glaubte ihn geheilt und das hatte mich bewogen, ihn in meiner letzten Krankheit wieder zu sehen. Es ist begreiflich, daß sein Umgang mir ohne diese unglückliche Leidenschaft, die mich ebensosehr erstaunt, wie sie mir schmeichelt, die ich aber nicht mißbrauchen will, außerordentlich gefallen würde. Sie fürchten, daß er seinen Pflichten untreu werden würde, wenn er mich sähe, und Ihre Furcht treibt Sie zu gewaltsamen Entschlüssen gegen ihn. Es ist nicht recht, gnädigste Frau, daß er so vielfach unglücklich sein soll. Fügen Sie dem Leid, das ich ihm bereite, nicht noch anderes hinzu, sondern versuchen Sie vielmehr ihn dafür zu entschädigen. Ich werde ihm schreiben, was Sie wünschen; ich werde ihn nie wiedersehen, wenn Sie es wollen; ich werde aufs Land gehen, wenn Sie es für nötig halten, aber drohen Sie ihm nicht mehr, ihn an das Ende der Welt, nach St. Domingo, zu verschicken. Er kann seinem Vaterland nützen; er wird das Entzücken seiner Freunde sein; er wird Sie mit Zufriedenheit und Ruhm überhäufen; Sie brauchen nur seine Talente zu leiten und seine Tugenden sich entwickeln zu lassen. Eher werde ich mich aus der Welt zurückziehen oder seine Leidenschaft erwidern, als daß ich dulde, daß er in Zukunft noch durch mich oder um meinetwillen gequält werde. Verzeihen Sie einem Gefühl, das Sie zerstören können, das ich aber nicht zurückhalten konnte. Fügen Sie das, was ich von Ihnen verlange, den anderen Gunstbezeigungen hinzu, die Sie mir erwiesen haben, und erlauben Sie mir, zu denken, daß meine aufrichtige Anhänglichkeit und meine lebhafte Dankbarkeit Sie zwingen werden, mir das Wohlwollen zu bewahren, das mir so wert ist."

Liebenswürdiger hat kaum je ein Weib eine edle Liebe zurückzuweisen versucht. Aber ebenso entschieden, wie sie leidenschaftliche Zuneigung abwehrte, wenn sie diese nicht teilte,

ebenso warm und treu war sie in der Freundschaft. Einfach und natürlich wie in ihrem Spiel, war sie auch in ihren Beziehungen zu den Menschen. „Wenn es sich darum handelt," schreibt sie einmal, „meinen Freunden zu schreiben, denke ich nie, daß ich besonderen Geist nötig habe, um ihnen zu antworten. Mein Herz genügt für alles, ich horche darauf und dann handle ich und das ist immer gut gewesen. Man nimmt mich, wie ich bin, oder man läßt mich. Die ganze Kunst, die ich kenne, besteht darin, daß ich mich nie an den Kopf werfe, sei es für welches Gefühl es wolle. Ich suche zunächst Redlichkeit bis in meine geringsten Beziehungen; wenn die Grazien sich damit einen, weiß ich sie zu empfinden, denn die Natur hat mir einen wunderbaren Instinkt, sie zu erkennen, verliehen. Die Gewohnheit der Welt, die Zeit und ein wenig Verstand, haben mich überzeugt, daß man im Leben viel Nachsicht haben muß, aber die, welche sie am wenigsten nötig haben, verlieren darum nichts mit mir, ich gebe ihnen statt dessen so viel Achtung und Bewunderung, als sie mir zu verdienen scheinen, und wenn sie mir einiges Wohlwollen erzeigen, so begreifen sie, was die Dankbarkeit solchen Gefühlen noch hinzufügen kann, und gewiß, ich war nie undankbar."

Wie gerechtfertigt erscheint darum die Empörung der Schauspieler des Théâtre français, als sie im April 1797 dem damaligen Minister des Innern schrieben: „Vertrauensvoll wenden wir uns an Sie, einen Akt der Gerechtigkeit zu erlangen, den die schönen Künste, deren Freund und Beschützer Sie sind, fordern. Schimpfliche Vorurteile, Fanatismus und Aberglauben haben einst der berühmten Adrienne Lecouvreur die Ehre des Begräbnisses verweigert. Diese rührende Schauspielerin, die zuerst die Sprache der Natur, den Schrei der Seele und den Ausdruck der Wahrheit auf die Bühne brachte, erhielt bei ihrem Tode, als Preis ihrer Talente, eine Beleidigung, für die ihre Manen von dem Jahrhundert der Philosophie, von dem wiedergeborenen Volk, heute Genugtuung fordern." —

Haben wir bisher mehr als eine weibliche Persönlichkeit angeführt, die, wie Jeanne de Pienne, Louise de Lavallière, Adrienne Lecouvreur, den angebornen Seelenadel in schweren Prüfungen, unter Verfolgungen, Ungerechtigkeiten und Beleidigungen schmerzlichster Art bewähren mußten, so haben wir schon mit Madame de Sévigné den Anfang jener glänzenden Epoche des Frauenlebens gesehen, wo die Frau nicht nur der anmutsvolle, sondern auch häufig der geistige Mittelpunkt der gebildeten Gesellschaft wurde und die im achtzehnten Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichte.

Es ist bekannt, daß gegen das Ende des 18. Jahrhunderts, als schon durch große bahnbrechende Geister und philosophische Denker eine große Gärung in die Gedankenwelt der Gebildeten gekommen war und als dumpfes, noch unverstandenes Element des Aufruhrs sich in den Massen regte, der Salon der Madame Necker, der ausgezeichneten Frau des damaligen Ministers Necker, ein Sammelplatz der vornehmsten Geister der Zeit war, wo alle Probleme des Lebens, der Wissenschaft, Kunst und Politik besprochen wurden. In diesem Salon glänzte neben der Mutter ein junges Mädchen, ihre Tochter, die hier die ersten bedeutenden Anregungen empfing, die sie zu einer der ausgezeichnetsten weiblichen Erscheinungen in der Literatur nicht nur ihrer Zeit, sondern aller Zeiten, machten.

Germaine Necker erblickte das Licht der Welt am 22. April 1766. Die zwei Hauptfaktoren ihrer Kindheit und ersten Jugend waren ein glückliches Familienleben und eine glänzende Bekanntschaft mit der Welt in dem Salon ihrer Mutter. „Eine Ehe wie die ihrer Eltern", sagt Sorel, ihr Biograph, „blieb das ideale Vaterland ihres Herzens; ein Salon wie der ihrer Mutter das ideale Vaterland ihres Geistes; das Glück in der Ehe blieb das Utopien und ein Königtum des Salons der Ehrgeiz ihrer Existenz."

Der früheste Traum ihrer Jugend war, außer dem Kultus für ihren Vater und der Bewunderung J. J. Rousseaus,

die Liebe, wie sie diese verstand, in der leidenschaftlichen Hingebung, in der unausgesetzten glorreichen Begeisterung des ganzen Wesens. Später, als das Leben ihr bereits die bittersten Enttäuschungen gebracht hatte, läßt sie Corinne sagen: „Indem ich den Ruhm suchte, habe ich stets gehofft, er würde mich geliebt machen", und als sie einsah, daß aller Ruhm, der ihr zuteil wurde, eitel sei ohne die Liebe, bekennt sie: „Der Ruhm selbst kann für eine Frau nur die glänzende Trauer des Glücks sein."

Dem übermächtigen Bedürfnis der Hingabe des ganzen Wesens an einen mit allen Vorzügen geschmückten geliebten Mann widersprach aber das ebenso mächtige Bedürfnis, zu glänzen und durch die Herrschaft ihrer geistigen Vorzüge den Mangel weiblicher Anmut, dessen sie sich bewußt war, zu ersetzen. „Sie mußte voll Begeisterung reden, um hinzureißen, zu erobern, um sich lieben zu machen," sagte Sorel; „sie konnte nur glücklich sein, wenn der Mann, den sie liebte, sie beherrschte, aber sie selbst war in der Liebe das despotischste aller Geschöpfe. Sie wollte glänzen, um geliebt zu werden, aber sie wollte nur einen Mann lieben, der glänzender war als sie, und aus dem Funken im Zusammenstoß der Geister wurde wohl die Liebe geboren, aber sie verzehrte sich, wenn die Flamme einmal entzündet war."

Es kam der Zeitpunkt, wo die Eltern daran dachten, sie zu verheiraten. Die Mutter wünschte eine große Heirat. Die Wahl, die man traf, konnte nicht schlechter sein. Sie fiel auf den Baron von Staël-Holstein, einen Schweden von vornehmer Geburt, Gesandten am französischen Hof, 17 Jahre älter als Germaine, einen Mann von feinen Sitten, gebildet, aber Spieler, Verschwender, vor allem aber Diplomat und nach einer Heirat aussehend, die ihm erlauben würde, seine Schulden zu bezahlen und als Gesandter zu glänzen. Necker stellte seine Bedingungen, und eine alte Freundin suchte den König von Schweden, Gustav III., dafür zu gewinnen. Die Verhandlungen dauerten fünf Jahre, und endlich, mit Zugeständnissen von der einen und der an-

deren Seite, wurde Germaine Necker, am 14. Januar 1786, Baronin von Staël, ohne daß man sie um ihre Einwilligung gefragt hatte.

Diese Heirat war der Anfang all der stürmischen Katastrophen ihres Lebens. Als sie bereits ihr Leben überschaute und sich von dessen Vorgängen Rechenschaft gab, schrieb sie: „Das Schicksal einer Frau ist entschieden, wenn sie den nicht geheiratet hat, den sie liebte; die Gesellschaft hat in der Bestimmung der Frauen ihnen nur eine Hoffnung gelassen; wenn das Los gezogen ist und man verloren hat, ist alles vorüber."

Aber obschon sie das Glück, das ihr Herz ersehnte, nicht gefunden hatte, so war sie doch keineswegs unglücklich in den drei ersten Jahren ihrer Ehe. Sie gab sich den Freuden der damals noch so glänzenden Pariser Gesellschaft hin, wurde in Versailles empfangen, schrieb dem König Gustav III. geistreiche Briefe, die seiner Eitelkeit schmeichelten, und vereinigte in ihrem Salon, der den ihrer Mutter verdunkelte, eine ausgezeichnete Gesellschaft, deren Zierde und Entzücken sie selbst war. Der noch sehr junge Talleyrand, damals erst Abbé de Perigord, sagte später: „Wer nicht in diesen Jahren gelebt hat, weiß nicht, was die Freude zu leben ist. Germaine Staël war Königin des kommenden Frankreich in Paris, Marie Antoinette Königin des Frankreich, das verging, in Versailles."

Die Revolution wendete plötzlich die hohen Geistesgaben der Staël der Politik zu; aber sie konnte sie nur von ihrem Salon aus leiten; in den politischen Stürmen, inmitten der Schwächen und Laster der handelnden Männer, war sie unfähig, zu herrschen. Sie liebte die Freiheit, sie hatte einen männlichen Geist, aber ihre weiblichen Schwächen und besonders ihre Herzensgüte hinderten sie, in der Politik stark und konsequent zu sein. Diese wurde in ihrem Leben bloß eine Enttäuschung und ein Leiden mehr. Nur einen glückseligen Augenblick gab ihr die Revolution: die triumphierende Rückkehr Neckers nach dem 14. Juli 1789. Sie war bei

ihrem Vater, als er im Stadthaus das Volk zur Einigkeit ermahnte und mit Jubel begrüßt wurde. Außer sich vor Entzücken rief sie: „Welche berauschende Freude ist die Popularität!" Aber die Kehrseite dieser kurzen Glückseligkeit kam bald. Der zweite, diesmal unwiderrufliche Fall Neckers, Zwistigkeiten zwischen Staël und dem König, die seine Stellung bedrohten, und die großen Katastrophen, die Schlag auf Schlag folgten, verwandelten den kurzen Traum der Begeisterung in tragisches Leiden. Dazu kam, daß sie, die ebenso geglänzt hatte, wie die Königin, auch ebenso verleumdet und angefeindet wurde, wie diese. Man nannte sie die Bacchantin der Revolution. Aber ihre Begriffe des Wünschenswerten, welches die letztere bringen sollte, waren himmelweit verschieden von dem, was die Masse des französischen Volkes wollte. Sie und der kleine Zirkel der geistvollen Besucher ihres Salons verfolgten die Entwicklung ihrer reinen Theorien über die Reform des Staates, die politische Konstitution, die Garantie einer gemäßigten Freiheit. Das französische Volk verfolgte den Lauf seiner Geschichte nach seinen Impulsen und der Erziehung durch die Monarchie hin zur Demokratie, zur bürgerlichen Freiheit und Gleichheit, und aus dem vollkommenen Mißverständnis des eigentlichen Charakters der Revolution entstand für die Staël eine lange Reihe von Fehlern im Betragen, von Enttäuschungen und Schmerzen.

Dazu kam die erste große, leidvolle Enttäuschung für ihr Herz. Narbonne, den sie mit Leidenschaft geliebt und an dessen Ernennung zum Minister sie großen Anteil gehabt hatte, wandte sich von ihr, als die Unvorsichtigkeiten, die ihre Liebe sie begehen ließ, den Erfolgen seines Ehrgeizes Eintrag taten. Sie sah ein, daß sie sich getäuscht und bis dahin noch nicht gewußt hatte, was wahrer Schmerz sei. Sein jäher Fall gab der Staël ihre wahre Bedeutung in der französischen Revolution: zu den Opfern derselben zu gehören. Dabei zeigte sich ihre Natur von der schönsten Seite, der der Großmut. Sie war unermüdlich, ihre Ruhe, ihre Freiheit,

ja, beinahe ihr Leben zu wagen, um zu helfen, zu retten; freigebig mit ihrer Tätigkeit, mit ihrem Vermögen, achtete sie Beleidigungen nicht und tat Gutes, ohne auf Dank zu rechnen. Sie versuchte, die Königin zu retten; sie rettete Narbonne, und erst in der letzten Stunde, im September 1792, verließ sie Paris und floh nach Coppet, ihrem Gut am Genfer See. Die ihr verhaßte Einsamkeit trieb sie von da nach England, wo sie ihre alten Freunde im Exil, aber auch die alten Anfeindungen der Konservativen, deren Anschauungen sie nicht teilte, fand. Sie kehrte nach Coppet zurück, wo auch ihr Mann sich eine Zeitlang einfand. Der Terrorismus in Frankreich überwältigte sie so, daß ihr jede Arbeit unmöglich war und sie sich den schmerzlichsten Betrachtungen hingab.

Der im Mai 1794 erfolgte Tod ihrer Mutter vereinigte sie aufs neue ganz mit ihrem Vater, der, wie alle schönen Seelen es tun, den eignen Schmerz zu vergessen suchte, indem er den der andern tröstete. Er lehrte seine Tochter, sich mit ihren Kindern zu beschäftigen und so einen Teil ihrer Zeit auszufüllen. Ihr Kultus für den Vater erhielt neue Nahrung und ist von ihr auf alle Weise ausgesprochen worden. Sie war die liebendste Tochter, die aufmerksamste Mutter, die treueste Freundin. Aber es war nicht ihre Bestimmung, im Leben der Familie aufzugehen. Nach so vielen Wandlungen, Enttäuschungen und Schmerzen, die sie erfahren, fiel sie, zu dem Unglück ihres Lebens, der tragischen Leidenschaft anheim, die in Stürmen lebt und in bitterer Erfahrung endet. Sie begegnete Benjamin Constant.

Das Bild, das Sorel von ihm entwirft, ist nicht geeignet, die Leidenschaft einer so ausgezeichneten Frau, wie der Staël, zu erklären. Mit den glänzendsten, beinah genialen Fähigkeiten ausgestattet, dabei Wüstling, Verschwender, Spieler, Duellant, versuchte er alles, erreichte vieles, vollendete nichts; er war unfähig zu handeln, Gutes zu tun, das Leben edel zu gestalten. Aber er war noch jung, als er der Staël begegnete, er entzückte sie durch seinen Geist, rührte

sie durch seine Mißgeschicke, interessierte sie durch seine Ideen, entflammte eine Leidenschaft in ihr, die ihr Leben verwüstete. Sie lernten sich im Jahre 1794 kennen, und die politischen Ereignisse schienen ihnen ein Feld gemeinsamer Tätigkeit zu öffnen. Die Staël schöpfte neue Hoffnung nach dem neunten Thermidor, richtete ihre literarische Tätigkeit auf das politische Gebiet und schrieb die „Réflexions sur la paix adressées à M. Pitt et aux Français", denn sie war damals auf der Höhe ihrer Begeisterung für England. Diese in vieler Beziehung bedeutende Schrift erleichterte ihr die Rückkehr nach Paris im Mai 1795, woselbst sie auch ihren Mann wieder als Gesandten fand. Ihr Salon öffnete sich aufs neue, setzte sich aber jetzt aus so verschiedenartigen, sich widerstrebenden Elementen, Überbleibseln der alten und Mitgliedern der neuen Zeit zusammen, daß er einen sonderbaren Charakter hatte. Die Staël versuchte die verschiedenen Elemente zu vereinen, und wie sie früher die alte Monarchie nach dem Vorbild der englischen Verfassung hatte umformen wollen, so strebte sie nun eine Republick, ähnlich der der Vereinigten Staaten von Amerika, an. Sie schrieb ihre zweite politische Schrift: „Réflexions sur la paix intérieure." Aber die Anfeindungen blieben auch diesmal nicht aus. Man traute ihrem Republikanismus nicht und beschuldigte sie, mit ihren alten Freunden gegen die Republik zu konspirieren. Es war die ewige Widerwärtigkeit ihres Lebens; sie sehnte sich nach Paris, um ihren Salon zu haben, und dieser, kaum eröffnet, vertrieb sie wieder von da. Das Direktorium verbannte sie nicht geradezu, legte ihr aber doch die Abreise nahe. Ende 1795 kehrte sie nach Coppet zu ihrem Vater zurück und gab sich zunächst ganz der Literatur hin. Ihre größeren Arbeiten nahmen da ihren Anfang. Ihr „Traité des passions", in dem sie sich, ohne es zu wollen, selbst schildert, erschien und machte Aufsehen. Sie hoffte daraufhin nach Paris zurückkehren zu können, um so mehr, da sie auch großen Anteil an einer Schrift Benjamin Constants zugunsten der Republik hatte, aber noch war das Vorurteil

gegen sie zu groß und man drohte ihr sogar mit Gefängnis, käme sie nach Frankreich. Erst im Jahre 1797 wurde dies möglich und diesmal hoffte sie, dauernd bleiben zu können. Ein neuer Enthusiasmus bemächtigte sich ihrer: der für die aufgehende Ruhmessonne Bonapartes, welcher eben aus Italien zurückkam. Er war der erste Mensch, der sie verwirrte und unfähig machte, zu reden. Aber ihr idealisierender Traum dauerte nicht lange. Bonaparte nahm ihr Entgegenkommen kalt und mit Mißtrauen auf. Die beiden leidenschaftlichen Naturen konnten sich nicht gleichgültig gegenüberstehen; gegenseitiges Mißtrauen verwandelte sich nach und nach in Haß. Ihr Salon wurde verdächtig, indem Benjamin Constant, obschon Bonaparte ihn in den Staatsdienst berief, sich alsbald darin öffentlich zur Opposition gesellte. Dazu kam ein Buch, das die Staël in Coppet, wohin sie für den Sommer zurückkehrte, schrieb und das, wie auch überhaupt ihr Betragen, ein sonderbares Gemisch von Koketterie mit Bonaparte, von satirischen Anspielungen auf sein Gouvernement und von Kabalen gegen seine Macht war. Dennoch wünschte sie noch nicht den Sturz des Konsulats. Sie wollte nur eine große Stelle darin einnehmen und dessen Zierde sein, die Gefährtin des Genies Napoleons und die Muse seiner Regierung, die sein Genie den modernen Ideen zugewandt hätte. Aber Bonaparte verstand die modernen Ideen anders als sie. Unter seiner Herrschaft war kein Platz für liberalen Enthusiasmus. Er wollte die Revolution in sich verherrlichen und beenden, wollte ganz Staat in allen seinen Formen sein. Seine Republik war das Gegenteil von der Republik der Staël.

Er ließ es sie hart fühlen, und sie erklärte ihm um so erbitterter den Krieg, je koketter sie mit ihm gewesen war. Im Frühling 1802 nach Paris zurückgekehrt, eröffnete sie abermals ihren Salon; er war nie glänzender gewesen, und ihre Beredsamkeit, ihre Unterhaltung waren nie hinreißender und geistsprühender als jetzt. Benjamin Constant, bereits in Ungnade bei Bonaparte, vereinigte

seine bitteren Ausfälle mit den beißenden Sarkasmen der Staël. Bonaparte ließ sich vom Zorn zu der kleinlichsten Verfolgung hinreißen und behandelte sie geradezu als eine zu bekämpfende Macht. Sie behielt in diesem Kampf, der zehn Jahre dauerte, das letzte Wort, und es war das einer Frau von Geist: „Welch eine grausame Berühmtheit geben Sie mir," schrieb sie ihm, „ich werde eine Zeile in Ihrer Geschichte haben."

Im Mai 1802 starb Herr von Staël. Sie war frei, und da ihre Leidenschaft für Constant niemandem ein Geheimnis war, so erwartete man allgemein, sie werde ihn heiraten. Aber trotzdem er ihr unentbehrlich war und sie den Gedanken nicht ertragen konnte, ihn scheiden oder gar einer andern angehören zu sehen, so konnte sie sich doch nicht entschließen, sich unauflöslich zu binden, ihn zu ihrem Herrn zu machen, ihrem Rang, ihrer Unabhängigkeit, dem Namen, den sie berühmt gemacht hatte, zu entsagen. Benjamin seinerseits war seiner Rolle als Liebhaber einer so gesuchten Frau überdrüssig und ertrug nur schwer ihre Superiorität. Er sehnte sich, blasiert wie er war, nach der Unterwürfigkeit einer guten, beschränkten, legitimen Gattin. So verlangte er zwar ihre Hand, aber ohne Wärme; sie verweigerte sie, ohne sich bitten zu lassen. Sie blieben beisammen, gegenseitig gekränkt, nicht mehr Eifer gefunden zu haben, und litten Qualen in diesem Zwitterzustand, ohne sich daraus befreien zu können.

Die Staël wandte sich endlich zu dem Trost aller schöpferischen Naturen, zur Arbeit. Jetzt beginnt der größere Abschnitt ihrer literarischen Tätigkeit mit dem Roman „Delphine", der das Gemälde ihres eigenen Lebens und ihrer Persönlichkeit ist. Er weckte neben großer Bewunderung in Frankreich auch die alten Feindseligkeiten gegen die Verfasserin, und als sie, der Warnungen nicht achtend, im Herbst 1803 sich Paris näherte, erhielt sie den Befehl, sich vierzig Meilen von der Hauptstadt entfernt aufzuhalten. Es war der erste offene Akt der Feindschaft Bonapartes. Sie

zog es vor zu reisen und wählte Deutschland, um dessen große Genies, Goethe und Schiller, kennen zu lernen, deren Ruhm damals in vollem Glanze strahlte. In Weimar traf sie mit Benjamin Constant zusammen. Um die Eindrücke, die sie dort empfing, sich zu vollem Verständnis zu bringen, fehlte ihr die Kenntnis der deutschen Sprache; um jenen Männern näher zu treten und ihr Geistesleben ganz zu erfassen, fehlte ihr die bescheidene Fähigkeit, den eigentümlichen Vorzug ihrer brillanten Intelligenz, die Raschheit des Gedankens im Feuer des Gesprächs, zu unterdrücken, um jenen zuzuhören und ihre Weise des Denkens zu begreifen. Nichts konnte verschiedener von der Art des geistigen Lebens jener Männer sein, als das Wesen der Staël, die alles wie im Fluge in der Unterhaltung hören und lernen wollte, wobei sie fast immer allein sprach und die wichtigsten Geistesprobleme zu Gegenständen des Gesprächs machte.

Von Weimar ging sie nach Berlin, wo sie sich August Wilhelm Schlegel, dem Erzieher ihrer Söhne, verband, der ihr später half, ihre Ideen über Deutschland zu erweitern und zu berichtigen. Die Nachricht von der Erkrankung ihres Vaters rief sie in Eile nach Coppet zurück. Sie fand ihn tot. Es war der schwerste Verlust ihres Lebens. Sie benutzte den ganzen folgenden Sommer, um mit dem Kultus, den sie von Kindheit an für ihn gehabt hatte, eine Gedenkschrift über seinen Charakter und sein Privatleben zu verfassen, eine rührende, einfache Darstellung. Auch nahm sie tapfer die Erziehung ihrer Kinder und die Verwaltung des Vermögens für diese in die Hand, indem sie bei der letzteren Beschäftigung, die ihrem Geist wenig zusagte, noch im Sinne ihres Vaters zu handeln dachte.

Aber die Einsamkeit in Coppet bedrückte sie. Um ihr zu entfliehen, reiste sie nach Italien, trat dort in Beziehungen zu den bedeutenden Menschen der Zeit, was ihr stets mehr am Herzen lag als die Natur, wurde von der Akademie der Arkadia feierlich auf dem Kapitol empfangen und kehrte im

Sommer 1805 nach Coppet zurück. Paris war ihr noch verschlossen, und um sich diesem ewigen Eldorado ihrer Seele in Erinnerung zu bringen, schrieb sie den Roman „Corinne", in dem sie abermals in der Heldin ihr eigenes Bild malte. „‚Corinne' bleibt in der Literatur", sagt Sorel, „als ein Meisterstück — es sind zu viele Längen in der Erzählung und es ist zu viel Mode im Stil — aber als ein schönes Beispiel des poetischen Genies, so wie man es damals verstand. „Corinne" ist für eine ganze großmütige, romantische und leidenschaftliche Generation das Buch der Liebe und des Ideals gewesen. Es hat vielen Franzosen Italien offenbart, hat dieses für viele Jahre zum Vaterland der Liebenden und zu dem geträumten Ziel aller Reisen des Glücks gemacht."

Sie versuchte nun abermals, sich Paris zu nähern, aber Bonaparte, sobald er es erfuhr, bedrohte sie so, daß sie genötigt war, nach Coppet zurückzukehren. Da erschien „Corinne" und hatte einen ungeheuren Erfolg. Die Verbannte, von Ruhm umstrahlt, beschloß ihr Exil so glänzend zu machen, daß selbst ihre Verfolger geblendet würden. Coppet wurde ein Sammelplatz der geistreichsten Menschen der Zeit. Frau von Staël versuchte die sich oft sehr widerstrebenden Elemente dieser Gesellschaft harmonisch zu vereinen, und besonders wurde das Theater eine bevorzugte Beschäftigung, wobei natürlich die Staël selbst und Benjamin Constant die Hauptrollen zu spielen pflegten. Das Verhältnis dieser beiden wurde indes immer stürmischer. Benjamin war des Jochs, das diese despotische Liebe ihm auferlegte, überdrüssig. Er entfloh ihm oft, kehrte aber stets zurück. Sein Verlangen nach einer legitimen Ehe mit einer einfachen, ihm unterwürfigen Frau, die er in einer Deutschen gefunden zu haben glaubte, wich noch stets dem eifersüchtigen Widerstand der Staël, und die entsetzlichsten Szenen setzten sich fort. Endlich unternahm die Staël, stets von Paris durch Napoleons Zorn ferngehalten, eine zweite Reise nach Deutschland, Ende 1807, und kehrte erst im Sommer 1808

zurück. Sie fand Constant mit jener Deutschen verheiratet und geriet darüber in einen solchen Anfall von Verzweiflung, daß Benjamin sich nach Coppet zurückführen ließ und einwilligte, die Verbindung noch geheim zu halten. Doch sah nun die Staël ein, daß die Liebe auch bei ihr erloschen sei und daß sie ohne den leben könne, den sie nur noch aus Eigenliebe festhielt. Nach und nach brach sie mit dieser Kette und fand sich selbst wieder. Aber sie suchte ihre volle Befreiung außer sich, d. h. in der Religion, der sie seit dem Tode ihres Vaters sich wieder allmählich zugewandt hatte, indem sie die Theorie der Moral, wie eine Freundin sagte, durch eine Theorie der Exaltiertheit ersetzte. Diese Veränderung hatte auch auf ihre literarischen Arbeiten einen großen Einfluß, und wenn diese bisher nur eine Nebensache in ihrem Leben gewesen waren, so wurden sie nun zur Hauptsache. Sie suchte sich nicht mehr selbst darin zu idealisieren, um geliebt zu werden, sondern sie gab das Beste ihrer eigenen Seele, um veredelnd auf andere Seelen zu wirken, und indem sie sich über die weltlichen Interessen und die kleinlichen Kabalen der Gesellschaft erhob, begründete sie erst ihren wahren Ruhm bei der Nachwelt.

Der Anfang dieser neuen Lebensepoche ist durch das Buch „Über Deutschland" bezeichnet. Sie erhebt sich in ihm sehr hoch, zeigt den Frieden der Zukunft in der gegenseitigen Achtung der Rechte der Völker und predigt Frankreich sowohl wie Deutschland die Theorie des Fortschritts, die sich auf Vernunft und Gerechtigkeit gründet, deren Verteidigerin sie ihr ganzes Leben hindurch gewesen war. Das Buch erschien 1810. Mehr als je von dem Wunsch erfüllt, nach Paris zurückzukehren, hatte sie sich dieser Stadt wieder genähert und schrieb dem Kaiser, um eine Audienz zu erbitten. Da sie sich innerlich verwandelt fühlte, dachte sie, auch andere seien verändert. Sie schickte ihm dabei ein Exemplar des Buches. Napoleon glaubte nicht an ihre Bekehrung und verdammte dieses Buch, das die Verurteilung seiner Herrschaft war. Er verbot die Veröffentlichung desselben und befahl

der Verfasserin, nach Coppet zurückzukehren und daselbst zu bleiben.

Diesmal war es das Exil in aller Strenge. Sie sollte nicht mehr schreiben, ihr Verleger war ruiniert, und — das Bitterste — man mied Coppet. Sie glaubte sich verlassen, das Ende ihres Lebens nahe, die Pforten ihres Herzens geschlossen. Und da gerade nahte unerwartet das Glück, das sie früher mit solcher Leidenschaft gesucht hatte. Ein junger Offizier, Albert de Rocca, kam nach Genf, um seine im spanischen Krieg empfangenen Wunden zu pflegen. Er besaß alle äußeren Vorzüge mit den edelsten Eigenschaften vereint, wie sie die Staël noch bei keinem ihrer Freunde gefunden. Sie liebte ihn fast vom ersten Augenblicke an, widerstand aber der Anziehung, denn sie war fast doppelt so alt, wie er. Seine Liebe zu ihr war jedoch so überwältigend, daß sie nachgab und sich 1812 mit ihm vermählte. Doch wurde die Heirat geheim gehalten, da die Staël ihren Namen nicht aufgeben wollte und die Welt genug kannte, um zu wissen, daß man ihr eher einen zu jungen Geliebten, als einen zu jungen Mann verzeihen würde. Sie lernte nun endlich das lang ersehnte Glück, wirklich geliebt zu werden, kennen. Coppet wurde von neuem ein Sammelplatz geistreicher Menschen, ein Ort heiterer Feste. Sie vergaß Paris und lebte nur in der Gegenwart. Aber der Haß Napoleons verfolgte sie auch jetzt. Viele ihrer Freunde wurden exiliert; sie fing an, für Rocca, für ihre Kinder, für sich selbst zu fürchten. Ihre Gesundheit litt unter den Aufregungen; sie beschloß, zu fliehen und sich nach Schweden zu begeben, wo sie am Hof von Bernadotte, der sie immer gern gehabt hatte, Schutz zu finden hoffte. Im Mai 1812 begab sie sich mit ihren Kindern und gefolgt von Rocca auf den Weg; zunächst nach Petersburg, im Herzen den Korsen verwünschend, der ihr die Heimat raubte. Sie schrieb: „Die Luft dieses schönen Landes ist nicht seine Heimatluft, wie kann er den Schmerz begreifen, daraus verbannt zu sein?“ Hätte sie Seherangen gehabt, sie würde erkannt

haben, daß er schon in nächster Zukunft diesen Schmerz herber als sie kennen lernen und daß sie gerächt sein würde.

In Rußland wurde sie mit Auszeichnung aufgenommen. Alexander I. empfing sie und entzückte sie. Was sie über Rußland schrieb, ist bemerkenswert durch den Scharfblick, mit dem sie Land und Leute charakterisierte und die Emanzipation des nationalen Geistes in der Literatur voraussagte, wie er sich seitdem so glänzend betätigt hat. Von Rußland ging sie nach Stockholm, wo ihr ebenfalls am Hof und in der Gesellschaft der ausgezeichnetste Empfang zuteil wurde. Dort schrieb sie die zweite Partie der „Zehn Jahre des Exils", worin sie ihre Streitigkeiten mit Napoleon, und was sie dadurch gelitten, erzählte und ihrem Haß Ausdruck gab.

Im Juni 1813 begab sie sich nach England, das ihr noch immer das gelobte Land der Freiheit schien. Endlich kam dann die Möglichkeit, nach Paris zurückzukehren, und für kurze Zeit schloß sie sich den Bourbons an, in der Hoffnung, nun ihr geträumtes Ideal der freien Staatsverfassung verwirklicht zu sehen. Sie wurde aber bald enttäuscht. Die Illusionen, die sie sich über die Verbündeten gemacht hatte, schwanden mit deren Siegen, und als sie diese in Paris sah. Alexander I. verlor in ihren Augen den Zauber, den er in Petersburg gehabt hatte, da sie ihn in Frankreich als herablassenden Sieger erblickte. Alles, was sie sah, betrübte und verwirrte sie in dieser Umwälzung, die sie so sehr gewünscht hatte; ihre Gesundheit fing an, darunter zu leiden und verschlimmerte sich noch, als sie von Coppet, wo sie den Sommer 1814 zugebracht hatte, nach Paris zurückkehrte. Zwar füllte sich ihr Salon wieder, aber sie fand in der Gesellschaft der Restauration dieselben Widersprüche, dieselben ihr widerstrebenden Elemente, wie in der republikanischen Gesellschaft vom Jahre III. Die Reaktion empörte sie, und sie verhehlte es nicht. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba verließ sie eilig Paris und ging der Gesundheit Roccas wegen den Winter nach Italien. Dort blühte ihr ein reines Glück. „Wenn ich eine Tochter hätte," sagt sie in

„Delphine", „oh, wie würde ich über ihrer Wahl wachen! Wie würde ich ihr wiederholen, daß das Leben der Frau von einem Tage abhängt." Nun konnte sie hoffen, daß dieser eine Tag für ihre einzige Tochter, die ihre höchste Freude und ein ausgezeichnetes Wesen war, zu deren Glück gekommen sei. Sie vermählte sie im Februar 1816 in Pisa mit dem Herzog von Broglie, einem durch Geist und Herz ausgezeichneten Mann. Was sie durch ihr ganzes Leben angestrebt hatte, das Glück in der Ehe, sie sah es für ihr Kind verwirklicht.

In Coppet, wohin sie im Juni zurückkehrte, besuchte sie der Minister vom Stein, dem sie schon in Petersburg begegnet war, wo sie ihm aus ihrem Buch über Deutschland vorlas. Er war wie sie, „erbittert über die Könige, die ihr Wort nicht gehalten hätten" und nun „als Egoisten die Früchte eines Kampfes genössen, den sie weder begonnen, noch durchgeführt hätten". Im Herbst kehrte sie nach Paris zurück, begab sich mit Eifer an ihre schriftstellerische Tätigkeit, kämpfte heroisch gegen die überhandnehmende Krankheit, lebte geselliger denn je und betäubte das Gefühl der körperlichen Schwäche durch die Lebhaftigkeit des Wortes und des Geistes. Aber in den einsamen Nächten kam die Angst desto quälender über sie und endlich brach die gefürchtete Krankheit aus. Im Monat Februar 1817 fiel sie auf einem Ball bei dem Herzog Decazes gelähmt zu Boden und erholte sich nicht wieder. Sie ertrug die Schrecken dieses Zustandes, den sie vorahnend bezeichnet hatte: „der Verein einer noch lebendigen Seele mit einem zerstörten Körper", mit Ergebung und noch voll Aufmerksamkeit für ihre Freunde, besonders für Rocca, der, selbst leidend, sie mit zärtlicher Sorge umgab. Ihr Wunsch, daß der Tod kommen möge wie das Ende des Tages, dem Schlaf ähnlich, wurde erfüllt. Am Abend des 13. Juli schlief sie ein und erwachte nicht wieder.

Daß ihr Leben in eine Zeit fiel, wo ihre feurige Natur durch die Macht der Ereignisse zur Teilnahme an der Politik gedrängt wurde, obgleich sie keine politische Frau war, war

vielleicht ein Unglück. Aber sonderbar ist es und sicher ein Zeichen ihrer Bedeutung, daß sie, die stets für das Ideal der Staatsformen, welche in Frankreich in rascher Folge wechselten, eintrat, von all diesen verdächtigt und verfolgt wurde. Was sie wünschte, war niemals gewöhnlich. Sie verlangte die Reform der absoluten Monarchie nach Art der englischen Verfassung; sie wollte eine Republik mit einer durch Gesetze geregelten, durch Moralität bedingten Freiheit; sie wünschte eine geniale, dem öffentlichen Wohl geweihte Diktatur. In diesem Sinn sind ihre politischen Schriften verfaßt. In dem Buche „Considérations sur la révolution française" verfolgt sie durch ein Vierteljahrhundert alle Krisen der Freiheit und bezeichnet die Freiheit als den Hauptzweck und die Erfüllung der französischen Revolution. Es ist die Geschichte des Geistes von 1789; es ist mehr als dessen Geschichte, es ist dessen Auferstehung.

Das Ende der „Considérations" enthält einige Seiten von großer Fernsicht und klingt wie das politische Testament der Staël: „Die Zukunft gehört den Völkern, und der Fortschritt der Zivilisation muß ihre Unabhängigkeit bestätigen. Es ist gegen die Natur, daß ein Volk das andere unterjoche. Die Revolution in Europa wird sich durch die Völker und für sie vollziehen. Sie wird die nationale Form annehmen und in dieser Form wird sie gegen und über alle siegen. Das ist der allmächtige Lauf der Geschichte. Nichts Dauerndes kann geschehen, wenn es nicht aus dem allgemeinen Impuls kommt." —

Einer Zeitgenossin der Staël wollen wir hier erwähnen, die, zwar nicht durch Geburt, aber durch Erziehung, Sympathie und Gewohnheiten, ganz der vornehmen, feingebildeten, durch Geist, Grazie und Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Gesellschaft in Paris angehörte, deren Leben aber auch die Mischung von Frivolität und unbeherrschter Leidenschaft zeigte, welche dieser Mitte innewohnte und aus der sich dann nur einzelne, energische Charaktere lichtumstrahlt und befreit erhoben. Es befindet sich, wenn ich nicht irre, in Berlin

in der Gemäldegalerie das Bild einer reizenden Frau, das unter dem Namen Potocka bekannt und durch Stiche vervielfältigt worden ist. Dieses Bild ist das Porträt der Prinzeß Helene Massalsky, einer Polin von Geburt, die aus einer der ersten litauischen Familien stammt und, früh verwaist, von ihrem Onkel, der Bischof von Wilna war und sich aus politischen Gründen nach Paris flüchten mußte, zur Erziehung dahin mitgenommen und den Klosterdamen der Abbaye aux Bois übergeben wurde. Diese berühmte Abtei war das eine der zwei Klöster, denen im vorigen Jahrhundert in Paris die Erziehung der vornehmen weiblichen Jugend anvertraut wurde. Über die Art dieser Erziehung erhalten wir einen vollständigen, sehr unterhaltenden Bericht durch die kleine Prinzeß selbst, die, obgleich noch nicht zehn Jahre alt, gleich nach ihrem Eintritt den Entschluß faßte, die Ereignisse ihres dortigen Lebens aufzuschreiben. Sie belegte diese Arbeit mit dem pompösen Titel: Memoiren, und diese, deren Authentizität bewiesen ist, sind es, welche Lucien Perey (Pseudonym einer Dame) den Anstoß zu den Nachforschungen über das fernere Leben der Prinzeß und dessen Schilderung in einem interessanten Buch gegeben haben.

Von einem frühreifen Talent der Beobachtung Zeugnis gebend, sind diese Memoiren anfangs in kindlichster Naivität geschrieben, beweisen aber die raschen Fortschritte der geistigen Entwicklung des begabten Mädchens und charakterisieren oft mit sehr unehrerbietiger Schärfe Vorgänge und Persönlichkeiten der Vorgesetzten. Unter letzteren zeichnet sie jedoch mit verehrender Liebe das Bild der obersten Leiterin der Erziehungsanstalt: Madame de Rochechouart, eine grande dame im besten Sinne des Wortes, eine Frau von Geist und scharfem Verstand, die bedeutendste Person in der Abtei; sie und zwei ebenso schöne als geistreiche Schwestern, Töchter des Herzogs von Mortemart, hatten, nach der grausamen Sitte jener Zeit, sich schon vor dem fünfzehnten Jahr dem Kloster widmen müssen, damit

das Vermögen der Familie den männlichen Erben allein bliebe. Die Öde dieses unfreiwillig übernommenen Berufs suchte die seltene Frau durch die Sorge für die ihr anvertraute Jugend auszufüllen, deren Erziehung sie ganz nach ihrem Sinn leitete. Helene entwirft von ihr folgendes Bild:

„Sie ist 27 Jahre alt, groß, schön gewachsen, hat einen zierlichen Fuß, weiße, zarte Hände, prachtvolle Zähne, große, schwarze Augen, einen stolzen, ernsten Ausdruck, ein bezauberndes Lächeln. Sie ist ein wenig streng, aber gerecht; wir beten sie alle an und fürchten sie; sie ist nicht zärtlich, aber ein freundliches Wort von ihr hat eine unglaubliche Wirkung. Man wirft ihr vor, stolz und spöttisch mit ihresgleichen zu sein, aber sie ist sehr human und gut mit ihren Untergebenen, sehr unterrichtet und voller Talente."

Diese ausgezeichnete Frau nahm sich mit besonderer Zuneigung des verwaisten Mädchens an, ließ sie jeden Tag in ihre Zelle kommen und überwachte sie mit mütterlicher Sorgfalt, rügte auch nie allzustrenge die mutwilligen Streiche und kleinen Torheiten, zu denen das heitere, übermütige Temperament die kleine Polin verleitete. Sehr unterhaltend sind die Erzählungen all der ausgelassenen Neckereien, die Helene im Verein mit ihrer liebsten Freundin, Mademoiselle de Choiseul, verübte. Sie hatten ihr Zimmer nebeneinander und nachts, wenn alles schlief, huschten die zwei jungen Kobolde durch die weiten Gänge und Räume des Klosters und waren unermüdlich in Erfindung von allerlei Unsinn und Schelmereien. So hatten sie u. a. einmal eine ganze Flasche voll Tinte in das Weihwasserbecken an der Tür des Chors geschüttet, ehe die Klosterfrauen zur Frühmesse kamen. Da die Damen diese auswendig wußten, so war dabei keine andere Beleuchtung, als der matte Schein einer Lampe, und die frommen Frauen merkten es nicht, welche Färbung sie sich gaben. Erst als der Tag anbrach, gewahrten sie es und brachen in ein solches Gelächter aus, daß die Andacht dabei völlig verloren ging. Diese und andere, übrigens im Grunde sehr unschuldige Schelmstückchen, hatten für

Helene sonst keine ernsten Folgen, nur daß ihre erste Kommunion dadurch um ein Jahr hinausgeschoben wurde und sie noch so lange in der Klasse bleiben mußte, deren Unterrichtsgegenstände sie beinah auswendig wußte. Der Unterricht, der in dem Kloster erteilt wurde, war dazu eingerichtet, vollkommene Weltdamen und tüchtige Hausfrauen zu bilden. Musik, Tanz und Malerei wurden mit besonderer Sorgfalt gepflegt; Deklamation und Vorlesen wurden von berühmten Lehrern, die Balletts von den ersten Tänzern der Oper gelehrt. Die Abtei besaß ein schönes Theater, prächtige wertvolle Kostüme und Dekorationen, und Theatervorstellungen, von den Zöglingen ausgeführt, kamen häufig vor. Nachdem die unteren Klassen absolviert waren und die erste Kommunion stattgefunden hatte, wurden die Schülerinnen abwechselnd in die verschiedenen Abteilungen der häuslichen Beschäftigung gewiesen und, ohne daß die ästhetischen Studien darum vernachlässigt wurden, sah man die Töchter der höchsten Familien Frankreichs in der Küche tätig, oder das Hausleinen ordnend, die Treppen und Schlafsäle kehrend, die Lampen besorgend usw. Helene, nachdem sie endlich ihre erste Kommunion begangen hatte, wurde zunächst in die Apotheke des Hauses gewiesen, und es ereignete sich, daß man sie am Abend auf dem Theater der Abtei hatte Esther spielen sehen in einem Kleid, das mit Perlen und Diamanten gestickt war und an hunderttausend Taler kostete, und sie am folgenden Tag in ihrem schwarzen Klosterkleidchen in der Apotheke fand, Tisanen und Kataplasmen bereitend.

Wenn diese Erziehung aber wirklich dazu führte, die jungen Mädchen einesteils vorzubereiten, um einem Hauswesen mit Autorität vorzustehen und anderenteils, um in der Gesellschaft jene Rolle zu spielen und den mächtigen Einfluß auszuüben, wie wir es bei den Frauen des vorigen Jahrhunderts sehen, so war sie doch wiederum nicht geeignet, die Zöglinge gegen die Gefahren jener Welt zu waffnen, außerhalb derselben sie von Frauen erzogen wurden, welche ihre Lockungen nicht kannten. Dazu kam die konventielle, unnatür-

liche Art, wie die jungen Mädchen verheiratet wurden. Helene erzählt davon merkwürdige Beispiele. So kehrte u. a. die zwölfjährige Mlle. de Bourbonne eines Tages von einem Besuch bei ihren Eltern traurig zurück, blieb lange allein bei Madame de Rochechouart, und am folgenden Tage wurde es im Kloster bekannt, daß sie mit einem Grafen d'Avaux verlobt worden sei. Auf die Glückwünsche der Pensionärinnen erwiderte sie voll Kummer, daß der Bräutigam alt und häßlich und sie sehr unglücklich sei. Diese Ansicht fanden die Mitschülerinnen vollkommen bestätigt, als sie beim ersten Besuch des Bräutigams sich neugierig an das Fenster drängten, um ihn vorübergehen zu sehen. Sie verhehlten der Braut ihre Meinung nicht, und diese versicherte, daß sie ihn aus Gehorsam gegen ihren Vater heiraten, aber ihn nie lieben werde. Acht Tage darauf ging sie zur ersten Kommunion und wieder acht Tage darauf wurde sie in der Kirche getraut und kehrte noch am selben Tage in das Kloster zurück, wo sie eine prachtvolle corbeille de mariage und glänzenden Schmuck empfing und noch längere Zeit verblieb. Der Haß gegen den ihr aufgedrungenen Gatten wuchs aber immer mehr, so daß sie nach einigen Jahren, als sie in der Gesellschaft dem liebenswürdigen Grafen Ségur begegnete, mit diesem ein Verhältnis einging, das ihr ganzes Leben hindurch dauerte.

Geist und Charakter Helenens fingen an, sich in bedeutender Weise zu entwickeln, und ihre Memoiren geben, wie schon gesagt, davon Zeugnis. Ihr Stil bildet sich aus und verliert das Gepräge kindlichen Geplauders; sie berichtet über ernstere Dinge, wie z. B. den tragischen Tod von zweien ihrer Gefährtinnen mit einer, von seltenem Gefühl und Geist zeugenden, fast vollendeten Ausdrucksweise. Während sie aber noch mit den Aufzeichnungen ihres friedlichen Klosterlebens beschäftigt war, hatte sich der Ruf ihrer Schönheit, ihres Geistes, ihres Ranges und Reichtums bereits verbreitet, und mehrere vornehme Damen fingen an, für ihre Söhne auf die Hand der jungen Polin zu spekulieren. Zu ihrem großen

Unglück war ihre mütterliche Freundin, Madame de Rochechouart, gestorben, und es war dies der erste, große Schmerz ihres Lebens, der sie zum zweiten Male verwaiste und sie, ohne den Rat und Beistand einer erfahrenen, edlen und liebenden Freundin, den geschickten Unterhändlerinnen preisgab, welche sich ein Geschäft daraus machten, eheliche Verbindungen vornehmer Häuser zustande zu bringen, um sich dadurch in die Gunst der betreffenden Familien zu setzen. Eine solche Unterhändlerin war Madame de Pailly, die Freundin des älteren Marquis de Mirabeau, Vater des berühmten Tribunen und intimer Freund des Bischofs von Wilna, Onkel Helenens, der längst in seine Heimat zurückgekehrt und dort wieder mit Ehren überhäuft worden war. Madame de Pailly handelte im Auftrag der Prinzeß de Ligne-Luxembourg, welche die Hand Helenens für ihren Neffen, den Prinzen Charles de Ligne, zu erhalten wünschte, und der Marquis übernahm die darauf bezüglichen schriftlichen Verhandlungen mit dem Bischof.

Der Prinz Charles, aus einem der vornehmsten Geschlechter der Niederlande, war der Sohn des berühmten Fürsten Karl Joseph de Ligne, des Feldmarschalls in österreichischen Diensten, welcher, seiner glänzenden Eigenschaften wegen, in Wien sowie in Versailles und Brüssel hohes Ansehen genoß und äußerst beliebt war. Schön, tapfer, großmütig, ritterlich, mit lebhafter Phantasie, feurigem Geist und scharfem Verstand begabt, voller treffender, geistvoller Einfälle, war er, bei all diesen Vorzügen, natürlich und bescheiden. Alle Memoiren der Zeit sprechen von ihm, und Menschen der verschiedensten Ansichten stimmen in seinem Lob überein. Madame de Staël beendigt die Schilderung, die sie von ihm entwirft, mit den Worten: „Wenn Sie erstaunen über das, was ich von ihm sage, was würde es sein, wenn Sie ihn selbst hörten und sähen."

Sehr streng, ja hart und lieblos von seinem Vater erzogen, wurde er der zärtlichste Vater für seinen Sohn Char-

les. Als er im Herbst 1759, während des Feldzuges in Sachsen gegen die Preußen, die Geburt dieses Sohnes erfuhr, rief er entzückt aus: „Ich habe einen Sohn! Oh, wie ich ihn lieben werde! ich möchte es ihm jetzt schon schreiben; wenn ich aus diesem Kriege zurückkomme, werde ich ihm sagen: sei willkommen; ich wette, daß ich Dich von ganzem Herzen lieben werde.“ Dieser älteste Sohn blieb auch sein Liebling, obgleich er alle seine Kinder zärtlich liebte. Er lehrte ihn von früh auf, was er selbst am besten wußte, nämlich sich als Edelmann zu schlagen. Als Charles noch ein Kind war, nahm er ihn einmal auf sein Pferd und, seine kleine Hand in der seinigen haltend, mit zu einem Vorpostengefecht mit den Preußen, und als der erste Schuß fiel, sagte er ihm: „Es wäre hübsch, mein Charles, wenn wir zusammen eine kleine Verwundung erhielten,“ worüber der Kleine herzlich lachte und sich freute.

Mit sechzehn Jahren trat der junge Prinz ebenfalls in österreichische Dienste und befand sich mit seinem Vater bei der österreichischen Armee, da der Krieg zwischen Österreich und Preußen wegen der bayerischen Erbfolge ausgebrochen war, als in Paris die Verhandlungen wegen seiner Vermählung mit der Prinzeß Helene Massalsky gepflogen wurden. Man hatte den Bischof von Wilna vermocht, selbst nach Paris zu kommen, um die Sache schneller zur Entscheidung zu bringen, da sich noch mehrere Prätendenten auf die Hand der reichen Erbin einfanden. Zwischen ihm und der Mutter des Prinzen Charles, welche die finanziellen Angelegenheiten des Hauses de Ligne in der Hand hatte, wurden durch die Unterhändlerinnen, die Pariser Prinzeß de Ligne und Madame de Pailly, die Bedingungen besprochen, unter denen, besonders was das Vermögen der jungen Leute betraf, die Verbindung zustande kommen sollte. Helenens Herz und Neigung kamen dabei nicht in Betracht; sie war bis dahin dem Projekt entgegen, da sie in Paris zu leben wünschte und fürchtete, den Aufenthalt in Brüssel und auf den Besitzungen der de Ligne zu lang-

weilig zu finden. Man schickte daher einen vertrauten Abgesandten nach Bel-Oeil, dem Landsitz, wo die Prinzeß de Ligne weilte, und die glänzende Beschreibung, die dieser bei seiner Rückkehr von dem Orte machte, und die herrlichen Blumen und Früchte, die er von da für Helene mitbrachte, stimmten sie endlich dem Plane etwas günstiger. Der Bischof versprach eine reiche Mitgift, und so kam der Kontrakt zustande, worauf die Prinzeß de Ligne mit ihrem Sohn nach Paris kam. Auch der Prinz Charles fühlte keine besondere Lust zu dieser Heirat, aber an unbedingten Gehorsam gegenüber dem Willen der Eltern gewöhnt, erhob er keinen Widerspruch. Der Bischof empfing die Prinzeß und ihren Sohn zuerst, und nachdem man sich vollständig geeinigt hatte, führte er diese in die Abtei. Helene war auf den Besuch vorbereitet, aber es war ihr sehr empfindlich, daß sie sich dem Bewerber zum erstenmal in ihrem einfachen Klosteranzug zeigen sollte, doch war hierin die Regel unerbittlich. Trotz ihrer angenommenen Zurückhaltung bemerkte sie indes doch, daß der Prinz sie auch in diesem Anzug sehr hübsch fand, und sie entwarf ihren Gefährtinnen ebenfalls ein sehr vorteilhaftes Bild von ihm. Drei Tage später kam auch der ältere Prinz de Ligne an und war entzückt von seiner künftigen Schwiegertochter, die alles tat, um ihm zu gefallen. Da Helene keine Familie in Paris hatte, wurde beschlossen, die Trauung in der Kapelle der Abtei zu vollziehen, worüber die Pensionärinnen entzückt waren, die außerdem auch reich beschenkt wurden. Die Aussteuer Helenens war fürstlich, ihr Vermögen kolossal, Güter, Schlösser, Landhäuser in Polen mit glänzendem Einkommen, außerdem 60 000 Franken jährlicher Renten, von ihrem Oheim ihr zugesichert. Der Kontrakt wurde in Versailles vor der königlichen Familie und von derselben unterzeichnet, und am 29. Juli 1779 fand die Trauung in der Abtei statt. Der höchste Adel war dabei anwesend, die Braut war reizend und ihre Haltung wurde von allen Anwesenden bewundert. Nach der Trauung begab sich Helene in ihr Zimmer, um den Anzug zu

wechseln, aber ehe sie zu der Versammlung im Sprechzimmer zurückkehrte, eilte sie in den Chor der Kapelle, um noch einmal auf dem Grab von Madame de Rochechouart zu beten. Nach kurzem Abschied bestieg sie dann die prächtige Equipage der de Ligne, die mit sechs feurigen Pferden bespannt war, die von den Jockeis, in rosa mit Silber gestickten Livreen, kaum zurückgehalten werden konnten und sie mit ihrem jungen Gatten im Galopp gen Brüssel entführte.

In dem wahrhaft königlichen Schloß zu Bel-Oeil wurde Helene mit Festen empfangen, die an Märchen der Tausendundeinen Nacht erinnern, und der Glanz, der sie hier umgab, bezauberte sie. Die jungen Gatten schienen entzückt voneinander. Die Schönheit, die Grazie und der Geist Helenens hatten den Prinzen überrascht und hingerissen. Er hatte einen solchen Verein von Eigenschaften bei einem Mädchen von fünfzehn Jahren nicht erwartet. Seine Familie, sowie der glänzende Kreis der Gäste, die versammelt waren, teilten seine Meinung, und sogar seine Mutter, die schwer zu befriedigen war, schrieb nach Paris an ihre Schwägerin, welche die Heirat zustande gebracht hatte: „Immer von neuem muß ich Ihnen danken. Unser Kind ist reizend, sanft und fügsam, durchaus nicht eigenwillig, freut sich an allem, kurz ist so, wie man es wünschen würde, wenn man sich selbst eine Schwiegertochter zu bilden hätte.“ Auch der Fürstbischof war entzückt von den Verhältnissen, in welchen er seine Nichte zurückließ. Die Liebenswürdigkeit der Familie de Ligne, der feingebildete Geist und die Güte des Prinzen Charles schienen ihm das Glück seiner Nichte zu verbürgen, und er verließ sie voll Zufriedenheit.

Helene lernte nun zum erstenmal das Familienleben kennen, und zwar in der besten Weise, denn unter den de Ligne herrschten gegenseitiges Vertrauen, Liebe und Zärtlichkeit. Unter allen Mitgliedern der Familie zog Helene ihren Schwiegervater und dessen älteste Tochter, Christine, verheiratete Prinzeß Clary, vor, die der Vater selbst sein „Meisterwerk“ nannte, und die in der Tat die Güte, Grazie

und Liebenswürdigkeit selbst war. Sie wäre die beste und liebevollste Führerin für die junge Frau bei ihrem Eintritt in die Welt gewesen, aber dieses Amt ließ sich die Fürstinmutter um keinen Preis nehmen. Die letztere spielte eine große Rolle im Haus, wenn auch nicht ganz im Herzen ihres Mannes, der, obgleich er ihr oft untreu war, sie aber doch mit der größten Achtung und freundlichsten Aufmerksamkeit behandelte und ihre Verdienste anerkannte, da sie die Verwalterin des Vermögens war, das er oft in Gefahr brachte. Ihr Charakter war nicht immer ganz leicht zu ertragen, aber die unverwüstliche Heiterkeit und Liebenswürdigkeit ihres Gatten, die sich auch im häuslichen Leben ganz gleich blieben, machten dieses letztere wahrhaft schön und wohltuend.

Helene genoß ihr neues Leben mit Wonne. Bei den Festen, die ihr zu Ehren veranstaltet wurden, gefiel sie allgemein durch ihre Heiterkeit und Anmut, und ihr Mann, obgleich weltlichen Zerstreuungen wenig geneigt, freute sich ihres Glücks und ließ sie gewähren. Nach einiger Zeit wurde dieses glänzende Leben durch eine Reise der beiden de Ligne nach Rußland unterbrochen; öffentlich der Vermögensverhältnisse Helenens, aber insgeheim wohl politischer Zwecke halber, da die Herren über Wien gingen, wo sie wahrscheinlich vom Kaiser Joseph Aufträge für die Kaiserin Katharina bekamen. Sie reisten über Berlin, wurden von Friedrich II. freundlichst empfangen und brachten vierzehn Tage auf das angenehmste da zu. Die Briefe des älteren Prinzen de Ligne über diesen Aufenthalt sind hochinteressant, und das Bild, das er von dem König entwirft, faßt sich in den Schlußworten zusammen: „Er ist ein alter Zauberer, welcher alles errät und den feinsten Takt besitzt, den man je gesehen hat."

In Petersburg wurden sie ebenso wohlwollend von Katharina aufgenommen. Sie kannte den älteren Ligne schon längst durch Briefe Voltaires und Erzählungen Kaiser Josephs, und sie fand ihn des hohen Lobes würdig,

das man ihm spendete. „Der Prinz de Ligne", schrieb sie, „ist eines der angenehmsten und leichtlebigsten Wesen, die ich je gesehen habe. Es ist ein origineller Kopf, der tief denkt und dabei Torheiten begeht wie ein Kind. Solch eine Gesellschaft würde mir sehr behagen."

Der Prinz war seinerseits entzückt von Katharina „dem Großen", wie er sie nannte, und dank seiner Schilderung haben wir das lebendigste Bild von ihr. „Man sieht," sagte er, „daß sie mehr schön als hübsch gewesen ist; die Majestät ihrer Stirn wird gemildert durch die Augen und durch ein angenehmes Lächeln, aber diese Stirn sagt alles; man liest auf ihr, wie in einem Buch: Genie, Gerechtigkeit, Mut, Tiefe, Sanftmut, Ruhe und Festigkeit."

Schon wenige Tage nach seiner Ankunft gehörte der Prinz zu den Vertrauten Katharinas, und es kostete ihm viel, sich von dem reizenden Aufenthalt bei ihr loszureißen. Es mußte jedoch sein. Die Prinzen begaben sich dann zu dem Fürstbischof nach Wilna und auf dessen herrlichen Landsitz und endlich mit ihm nach Warschau. Nach sechs Monaten kehrten sie von dieser genußreichen Reise zurück. Helene hatte die Zeit nicht so heiter unter der etwas strengen Aufsicht ihrer Schwiegermutter verbracht und war nicht wenig glücklich, als ihr Gemahl und sein Vater zurückkehrten, und als mit ihnen das glänzende Leben in Brüssel und Bel-Oeil wieder anfing. In der Tat kann man sich kaum eine schönere Existenz denken, als wie sie damals Helene in dieser Familie zuteil wurde. Ihr Mann, dessen Geistesrichtung mehr zu ernsten Beschäftigungen neigte, hatte unter anderem eine wahre Leidenschaft für Malerei, und trotz seiner Studien und seines Militärdienstes hatte er Zeit gefunden, eine herrliche Sammlung von Originalzeichnungen alter und neuer Meister zusammenzubringen. Er war ein feiner Kenner, zeichnete selbst gut und fing an, unter der Leitung eines berühmten Meisters in Kupfer zu stechen. Helene fand Geschmack an diesen Beschäftigungen ihres Gatten, half ihm dabei und wurde durch seine Belehrung selbst Kennerin. Ein Teil des

Tages verging so mit geistiger Arbeit; dann kam die Mahlzeit, welche die Familie und stets viele Gäste vereinte, und den Rest des Tages füllten mannigfaltige Vergnügungen aus. Über das ganze Leben aber verbreitete besonders der Geist und die heitere Liebenswürdigkeit des älteren Prinzen ein anmutiges Licht. Brüssel fing an, ein literarisches Zentrum zu werden, und de Ligne empfing die jungen Schriftsteller gern und half ihnen nach Kräften. Er selbst hatte ein nicht unbedeutendes Talent, und hätten ihn nicht die politischen Ereignisse abgezogen, so würde er wahrscheinlich Bemerkenswertes geleistet haben. Auch hatte er eine eigene Druckerei in Bel-Oeil eingerichtet; die dort gedruckten Schriften sind jetzt selten und sehr gesucht.

Helene war sehr glücklich in Bel-Oeil, besonders wenn ihr Schwiegervater daselbst weilte, aber der Aufenthalt in Brüssel war nicht angenehm, und sie erreichte endlich ihren heißesten Wunsch, den Winter in Paris zuzubringen. Dem ernsten Sinn ihres Gemahls war das Leben dort wenig zusagend. Er fürchtete den Vergleich mit der Eleganz und dem leichten, geistreichen Wesen der brillanten Kavaliere zu Versailles. Helene dagegen war selig, sich in Paris einzurichten, wo sie fast alle ihre Jugendfreundinnen wiederfand und bald ein glänzender Stern der vornehmen Welt wurde. Sie träumte nur von Vergnügungen und Toiletten, und die Neigung zur Koketterie fing rasch an, sich in ihr zu entwickeln. Sie sah ihren Mann kaum, der stets ernst beschäftigt war, sie selten begleitete und mit seiner innerlichen, etwas deutschen Geistesrichtung einen völligen Gegensatz zu der leichten, witzigen, oberflächlichen Art der Hofleute bildete. Helene erkannte in ihrer jugendlichen Verblendung den Wert ihres Gatten nicht genug und sie fing an, ihn langweilig zu finden. Er hatte sie ohne Liebe geheiratet, aber sehr bald eine zärtliche Neigung für sie gefaßt; in Bel-Oeil hatte er ihr volle Freiheit gelassen, sich zu unterhalten, obgleich er auch suchte, sie für eine ernstere Richtung empfänglich zu machen. Dies war ihm beinahe gelungen, als der

Pariser Aufenthalt wieder alles zerstörte. Ein seit langem erwünschtes Ereignis vereinigte jedoch für einige Zeit die beiden Gatten wieder. Helene gab einer Tochter das Leben (1786), die Sidonie genannt wurde. Der Prinz Charles war sehr glücklich und vermochte seine Frau um so leichter, nicht nach Paris, sondern nach Bel-Oeil zu gehen, da auch sein Vater Paris verlassen hatte, um einer Einladung der Kaiserin Katharina nach Rußland zu folgen.

Die Harmonie und der Frieden, die in Bel-Oeil herrschten, wurden plötzlich unterbrochen durch eine Insurrektion, die im Sommer 1787 in Flandern ausbrach. Joseph II. hatte nach dem Tod seiner Mutter angefangen, daselbst Reformen, sowohl auf kirchlichem, wie auf politischem Gebiet einzuführen. Das bis zum Aberglauben religiöse Volk sah mit Mißvergnügen die Abschaffung vieler allerdings äußerlicher Zeremonien, Prozessionen und Wallfahrten, die aber einmal in die nationalen Gewohnheiten eingedrungen waren. Die Bischöfe widersetzten sich offen der Toleranz gegen die Protestanten; die bürgerliche Gesellschaft war empört über den Umsturz der gerichtlichen Organisation, durch welchen die Niederlande in eine österreichische Provinz verwandelt wurden; kurz, Kaiser Joseph hatte sich alle Klassen der Gesellschaft verfeindet, und die Revolution war nahe daran, auszubrechen. Die Familie de Ligne, über die Aufregung in Belgien erschrocken, beeilte sich, dem Prinzen Charles nach Wien zu folgen, wohin er von seinen militärischen Vorgesetzten gerufen war, da man im geheimen die Armee zum Feldzug gegen die Türken für das Frühjahr vorbereitete. Helene war nur einmal kurze Zeit in Wien gewesen, und es hatte ihr dort nicht sehr gefallen. Sie wäre lieber für den Winter nach Paris zurückgekehrt, wagte aber nicht, ihren Gemahl darum zu bitten, da ihn der Dienst in Wien zurückhielt. Der Hof Josephs II. war sehr einfach für die damals größte europäische Macht, und Maria Theresia und ihr Gemahl hatten eine große Gemütlichkeit und Ungeniertheit der Sitten eingeführt, welche Marie An-

toinette, von früh auf daran gewöhnt, mit nach Frankreich brachte, und die dort so streng beurteilt wurde.

Diesen Hof umgaben jedoch, trotz seiner Einfachheit, eine Menge der vornehmsten Personen, Fürsten, Prinzen und große Herren, die durch ihren Rang und Reichtum beinah ihrem Oberherrn gleich standen. Bei besonderen Gelegenheiten wußte dann aber auch der Kaiser dem Hofe einen wahrhaft kaiserlichen Glanz zu geben, zu dem diese Herren, besonders die ungarischen Magnaten, in ihrer kostbaren Kleidung, nicht wenig beitrugen. Außerdem war die Gesellschaft reich an schönen, liebenswürdigen, ausgezeichneten Frauen, und Joseph liebte den Umgang mit ihnen, ohne daß je eine Liebesintrige in seinem vertrauten Zirkel entstehen durfte. Ganz besonders war es der Salon der Prinzeß Kinsky, der jeden Donnerstag die ausgesuchteste Gesellschaft vereinte, in die auch Helene, durch besondere Gunst, aufgenommen wurde. Joseph fehlte nie bei diesen Abenden, und man behandelte ihn hier, von seiten der Damen, mit der größten Freiheit. Aber auch außerhalb dieses Kreises gab es die glänzendsten Vereinigungen in Menge, und die Bälle gaben Helene Gelegenheit, sich als elegante Tänzerin zu zeigen. Auch in der Musik leistete man in Wien das Vorzüglichste, und Mozart führte gerade damals seinen Don Juan zuerst auf. Trotzalledem gefiel es Helene nicht in Wien, denn sie war zu sehr Pariserin in allen ihren Neigungen. Ihr Mann hingegen, der von Kindheit auf die ersten Familien des Hofes intim kannte, fühlte sich unendlich viel wohler hier als in Paris. Er war mit all den jungen Frauen, Freundinnen seiner Schwestern, auf dem freundschaftlichsten Fuß, und ganz besonders in brüderlicher Vertraulichkeit mit der Gräfin Kinsky, Schwiegertochter der bereits genannten Prinzeß. Es war schwer, eine reizendere, liebenswürdigere, vortrefflichere Frau zu finden, als die Genannte, und ihre eigentümliche Geschichte erhöhte noch den Zauber ihrer Persönlichkeit. Ihre Heirat mit dem Grafen Kinsky war nämlich von den beiderseitigen Eltern geschlossen worden, ohne

die jungen Leute nur einmal zu fragen. Der Graf kam nur gerade zur Vollziehung der Trauung aus seiner Garnison in Ungarn. Nach derselben führte er seine junge Frau in ihre Wohnung, küßte ihr die Hand und sagte: „Wir haben unseren Eltern gehorcht; ich verlasse Sie mit Bedauern, aber ich muß Ihnen bekennen, daß ich seit langem einer Frau verbunden bin, ohne die ich nicht leben kann, und daß ich zu ihr zurückkehre.“ Eine Kutsche wartete an der Tür, der Graf stieg hinein und kam nie mehr wieder. Die Gräfin Kinsky war also weder ledig, noch Frau, noch Witwe, und diese sonderbare Lage war um so gefährlicher, je größer die Vorzüge der jungen Frau waren. Auch glich die zärtliche Freundschaft, die der Prinz Charles für sie fühlte, sehr der Liebe. Helene, mit dem feinen Instinkt der Frau, erriet sehr bald, daß ein geheimes inniges Band ihren Mann mit der reizenden Gräfin verknüpfte, aber sie konnte ihn nicht anklagen, da von beiden Seiten der größte Anstand beobachtet wurde. Zwischen ihr und ihrem Mann war nach der kurzen Annäherung durch die Geburt der kleinen Sidonie wieder völlige Gleichgültigkeit eingetreten. Der Prinz hatte die beinah verächtliche Ironie nicht vergessen, mit der ihn seine Frau in Paris behandelt hatte, und es tat ihm wohl, ihr zu zeigen, daß man ihn in Wien hochschätzte. Sie hatten sich ja auch nicht aus Liebe geheiratet, und die Neigung, die sich im Zusammenleben entwickelt hatte, war wohl nicht stark genug gewesen, einem mächtigeren Gefühl zu widerstehen.

So verging der Winter. Die Revolution in Flandern machte die Rückkehr nach Bel-Oeil unmöglich. Der Prinz Charles hatte Wien verlassen, um sich zu seinem Armeekorps zu begeben. Sobald er fort war, bat ihn Helene schriftlich um Erlaubnis, zu ihrem Onkel nach Warschau, wo der Reichstag versammelt war, gehen zu können. Es wurde ihr gleich gewährt mit der Bedingung, Sidonie bei der Großmutter zurückzulassen, und sie reiste gleich darauf im September 1788 ab.

Inzwischen befand sich der ältere de Ligne wieder in

Rußland, hatte die feenhafte Reise der Kaiserin nach der Krim mitgemacht und war sogar in die russische Armee als General eingetreten, nachdem Katharina 1787 der Pforte den Krieg erklärt und mit Joseph II. ein Bündnis abgeschlossen hatte. Während er aber im Lager Suwórows dessen Untätigkeit gezwungen teilte und seinen Unmut auf Stückchen Papier, die uns aufbewahrt worden sind, niederschrieb, zeichnete sich sein Sohn in der österreichischen Armee so aus, daß der Kaiser, der selbst kommandierte, ihn zum Oberst ernannte, ihm den Maria-Theresia-Orden verlieh und dem Vater eigenhändig über die glänzende Waffentat des Sohnes einen Brief schrieb. Die Freude und Rührung des Vaters waren unbeschreiblich; er schrieb einem Freund: „O mein Freund, laß mich einen Augenblick weinen und dann lies", indem er ihm den Brief des Kaisers schickte. Der Brief, den er seinem Sohn darauf schrieb, ist voll von begeisterter Liebe und Bewunderung, und es ist wahrhaft rührend, wie er sich neben dem Sohn in den Schatten stellt. So sagt er u. a. „Der Vater und der zärtlichste Freund meines Charles sind tief gerührt gewesen über die Ehre, die Du dir angetan hast, und die alles übertrifft, was ich je in meinem Leben getan habe. Aber der General de Ligne hat verteufelt schwer dabei gelitten."

Helene war in Warschau angelangt, wo der Ruf ihrer Schönheit, ihrer Grazie und ihres Geistes, der ihr vorangegangen war, ihr den günstigsten Empfang bereitete. Der Hof des Königs Stanislaus August war einer der glänzendsten der damaligen Zeit; es herrschte daselbst der feinste Ton der französischen Gesellschaft, zusammen mit einem orientalischen Anstrich, und er war berühmt durch seine Vergnügungen, seine Liebesintrigen und die große Anzahl schöner Frauen, deren unwiderstehliche Grazie, als den Polinnen überhaupt eigen, bekannt war. Helene entzückte ihre Landsleute durch ihre Eleganz, ihre Talente, ihren Geist und die Freude, die sie zeigte, in ihrem Vaterland zu sein. Ihr verödeter Palast, den sie rasch zu einem der elegantesten in

Warschau umwandelte, wurde ein Zentrum der vornehmen Gesellschaft. Sie gab sich ohne Rückhalt dem Reiz der geselligen Freuden hin, die ihr geboten wurden, und verbrachte den ganzen Winter in Polen, ohne an die Rückkehr zu den Ihrigen zu denken. Die Familie de Ligne, mit Recht über diese lange Abwesenheit beleidigt, beobachtete ein stolzes Schweigen.

Aber mitten in dem Freudenrausch, in dem sie als wahre Kokette keinen ihrer vielen Anbeter ausgezeichnet und nur die Huldigungen aller entgegen genommen hatte, trat eine Begegnung ein, die Helenens ganzes Leben umgestalten sollte. Unter den polnischen Großen, die verpflichtet waren, während des Reichstags in Warschau zu verweilen, erschien der Graf Vincent Potocki, einer der ersten polnischen Familien angehörig, Besitzer großartiger Güter und prächtiger Schlösser und einer der ausgezeichnetsten, unwiderstehlichsten Männer des Hofes. Er war, von seiner ersten Frau nach kurzer Ehe geschieden, zum zweitenmal vermählt, und seine Frau hatte ihm eben den zweiten Sohn geboren, als er nach Warschau mußte und sie, ihrer Gesundheit wegen, auf dem Lande zurückließ. Er lernte Helene kennen und wurde bald ein eifriges Mitglied ihres kleinen Hofes. Bald wurde es bemerkbar, daß Helene ihn vor allen andern auszeichnete; ihre Gewohnheiten veränderten sich, sie kam nur noch in die Kirche, wo sie den Grafen zu finden wußte, sonst ging sie fast nicht mehr aus, da es ihr schien, als tadle er ihr allzu weltliches Leben; die glänzenden Feste, die Kavalkaden, wo sie, umringt von eleganten Kavalieren, sich mit Leidenschaft den Vergnügungen des Reitens hingegeben hatte, wurden aufgegeben. Die Liebe zog zum erstenmal mit siegender Gewalt in ihr Herz ein, und in den Briefen an ihre Freundinnen verriet sie, ohne es zu wollen, ihr Geheimnis. Der Graf war anfangs sehr zurückhaltend, fast kalt, nach und nach aber wurde die Annäherung größer, und es kam endlich zu einer Aussprache, bei der Helene allerdings die Hingebendste war, während er vollkommen Herr der Situation

blieb. Doch nahm von da an ihre Intimität in der Weise zu, daß er absolut über ihr Sein und Tun herrschte, und daß sie ohne Zögern jedes Opfer brachte, das er verlangte. Plötzlich jedoch wurde der Verkehr durch die Ankunft der Gräfin Vincent unterbrochen, die, wieder hergestellt, die Ukraine verlassen hatte, um ihren Gemahl aufzusuchen. Trotz aller Vorsicht des Grafen entdeckte sie sehr bald, wie die Sachen standen. Sie vergötterte ihren Mann und weigerte sich entschieden, Helene zu empfangen. Diese, tödlich dadurch verletzt, forderte vom Grafen, daß er seine Frau zwinge, sie zu sehen und gab sich bei dieser Unterredung ganz der Leidenschaftlichkeit ihres Charakters hin. Der Graf suchte vergebens, sie zu beruhigen, wurde endlich auch heftig und verließ sie im Zorn.

Außer sich über die Art, wie er sie verlassen, schrieb Helene ihm einen rührenden Brief, worin sie ihm sagte, daß ihr nun nichts mehr zum Trost bliebe, nachdem sie ihm alles, sogar die Briefe ihres Mannes, geopfert, aber sie versicherte ihm, daß, auch wenn er sie verließe, er ihre einzige Liebe bleiben werde. Der Brief kam ungeöffnet zurück; von der Hand der Gräfin war darauf geschrieben, der Graf sei nach seinem Gut abgereist. Helene war in Verzweiflung; sie sah voraus, daß die Gräfin ihm folgen werde, und daß dann alles für sie aus sei. Einer verzweifelten Eingebung folgend, saß sie nach einer halben Stunde, mit nur einer ihrer Frauen, in einer Postkutsche und kam nach einer rastlos durchgejagten Reise, kurz nach dem Grafen, in Niemirow in der Ukraine an. Er hatte Warschau verlassen, um einer unerträglichen Lage zu entgehen. Die unerwartete Ankunft Helenens, ihre Schönheit, ihre Liebe, ihr Schmerz, der verzweifelte Schritt, durch den sie ihren Ruf auf das Spiel gesetzt hatte, alles erschütterte ihn und sicherte Helene den Sieg über die arme Gräfin. Sie kamen überein, jeder von seiner Seite, die Scheidung zu verlangen. Den folgenden Morgen gingen drei Briefe ab, einer an die Gräfin, einer an die de Ligne, und einer an den Fürstbischof von

Wilna. Die Gräfin weigerte sich entschieden, auf die Scheidung einzugehen und schrieb einen rührenden Brief, der aber ohne Wirkung blieb.

Für die de Ligne hatte sich inzwischen vieles Wichtige zugetragen. Die Revolution in Flandern hatte größere Proportionen angenommen, und die furchtbare Aufregung, die Joseph II., der nicht früh genug Maßregeln dagegen ergriffen hatte, darüber empfand, machte ihn so mißtrauisch gegen alle, die aus Flandern kamen, daß er sogar den ältern de Ligne beargwöhnte, teilgenommen zu haben und ihm einen harten Brief schrieb. Bald jedoch kam er von dem Verdacht zurück und berief de Ligne von der Belagerung von Belgrad, wo sich dieser befand, zurück nach Wien. Den 2. Dezember 1789 erklärten die Niederlande den Kaiser Joseph seiner Herrschaft über sie für verlustig, und zwei Monate darauf starb Joseph an einer chronischen Krankheit, die durch die Aufregung und den Zorn verschlimmert worden war. De Ligne war sehr schmerzvoll ergriffen durch diesen Tod und schrieb der Kaiserin Katharina: „Er ist nicht mehr, Madame, er ist nicht mehr, der Fürst, der den Menschen ehrte, der Mensch, der noch mehr den Fürsten ehrte. Er sagte mir wenige Tage vor seinem Tod, als ich von der ungarischen Armee, die ich nach Schlesien geführt hatte, zurückkam: „Ich habe Sie gestern nicht sehen können, Ihr Land hat mich getötet — Gent, genommen, ist meine Agonie gewesen, Brüssel, verlassen, mein Tod. Welche Kränkung für mich (er wiederholte mehrere Mal dies Wort). Ich sterbe daran; man müßte von Holz sein, wär es nicht so. Ich danke Ihnen für alles, was Sie für mich getan haben. Ich danke Ihnen für Ihre Treue. Gehen Sie in die Niederlande, machen Sie, daß diese zu ihrem Herrn zurückkehren, und wenn Sie es nicht können, bleiben Sie dort; opfern Sie Ihre Interessen mir nicht; Sie haben Kinder."

Der Nachfolger Josephs, Leopold II., benahm sich kalt und undankbar gegen den Prinzen de Ligne, wie gegen alle, die sein Vorgänger bevorzugt hatte. Überhaupt befolgte

er eine ganz andere Politik und schloß im Juli 1790 einen Vertrag mit Preußen, wonach dieses den Frieden mit der Pforte, auf der Basis des status quo vor dem Kriege, vermitteln sollte. Der Prinz Charles, der eine lange Untätigkeit voraussah, erhielt die erbetene Erlaubnis, in russische Dienste zu treten, und verließ Wien, seinen Vater in Ungnade bei Hof und voller Schmerz über ihre Trennung zurücklassend. Bei der berühmten Belagerung von Ismailoff zeichnete er sich wieder durch seine Kühnheit und Tapferkeit aus und war der erste, der mit seiner Schar in die Stadt eindrang. Inmitten der Plünderung, des Feuers und der furchtbaren Ermordung der Türken, sah er unter dem Tor eines schönen Hauses einen reich gekleideten Knaben von drei oder vier Jahren, ganz allein, der verzweifelt schrie und weinte. Der Prinz hob ihn in seinen Armen auf, und das Kind klammerte sich an ihn und verbarg das Gesicht an seiner Brust, um die Greuelszenen nicht zu sehen, die sie umgaben. Prinz Charles, gerührt, übergab den Knaben sicherer Obhut, ließ ihn durch gefangene Türken befragen, erfuhr, daß seine Mutter und die Wärterinnen ermordet waren und beschloß, ihn zu adoptieren und nach Wien mitzunehmen.

Die Kaiserin Katharina überhäufte den Prinzen Charles mit Ehren wegen seiner bewiesenen Tapferkeit, und sein Vater vergaß die ihm von Leopold II. widerfahrene Unbill über dem Glück, das er bei den Erfolgen seines geliebten Sohnes empfand. Als Katharina aber Friedensverhandlungen mit den Türken anfing, nahm der Prinz Charles seinen Abschied und kehrte nach Wien zurück, worüber sein Vater selig war. Inzwischen war die Revolution in Flandern glücklich beendet, und die Prinzeß de Ligne eilte nach Bel-Oeil, um dort die Verwüstungen der Revolution wieder gutzumachen. Gerade um diese Zeit kam der Brief Helenens, worin sie die Scheidung forderte. Gerüchte über ihren Aufenthalt in der Ukraine waren nach Wien gedrungen, und die de Ligne, natürlich schwer beleidigt, schlugen es rundweg ab, auf die Scheidung einzu-

gehen. Der Graf Potocki reiste nach Paris, um mit der Familie de Ligne durch einen Bevollmächtigten zu unterhandeln, hatte aber keinen Erfolg und fand bei seiner Rückkehr Helene sehr trostlos, auch für den Augenblick in pekuniärer Bedrängnis, da ihr Onkel, der Scheidung abgeneigt, ihr nichts zukommen ließ und sie zu stolz war, vom Grafen etwas anzunehmen. Aber selbst die Armut und alle anderen Opfer erschreckten sie nicht, wenn sie nur der Liebe des Grafen gewiß blieb; sie kannte nur ein Unglück: daß er sie verlassen würde. Sie hatte gar nicht an der Bereitwilligkeit der de Ligne, in die Scheidung zu willigen, gezweifelt. Nun türmten sich aber die Schwierigkeiten um sie her auf, und selbst ihr sonst so nachsichtiger Onkel versprach ihr nur Vergebung und Vergessen des Vorgefallenen, wenn sie ihrer „tollen Leidenschaft für den Grafen" entsagen würde.

Aber das Schicksal kam ihr unerwartet zu Hilfe. Der Prinz Charles, der in den Reihen der österreichischen Armee mit den Verbündeten gegen die Soldaten der französischen Republik kämpfte, wurde bei einem kühnen Angriff von einer Kugel getroffen und getötet. Sein Tod erregte allgemeine Trauer, denn er war überall, seiner edlen Eigenschaften wegen, verehrt und geliebt. Geradezu vernichtend aber war die Nachricht für seinen Vater, dem mit dem geliebten Sohn jede Freude am Leben schwand, und der sich nie mehr von diesem Schlag erholte. Der Prinz Charles schien ein Vorgefühl seines Todes gehabt zu haben, denn man fand ein genau ausgearbeitetes Testament, in dem er mit rührender Treue aller, die ihm nahe gestanden hatten, gedachte, die Frau ausgenommen, die ihn verlassen hatte. Aus diesem Testament konnte man, obgleich es mit der größten Zartheit angedeutet war, doch mit Bestimmtheit schließen, daß die Dame, der sein Herz gehört hatte, die Gräfin Kinsky gewesen war.

Helene lebte indes in tiefer Einsamkeit und Trauer in der Ukraine, auf einem der Güter des Grafen. Sie wußte,

daß man sie allgemein für dessen Mätresse hielt, obgleich sie das nie gewesen war, und dieser Gedanke fügte zu ihrer übrigen Traurigkeit neue Pein. Da kam die Nachricht von dem Tode ihres Gemahls, und sie, ohne dem glorreich Gestorbenen nur einen Augenblick des Mitleids zu weihen, gab sich ganz dem Gefühl der Befreiung und dem Egoismus ihrer Liebe hin. Es schien auch, als ob der Tod es wirklich übernommen hätte, ihr den Weg zu ebnen, denn zur selben Zeit starben der zweite Sohn des Grafen und Helenens einziger Bruder, der ihr ein kolossales Erbe hinterließ. Der Graf Potocki zeigte seiner Frau den Tod ihres Kindes und den des Prinzen Charles an und versprach, ihr den ältesten Sohn zu geben, wenn sie in die Scheidung willigen würde. Der Widerstand der armen Frau war gebrochen; sie gab ihre Einwilligung; auch der Fürstbischof von Wilna machte keine Einwendung mehr, und so wurde drei Monate nach dem Tode des Prinzen Charles die Trauung mit dem Grafen Potocki in aller Stille vollzogen. Nach längerem Aufenthalt in Litauen auf den Gütern Helenens kehrten die Gatten in die Ukraine zurück, und Helene zog triumphierend in das Schloß ein, das sie einst in Verzweiflung betreten hatte. Die Leiden der Vergangenheit waren vergessen, und sie schrieb ihrem Gatten, als er auf wenige Tage abwesend war: „Morgen sehe ich Dich wieder und sehe Dich wieder als denselben, der Du warst, denn ich will nicht, daß Du Dich je in der geringsten Sache änderst; Tugenden, Talente, Geist, Fehler, Launen — alles ist mir teuer. Wenn Du noch vollkommner wärst, so wärst Du nicht mehr der Vincent, um den ich alle möglichen Torheiten hätte begehen können, wenn der gütige Himmel nicht erlaubt hätte, daß alles in Weisheit ende."

Eine so große, allmächtige Liebe kann vielleicht wieder unsere Nachsicht in Anspruch nehmen, nachdem Helene unsere Sympathie durch ihr Benehmen gegen ihren edlen Mann und durch die Trennung von ihm und ihrem Kind verscherzt hat. Aber wir dürfen sie überhaupt nicht zu streng richten, sondern

müssen vielmehr an ihrem Beispiel die Sitten der Zeit verurteilen, die unerfahrene Kinder von vierzehn, fünfzehn Jahren einen Ehebund zu schließen zwangen mit einem Manne, den sie nicht kannten, den sie kaum gesehen hatten, und dem sie beinah unausbleiblich untreu wurden, sobald die wahre Liebe, durch irgendeine Begegnung, in ihr Herz einzog. Für Helene spricht außerdem der Umstand, daß ihr keine liebevoll ratende Mutter zur Seite stand und daß ihr die, welche sie hätte ersetzen können, Madame de Rochechouart, zu früh entrissen wurde. Doch gehört sie gewiß zu den anmutigsten der an reizenden Frauen so reichen Zeit, wie es, was ihre äußere Erscheinung betrifft, das besagte Porträt bestätigt. Es war kein Wunder, daß solche Frauen durch ihre Schönheit, ihre Grazie, ihre Eleganz und ihren Geist die damalige Gesellschaft beherrschten, so daß man die Zeit vor der französischen Revolution in gewisser Beziehung die Zeit der Frauenherrschaft nennen kann. Aber was bei der Ausübung dieser Herrschaft fehlte, das war der sittliche Ernst, der mit den wichtigsten Verhältnissen des Lebens nicht frivol umgeht, sondern Pflichten anerkennt, deren heiligem Recht auch die Gewalt der Leidenschaft erliegen muß. — —

Indem ich noch von einer anderen Frauengestalt vom Schluß des 18. Jahrhunderts reden will, kann ich nicht umhin, zunächst jene Örtlichkeit etwas eingehend zu berühren, die so wesentlich in die Geschichte jener Zeit gehört und gleichsam den Hintergrund zu den individuellen Schicksalen bildet. Diese Örtlichkeit ist Versailles.

Versailles ist der vollkommenste Ausdruck der absoluten Monarchie, den wohl irgendein Ort in der zivilisierten Welt als Charakter an sich trägt, und sonderbarerweise ist gerade er von der Revolution verschont worden. Die Stadt Versailles hat kein Zentrum wie andere Städte, sie hat eine Demarkationslinie, von der die übrigen Stadtteile ausgehen, und diese Linie wird von dem stolzen Königsschloß mit seinen Parks und Gärten gebildet. Da wurde der Gedanke: „l'état c'est moi“ gleichsam personifiziert, und in stolzer

Breite, in verschwenderischen Dimensionen, schaut die Wohnung der Alleinherrscher auf die Schneckenhäuser, die sich zu ihren Füßen angebaut haben. Schon trennt uns ein Abgrund von jener Zeit, ein Abgrund, in dem ein Blutstrom strömt und Leichen zu Haufen schwimmen, die, wenn es einen jüngsten Tag gibt, aufstehen und gräßlich zeugen werden gegen jene frivole Welt des Absolutismus, der hier das Maß so vollhäufte, daß der Tag des Zorns endlich hereinbrach und die unschuldigen Häupter als Sühnopfer für die Schuldigen fällte. Das ist es, was den Besuch von Versailles so ergreifend macht, der Gedanke an die ungeheuerlichen Geschicke, welche die Mauern dieses Schlosses, diese stolzen Prachtsäle, sahen, an den frechsten Übermut des Daseins und das furchtbarste Gericht, das die Weltgeschichte aufzuweisen hat. Es trennt uns, wie gesagt, ein Abgrund von jener Zeit, und doch ist sie uns noch nahe genug, um sie uns zu vergegenwärtigen, wenn wir den Schauplatz so vieler Ereignisse durchwandeln. Ist da nicht das Zimmer, in dem der, welcher sich selbst als Halbgott träumte, dem Schicksal aller Sterblichen verfiel, und in dem die Uhr von dem Augenblick an still stand, als sei die Weltordnung aufgehoben, da dieser einzige Sterbliche nicht unsterblich war? Und ist da nicht das andere Zimmer, in dem sich eine kleine Tapetentür befindet, durch welche die unglücklichste der Königinnen sich vor der Wut des Volkes rettete, das sie zum erstenmal in seiner wahren Gestalt sah, nachdem sie in den Chalets von Trianon in heiterer Illusion selbst Volk gespielt hatte? Kann man sich der Ergriffenheit erwehren, wenn man durch die endlosen Prachtsäle des jetzt öde stehenden Schlosses wandelt und den ungeheuren Kontrasten der Geschicke, die sich hier vollzogen haben, nachdenkt? Und wenn man schließlich in den glänzenden Spiegelsaal gelangt, wo, als ein Akt tödlich ernster Ironie des Schicksals, in noch nicht langer Vergangenheit, deutsche Fürsten und deutsche Waffen das Deutsche Reich herstellten und die Kaiserkrone auf ein ehrwürdiges Heldenhaupt setzten? Gewiß, es gibt wenig Orte, die dem Historiker und dem Philosophen solchen

Stoff zum Nachdenken geben, und die unerschöpflich reiche Porträtgalerie liefert dazu den anziehendsten Kommentar von Physiognomien. Weniger interessant sind die Galerien, in denen der Bürgerkönig Louis Philipp seiner prosaischen Regierung ein Denkmal setzte durch die Schlachtenbilder aus den Algerischen Feldzügen, obwohl einige derselben von Delacroix und Horace Vernet schön gemalt und geistreich komponiert sind. Aber der Zweck dieser Bilder ist durchaus verfehlt, denn unwillkürlich wendet sich alle Sympathie auf die Seite der Araber, denen man eine Zivilisation aufdrängt, nach der sie sich nicht sehnten, denen man wegnimmt, was ihnen gehörte, deren phantasievolle Architektur man zerstört, und deren Herzen man bis auf den heutigen Tag nicht zu gewinnen gewußt hat.

Versailles ist jetzt, da es auch seine Rolle dem deutsch-französischen Kriege und dann der Kommune gegenüber ausgespielt hat, zu einem stillen, friedlichen Asyl geworden, in welches sich Rentiers, die vom Genuß ausruhen wollen, arbeitende Menschen, denen in der fieberhaften Unruhe des Pariser Lebens die Fähigkeit des gesunden Denkens vergeht, vernünftige Familien, die ihre Kinder in reiner Luft und fern von den sinnverwirrenden bunten Eindrücken der Großstadt erziehen wollen — flüchten.

Und sie tun wohl daran, denn alle Vorteile des Pariser Lebens sind ihnen unverwehrt, da die Eisenbahn, auf beiden Seiten der Seine, sie in weniger als einer Stunde je nach Wunsch in die eine oder andere Hälfte der Riesenstadt trägt und ihnen bis in die Nacht hinein den Genuß von Theatern, Konzerten und Gesellschaften gestattet. Dagegen genießen sie in einer sehr angenehmen, reinlichen, luftigen Stadt alle Vorteile des Landlebens. Die meisten Häuser stehen einzeln, von mehr oder minder großen Gärten umgeben; es sind unter ihnen prächtige, geschmackvolle Villen mit herrlichen Parks. Aber auch da, wo die Häuser, Straßen bildend, dicht nebeneinander stehen, werden sie durch breite Alleen von der gegenüberliegenden Reihe getrennt, und diese prächtigen

Avenüen gehören mit zu dem vornehmen, fürstlichen Charakter des Orts, der vom Schloß ausgeht. Außer diesen unabsehbaren langen Alleen, die schon allein die angenehmsten Spaziergänge bieten, da sie stets von frischer Luft durchweht sind, besitzt Versailles aber auch eine solche Fülle von Spaziergängen, wie sie wenige Orte aufzuweisen haben, vereint mit dem Vorzug, daß man nicht erst nötig hat, ein endloses Gewirr von übelriechenden Straßen zu durchschreiten, sich durch einen Höllenlärm von rasselnden Wagen, schreienden Menschen u. dgl. das Gehirn ermüden zu lassen, sondern daß man nach allen Seiten hin schnell und leicht in die schönste freie Natur hinausgelangt.

Zunächst ist da der Garten des Schlosses, der mit seinen großartigen Anlagen, seinen Wasserkünsten, seinen Bassins und Baumgruppen, trotz der etwas steifen Gartenkunst le Notres, gerade wie das Schloß, durch die Größe und Verachtung aller Raumbeschränkung imponiert, wogegen der mit darin eingeschlossene englische Park von Trianon durch die unvergleichliche Schönheit der Bäume verschiedenster Art wahrhaft entzückt. Unter ihnen bemerkt man, nahe bei einem der Chalets von Marie Antoinette, eine Pappel, die diese unglückliche Königin selbst gepflanzt hat, die aber von einem heftigen Sturm der Krone beraubt und zersplittert worden ist; ein sonderbar zufälliges Bild für jene hart geprüfte Frau, der auch ein Sturm die Krone vom Haupte riß.

Außer diesen weitläufigen, stundenumfassenden Parks gelangt man aber auch von allen Seiten rasch in die umgebenden Wälder, wo man auf bequemen Wegen, in wirklicher Waldesfrische sich ergehen und ausruhen kann und oft durch einen Fernblick auf dunkle Waldgründe und duftig blaue Höhenzüge überrascht wird. Dieser herrlichen Waldumgebung verdankt Versailles seine gesunde, reine Luft, die es zu einer wahren Oasis neben dem von dem Atem dreier Millionen Menschen verpesteten Paris macht. Zu verwundern ist es, daß dieser so viele Vorzüge vereinigende Ort nicht mehr von solchen Ausländern aufgesucht

wird, die, wie besonders die Engländer, einen gesunden, nicht zu kostspieligen Aufenthalt in der Fremde suchen, wo noch dazu, wie hier, der Vergnügungssucht durch die Nähe von Paris jeder Vorschub geleistet wird. Doch gehört auch dies zu den Vorzügen von Versailles, daß man keine müßigen Gaffer mit Baedekers oder Murrays in der Hand herumlaufen und eine frivole Neugierde in frivoler Weise befriedigen sieht. Dagegen haben sich manche bedeutende Menschen hierher entweder zu bleibendem Aufenthalt zurückgezogen oder kommen zeitweise zu kurzer Ruhe und Erfrischung hierher; zu diesen gehört Monsieur Bardoux, der Verfasser eines Buches, das zu den Ereignissen, die einst auch Versailles erschütterten, in direkter Beziehung steht. Es trägt den Titel: „Pauline de Beaumont" und enthält das Leben dieser liebenswürdigen, geistvollen, unglücklichen Frau, die der jetzigen Generation kaum bekannt sein dürfte, da sie eine von den Unzähligen war, über die der Wirbelwind der Revolution hinbrauste, sie bis auf die Erinnerung verwehend, wie der Frühlingssturm, der die Blüten zu Tausenden vom Baume reißt und zerstreut — hätte nicht die Neigung eines genialen Mannes, René de Chateaubriand, ihr in seinen mémoires d'outre tombe ein Denkmal gesetzt, das ihr Andenken noch fester erhalten wird, als das marmorne Denkmal, das er in Rom ihren irdischen Überresten setzen ließ.

Pauline de Beaumont stammte aus einer der ältesten aristokratischen Familien Frankreichs, die in der Auvergne ihren Stammsitz hatte. Sie war die Tochter des Grafen Armand Marc von Montmorin Saint Hérem, der unter Ludwig XVI. im Ministerium Neckers Minister der auswärtigen Angelegenheiten war. Unter den Vorfahren Paulinens befanden sich bedeutende Männer, großartige Charaktere. François de Montmorin, Gouverneur der Auvergne um 1572, schrieb nach der Bartholomäusnacht an Karl IX. den folgenden Brief, der mit Recht verdient, in der Geschichte aufbewahrt zu werden:

„Sire, ich habe einen Befehl Ew. Majestät erhalten, alle Protestanten in meiner Provinz zu töten. Ich achte Ew. Majestät zu hoch, um nicht zu glauben, daß dieser Brief falsch ist, und im Fall, was Gott verhüten wolle, der Befehl wirklich von Höchstderselben ausgeht, achte ich Sie zu hoch, um zu gehorchen."

Pauline war stolz auf diesen Ahnherrn.

Armand de Montmorin, Paulinens Vater, ward mit Ludwig XVI. erzogen und blieb diesem unglücklichen Monarchen so treu zugetan, daß er mit in dessen Schicksal verflochten wurde. Von vier Kindern, die ihm seine Frau geboren hatte, war Pauline das jüngste. Sie war im Kloster erzogen, wie alle jungen Mädchen vornehmer Familien damals, und als sie dasselbe verließ, wurde sie, auch nach der allgemeinen Sitte, kaum siebzehn Jahre alt, verheiratet, ohne den Mann, den man ihr gab, vorher gekannt zu haben. Äußerlich war es eine glänzende Heirat. Am 27. September 1786 verkündete die „Gazette de France", daß die Majestäten und die königliche Familie den Ehekontrakt zwischen dem Grafen Christophe François de Beaumont und Mademoiselle Pauline de Montmorin unterzeichnet hätten, und am 4. Oktober zeigt dasselbe Blatt an, daß die Gräfin de Beaumont Ihren Majestäten vorgestellt worden sei, ein Akt, der damals beinahe ebenso wichtig wie die Heirat selbst war.

Aber das innere Glück fehlte diesem Bund. Schon nach wenigen Monaten wurde das Zusammenleben unerträglich, und der Graf de Beaumont ging zu seinen Eltern zurück; er kam noch einmal wieder, als Paulinens Vater Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, aber die junge Frau, die ihre geistigen Fähigkeiten inzwischen im Umgang mit bedeutenden Männern entwickelt hatte, ward empört durch die groben Instinkte und den Mangel an Intelligenz ihres Mannes, und dieses Mal war die Trennung endgültig. Beaumont blieb gleichgültig bei all dem Unglück, das über Pauline hereinbrach und trat nicht von

ferne helfend ein, als sie 1794 ganz allein und mittellos in der Welt zurückblieb. Pauline wohnte von dem Augenblick dieser Trennung an im Hause ihres Vaters und war die Seele von dessen Salon, als er Minister wurde und in demselben die ausgezeichnetsten Menschen jener Zeit versammelte. „Es gab niemals in Frankreich," sagt Herr Bardoux, „ausgenommen am Ende der Restauration, eine kräftigere Generation mit einer vollkommneren Erziehung, mit einer reiferen und für große Ereignisse besser vorbereiteten Intelligenz, als die der jungen Leute, die den parlamentarischen Familien, der Armee, der Finanzwelt, dem höheren Bürgerstand angehörten und 1789 kaum dreißig Jahre alt waren." Zu diesen gehörten François de Pange, die zwei Brüder Trudaine, André Chénier u. a., eine ganze Phalanx ausgezeichneter Leute, unter denen besonders François de Pange die größte Sympathie einflößt. Man sagte von ihm, daß er nur solche Dinge sage, die wert seien, aufgeschrieben zu werden, und nur solche Dinge schreibe, die wert seien, getan zu werden. Er war 1787 erst dreiundzwanzig Jahre alt, besaß aber schon, neben der gefühlvollsten, zartesten Seele, ein ausgebreitetes Wissen und ein reifes Urteil. Nahe verwandt mit Paulinen de Beaumont, stimmte er auch in seinen Ansichten und Neigungen mit ihr überein, und er und seine Freunde bildeten den engeren Kreis, in dem sich ihre Intelligenz und ihr Kultus für die Literatur entwickelten. Derselbe erweiterte sich jedoch bedeutend um 1788, als Necker in das Ministerium eintrat, und Pauline sich an Frau von Staël anschloß, die als Gesandtin bereits einen eigenen Salon hielt und infolge ihrer protestantischen Genfer Erziehung „den Rahmen der alten Welt durchbrach". Die Staël war erstaunt über die Intelligenz, den Ernst und die Zuverlässigkeit Paulinens und liebte es, deren feinen Geschmack bei ihren ersten literarischen Schöpfungen zurate zu ziehen. Mehrere Jahre nach Paulinens Tod, in dem geistreichen Zirkel, der sich in Coppet versammelte, sagte Frau von Staël bei

einem Gespräch über die Freundschaft zwischen Frauen: „Ich habe seit meinem Eintritt in die Welt den edelsten Charakter bewundert und geliebt; ich habe keinen großmütigeren, keinen dankbareren, keinen leidenschaftlich gefühlvolleren gekannt. Und dies war eine Frau. Ich hielt an ihr mit allen Wurzeln, ich hätte die Freundin meines Lebens aus ihr gemacht. Ich meine Pauline de Beaumont, die Tochter des unglücklichen Montmorin, des treuen Kollegen meines Vaters."

Ebenso an ihrem Vater hängend, wie Germaine Necker an dem ihrigen, erlebte Pauline die kurze, aber glänzende Zeit seines Ministeriums bei ihm, war oft sein Sekretär, die Vertraute seiner Gedanken und Teilnehmerin der harten Prüfungen, die über ihn hereinbrachen. Je schöner die Illusionen gewesen waren, die noch bis in die Anfänge der Revolution hinein den glänzenden, geistvollen Kreis belebten, der sich im Hotel Montmorin und in Luciennes auf dem Landsitz der Madame Pourrat versammelte, und die den Grafen Montmorin selbst mit fortrissen und einen Verteidiger der Konstitution und der englischen Ideen aus ihm machten — je furchtbarer brach die Wirklichkeit herein. Die Anklagen und Verleumdungen, welche man auf Montmorin häufte, und die grausamen Gemütsbewegungen, die dadurch hervorgerufen wurden, gaben der Gesundheit Paulinens den ersten schweren Stoß. Herr Bardoux entwirft, nach bisher zum Teil unbekannten Dokumenten, ein sehr vorteilhaftes Bild vom Grafen Montmorin, welches ihn von all den Anschuldigungen reinigt, die seine Feinde in die Geschichte zu übertragen gewußt hatten. Sein Wunsch, ein wahrhaft konstitutionelles Königtum herzustellen, war aufrichtig und seine Hoffnung groß, als er sich auf das engste mit Mirabeau verband. Bald aber belehrte ihn der Gang der Ereignisse, daß er sich getäuscht habe, und als Mirabeau am 2. April 1791 starb, schwanden seine letzten konstitutionellen Träume. Von nun an widmete er

all sein Denken und Tun nur noch der Möglichkeit, das Leben des Königs zu retten.

Die Anklagen regneten jetzt aber förmlich auf ihn; man beschuldigte ihn, bei der Flucht nach Varennes behilflich gewesen zu sein, mit der Emigration zu verhandeln und tausend anderer Dinge. Dabei verlor er das Vertrauen des Königs und besonders der Königin, die hinter seinem Rücken, nur von Brüssel und Koblenz Ratschläge annahmen. Er hatte sich vergebens bemüht, sie von der Notwendigkeit einer festen Handlungsweise zu überzeugen. Nichts konnte sie ihrer Verblendung entreißen, und der König nahm endlich die schon so oft geforderte Entlassung Montmorins an. Dieser zog sich zu kurzer Rast auf sein Landgut bei Sens zurück und genoß mit seiner Familie und den nächsten Freunden, Trudaine und Pange, die letzten Stunden häuslichen Glücks. Aber er wurde bald gezwungen, nach Paris zurückzukehren, bemühte sich noch einmal vergebens, den König zu retten, blieb aber dennoch hartnäckig auf seinem Ehrenposten, um Ludwig XVI. nicht zu verlassen, trotzdem die Gefahr sich ihm immer drohender nahte. Endlich kam der 10. August. Durch die Kanonen und die Sturmglocke belehrt, verließen Montmorin, seine Frau und Pauline ihr Hotel zu Fuß und begaben sich zu einer Freundin, und da er sich nicht in Sicherheit glaubte, flüchtete er zu einer anderen Bekannten, die ihn bei ihrer Amme in der Vorstadt St. Antoine versteckte. Aber er konnte seinem Schicksal nicht entgehen, ward aufgefunden und am 21. August 1792 gefangen genommen. Er verteidigte sich vollkommen vor seinen Richtern, aber umsonst. Am 2. September führte man ihn vor das Tribunal, dessen Präsident Maillard war, und das bereits die Offiziere und Soldaten, die sich an dem Tag dem Volk ergeben hatten, hatte ermorden lassen. Diesem Elenden gegenüber erwachte der Aristokrat in Montmorin, und als man ihn ins Gefängnis zurückbringen wollte, sagte er sardonisch und verächtlich zu Maillard: „Herr Präsident, da man Sie so nennt, ich bitte, mir einen Wagen kommen

zu lassen." — „Sie sollen ihn haben," antwortete Maillard und gab ein Zeichen. Ein Untergebener ging hinaus, die Mörder zu benachrichtigen, daß sie ein aristokratisches Opfer ersten Ranges haben würden und kam zurück, um zu sagen, der Wagen sei da. An der Tür fiel Montmorin den Mördern in die Hände, und von tausend Wunden zerfleischt wurde sein Leichnam als Trophäe vor die Tür der Assemblee getragen.

Die Gattin Montmorins und Pauline hatten alles erfahren. Sie verließen Paris mit der älteren verheirateten Schwester Paulinens und deren Bruder Calixte, begaben sich nach Rouen und von da in die Bourgogne zu der ihnen verwandten Familie des Grafen Mégret de Sérilly. Hier verbrachten sie den Winter von 1793 in tiefer Einsamkeit. François de Pange und einige Freunde aus der Nähe kamen nachts, ihnen Bücher und Nachrichten zu bringen. Endlich wurde aber durch einen untreuen Diener die Aufmerksamkeit des von der Konvention eingesetzten Komitees der öffentlichen Sicherheit auf sie gelenkt, und der Befehl kam von Paris, die Familie Mégret und eine andere vornehme Familie der Provinz, die Loménie, gefangen zu nehmen. Als die Diener der Guillotine im Schlosse der Mégret de Sérilly ankamen, um alle Einwohner desselben nach Paris zu führen, erschien auch Pauline de Beaumont und verlangte, mit den Ihrigen fortzugehen. Aber ihre Blässe und Magerkeit waren so groß, daß die Agenten der Konvention sie nur als ein Hindernis ansahen und sie unferne vom Schloß auf der Landstraße zurückließen.

Ihre Mutter, ihre Schwester und ihr Bruder nebst den Loménie wurden in den Prozeß der Prinzeß Elisabeth mit eingeschlossen. Die Anklagen waren der niedrigsten, leichtfertigsten Art, und die gröbsten Irrtümer kamen dabei vor. Die Vicomtesse de la Luzerne, Paulinens Schwester, wurde verurteilt, weil sie mit ihrem Mann, der in England bei der Gesandtschaft war und nicht zurück-

konnte, eifrig korrespondiert habe. Aber man gab sich nicht einmal die Mühe, die Briefe, die in englischer Sprache geschrieben waren, zu übersetzen, um ihren Inhalt zu kennen. Die arme Frau verfiel in ein hitziges Fieber, wurde in ein Hospital gebracht und starb den Abend vor der Hinrichtung der übrigen. Alles ist verabscheuungswürdig und herzzerreißend in diesem Prozeß. Madame de Montmorin und ihr Sohn waren heroisch vor dem Tribunal. Am Abend desselben Tages (21. Floreal) um sechs Uhr wurden die Verurteilten zum Tode geführt. Ein Freund der Montmorin war in der Volksmenge und begleitete den düstern Zug, der aus sechs Karren bestand, zum Platz der Guillotine. Madame de Montmorin und ihr Sohn waren im letzten Karren. Die Mutter, erst 49 Jahre alt, schien 60, ihr Haar war völlig weiß. Sie war aber ruhig und froh, diese Welt zu verlassen. Calixte, erst 22 Jahre alt, stand aufrecht, mit entblößtem Haupt und hielt ein Band in der Hand, welches einer Dame gehört hatte, die seine erste Jugendliebe gewesen war. Als die Karren anhielten, verneigte er sich voll Ehrfurcht vor der Prinzeß Elisabeth und jedesmal, wenn das Messer der Guillotine fiel, rief er: „Es lebe der König!" Nur als das zwanzigste Opfer die Stufen hinaufschritt, wollte der Ruf nicht mehr aus seiner Kehle, es war seine Mutter. Nach ihr wurde er guillotiniert.

Herr Bardoux sagt mit Recht: „Alle Bemerkungen, alle Kommentare würden die Größe dieses Dramas schwächen."

Auf dem Schlosse der Montmorin und der Mégret waren im Namen der Nation die Siegel angelegt. Pauline de Beaumont fand, beinah sterbend, ein Asyl bei einem armen Weinbauern in der Nähe von Villeneuve-sur-Yonne, bloß von einem alten Diener ihres Vaters, Saint Germain und dessen Frau, begleitet. In einer verfallenen Hütte lebte sie von dem Ertrage einiger Schmucksachen, die man in Sens für geringes Geld verkaufte. Im Winter schleppte sie sich aus dem Bett an den Herd. Zwei oder drei

Bücher waren ihre Gesellschaft. Da erfuhr sie nach und nach alle Schläge, die sie getroffen hatten, das Ende der Ihrigen, das ihrer Freunde, der Trudaine, André Chéniers, Malesherbes. Aber aus der Ungeheuerlichkeit ihres Schicksals erwuchs der Armen eine Beziehung, die auf den Rest ihres Lebens eine tröstende und fördernde Wirkung hatte, ja man kann sagen, die sie noch eine Zeitlang dem Leben erhielt. In Villeneuve lebte in großer Zurückgezogenheit ein Mann mit einem ebenso edlen wie zuverlässigen Charakter, mit einer Intelligenz ersten Ranges, der auf seine Freunde den außerordentlichsten Einfluß ausübte und, wie ein geistreicher Mann von ihm sagte, ein Egoist war, der sich nur mit andern beschäftigte. Es war Joubert, der jetzt erst durch die Veröffentlichung seiner Gedanken und Briefe, von seinen Nachkommen herausgegeben, dem Publikum bekannt geworden ist. Seit kurzem verheiratet, obgleich nicht mehr ganz jung, hörte er von den Ereignissen auf dem Schloß der Mégret und von dem Elend und dem Verlassensein der Tochter des Grafen Montmorin. Dieses Schicksal ergriff ihn, und er ging, an die Tür des armen Häuschens zu klopfen, in dem Pauline lebte. Während des harten Winters von 1794 wiederholte er seine Besuche oft, und von der Zeit an übte der Umgang mit dieser zarten, feinen Frau, einem Wesen ganz voll Geist und Grazie, aber so schwach und hinfällig, daß ein Hauch genügend schien, es umzuwehen — einen solchen Einfluß auf ihn aus, daß er sich nicht mehr er selbst schien, als der Tod sie ihm raubte. Ebenso groß war aber auch der Einfluß, den er auf Pauline ausübte; er gab der philosophischen Richtung ihres Geistes Nahrung, gab ihr Bücher des ernstesten Inhalts, wurde ihr eine Stütze, ein Ratgeber und der treueste, leidenschaftlich ergebenste Freund. Pauline entschloß sich, im Winter 1794 auf kurze Zeit nach Paris zu gehen, um die wenigen Freunde zu treffen, welche die Guillotine verschont hatte. Wie furchtbar mußte es sie erschüttern, diesen Ort des Schreckens wiederzusehen, der noch die Spuren des vielen vergossenen, ihr teuer ge-

wesenen Blutes trug. Das Hotel Montmorin war geplündert worden; es war nichts stehen geblieben, als eine Zypresse im Garten, die Pauline gepflanzt hatte, als sie vierzehn Jahre alt war. Sie hatte aber die unendliche Freude, François de Pange und Madame de Sérilly wiederzufinden, die glücklich aus dem Gefängnis befreit worden war und durch die Sympathie, welche die nach Ruhe dürstende Bourgeoisie den Opfern der Konvention entgegenbrachte, wieder in den Besitz ihrer Güter gelangte; sie verheiratete sich darauf mit Pange, mit dem sie längst die tiefste Neigung verband; beide kehrten auf das Schloß Vassy-sur-Yonne zurück und nahmen Pauline mit sich, die dann ihre Bekanntschaft mit Joubert vermittelte.

Es folgte eine Zeit der ruhigen, zärtlichsten Freundschaft, der intimen Gespräche, der gegenseitigen Vervollkommnung dieser auserwählten Seelen, von welcher Zeit Joubert später wie von einem verlorenen Paradiese sprach. Der Tod von François de Pange, dessen seltenem Charakter und Geist Pauline schriftlich das schönste Denkmal setzte, war ein neuer herber Schlag, der sie traf. Er starb im September 1796.

Madame de Staël war infolge der Anerkennung der Republik von seiten Schwedens nach Paris zurückgekehrt, und Pauline war glücklich, sie wiederzusehen, als die Ordnung ihrer Vermögensverhältnisse sie nach Paris rief. Später trat eine kleine Entfremdung zwischen ihnen ein und zwar wegen Benjamin Constant, der auf Madame de Staël trotz ihrer Überlegenheit einen so allmächtigen Einfluß ausübte und Paulinen dagegen vom ersten Augenblick an völlig antipathisch war, welche Empfindung von Joubert und ihren nächsten Freunden geteilt wurde.

Es war Paulinen gelungen, ihre Scheidung von dem unwürdigen Gatten zu erlangen. Nachdem dies im Jahr 1800 erreicht war und sie ihre Besitzung in der Bourgogne für immer verlassen hatte, richtete sie sich in Paris in einer Wohnung in der Rue Neuve du Luxembourg ein, und hier

vereinigte sich während zweier Jahre beinahe alle Abende die ausgewählteste Gesellschaft, der Überrest jener feinen, unvergleichlichen französischen Aristokratie. Joubert war auch fast immer anwesend; dazu kamen einige neu erworbene Freunde; und in dem kleinen Heiligtume, das kaum von einer Lampe erhellt und nur von den treuen Dienern des Montmorinschen Hauses, Saint Germain und Frau, bedient war, wurden alle wichtigsten Fragen des Lebens mit Geist und Grazie diskutiert, und außer der Politik waren es besonders Literatur und dramatische Kunst, welche den leidenschaftlichsten Anteil erregten.

Da trat im Mai 1800, von einem Freunde eingeführt, ein Mann in Paulinens Leben ein, dem alsbald der Rest dieses Lebens in ungeteilter Hingebung, in begeisterter Neigung gehörte. Es war René de Chateaubriand, der aus dem Exil zurückkehrte, 32 Jahre alt, mit dem stolzen Kopf und der prächtigen Stirn, mit dem tiefen Blick und, wenn er es wollte, dem unwiderstehlichen Lächeln, so wie ihn ein Porträt aus der Zeit darstellt. Mit diesem Zauberer, dem so viel Huldigungen im Leben zuteil wurden, kam ein neuer Geist auch in die abendlichen Vereinigungen bei Pauline de Beaumont. Wenn er in dem auserwählten kleinen Zirkel die noch ungedruckten Seiten von Atala und René mit ihrer flammenden Sprache vorlas, oder wenn seine Gespräche mit Joubert und Fontanes sich auf Flügeln erhoben, dann wurde der Zauber vollständig. Aber wenn er mit Paulinen allein war, öffnete sich sein Herz zu innigstem Vertrauen, und er erzählte ihr von seiner Jugend, von seinem bedrückten Verhältnis zum Vater, von seiner Schwester Lucile, von den mannigfachen Eindrücken seines jungen Lebens in den Savannen von Amerika, in den blutigen Kämpfen der Revolution, in der Armut des Exils. Bardoux sagt: „Alles zwischen ihnen schien sich entgegengesetzt, von ihrer Kindheit und ihrer Erziehung an; der eine hatte in der Einsamkeit mit der Natur gelebt und hatte darin nur die Glut der Leidenschaft genährt, anstatt sie zu beruhigen; die

andere hatte früh in der feinen, gebildeten, literarischen Welt Vergessenheit für häusliches Unglück gesucht. Sie hatten nur eins gemeinsam: eine unheilbare Melancholie; bei René aber entstand sie aus dem Mißverhältnis zwischen einer mächtigen, stolzen Intelligenz, einem immer jungen und verlangenden Herzen und einer großartigen und enttäuschten Phantasie; bei Pauline dagegen hatte die Melancholie ihre Quelle in dem unglaublichen Unglück aller Art, in dem Bewußtsein der Ungerechtigkeit des Schicksals und in dem Vorgefühl eines frühen Todes."

„Madame de Beaumont trug in ihre Vergötterung Chateaubriands die Besorgnis der liebenden Frau und die Uneigennützigkeit der Schwäche hinüber. Wenn sie erschien, in einen weißen Shawl gehüllt, ganz zart und klein, mit der Eleganz ihres Wesens, ihre Blässe durch den Glanz ihrer Augen erhellt, so hätte man diesen dahingleitenden Schatten schon mit Sympathie verfolgt; aber wenn sie das Gespräch leitete und einen wirklichen Gebrauch von ihren Eigenschaften, von dem Reichtum ihrer Gedanken, von der Trefflichkeit ihres Urteils machte, so begriff man die fruchtbare Ermutigung, die Chateaubriand durch ihr Lob empfing."

Sie wurde der Schutzgeist seines rasch sich verbreitenden literarischen Ruhms. Um sein bedeutendstes Werk „Le Génie du Christianisme" auszuarbeiten und ihm die vollendete Gestalt zu geben, in der es erschien, bedurfte er eines ruhigen Aufenthalts und frischer Umgebung. Pauline verschaffte ihm diese; sie mietete in Savigny für sieben Monate ein Haus inmitten von Wiesen, Bäumen und Parks und ging, sich dort mit ihm einzuschließen und ihn zur Arbeit zu begeistern. Sie wurde für ihn die Muse, deren jeder Dichter bedarf, und ihrer Begeisterung verdankt das Buch seine beredtesten Seiten. Für Pauline war diese Zeit die glücklichste ihres Lebens, und hätte sie ihr gebieten können, still zu stehen, sie hätte diese seligen Stunden festgehalten. Sie blieben in Savigny bis zum Dezember und „wir führten ein so

schönes Leben, daß wir den bezaubernden Plan hatten, es fortzusetzen". Dies war jedoch nicht möglich, und Pauline kam allein und leidender als zuvor, aber immer gleich begeistert liebend, nach Paris in ihr kleines Heim zurück. Die Kritiken über Chateaubriands Werk, Lob sowohl wie Tadel, regten sie aufs höchste auf, und der letztere, in den sich persönliche Angriffe mischten, machte sie krank. Dazu kam die Ungewißheit wegen einer Veränderung in ihres Freundes Schicksal. Er sollte als erster Sekretär an der Gesandtschaft in Rom ernannt werden, und er begab sich wirklich im Mai 1803 dahin. Paulinens Gesundheit aber nahm zusehends ab. Ein Freund schrieb über sie: „Ihre Gesundheit schwächt sich mehr und mehr; ich glaube, die Quellen des Lebens sind versiegt; ihre Kraft ist nur noch Aufregung, und ihr Geist, so voller Grazie, gleicht der leichten Flamme, dem glänzenden Hauch, die sich von einem Feuer, das am Erlöschen ist, erheben."

Sie verließ Paris den 28. Juni, war aber schon so krank, daß sie allen Mitleid einflößte, die sie sahen. Auch die von der rührendsten Freundschaft eingegebenen Briefe Jouberts vermochten nicht mehr, sie aufzurichten; sie hatte nur noch einen Wunsch, den fernen Freund wiederzusehen, und trotz der angstvollen Widerrede aller Freunde unternahm sie die Reise, die sie nur äußerst langsam und mit Unterbrechungen vollenden konnte. In Florenz kam ihr Chateaubriand entgegen und war entsetzt über ihren Anblick. Er führte sie nach Rom; im Anfang schien das Klima ihr gutzutun, dann aber ging es rasch dem Ende zu. Nur zwanzig Tage war es ihr noch vergönnt, mit dem vereint zu sein, den sie zu sehen gekommen war; aber die letzten Tage waren so voll tröstenden, gegenseitigen Ergusses, daß selbst Joubert nach ihrem Tode, als er von den erhabenen Tröstungen hörte, die sie von Chateaubriand empfangen hatte, schrieb: „Wenn man sie gekannt hat, so fühlt man, daß sie zehn Jahre Leben hingegeben hätte, um so friedlich und so beweint zu sterben. Ich würde jetzt

untröstlich sein, wenn sie die Reise, die mich so geängstigt hat, nicht gemacht hätte."

Am 4. November 1803, nach heroisch überstandenen Leiden, endete diese ausgezeichnete Frau ein Leben voll so furchtbarer Prüfungen, wie sie wenigen Sterblichen zuteil werden. Chateaubriand bestattete die Freundin, wie es sich für die Tochter des Grafen Montmorin und den letzten Sprößling einer edlen und unglücklichen Familie gebührte, und verlangte nur zwei Dinge, die seinem Herzen Ehre machen: die alten, treuen Diener, Germain und Frau, in seinen Dienst zu nehmen und Paulinen ein Denkmal auf seine Kosten setzen zu dürfen. Das letztere befindet sich heute noch in der Kirche San Luigi dei Francesi in Rom, und wer es sieht, wird sich der tiefsten Rührung nicht erwehren können beim Anblick der zarten Gestalt, die nicht geschaffen schien, um solche Stürme auszuhalten. Chateaubriand verkaufte alles, was er hatte, um das Monument zu bezahlen; aber dreißig Jahre später setzte er ihr ein anderes, unvergänglicheres in seinen Memoiren. Monumente aber, wenn auch nicht aus Marmor und nicht in Wort und Schrift, blieben ihr errichtet in den Herzen aller derer, die sie gekannt hatten, ganz besonders in dem treuen Herzen Jouberts, der ihren Verlust nie überwunden hat und sie bis an sein Lebensende beweinte. —

Wir kommen nun zu dem neunzehnten Jahrhundert, und wenn wir da Frauen in weniger leidenschaftlichen und ungleichen Konflikten und in ruhigeren bürgerlichen Verhältnissen antreffen, so äußert sich da auch die Persönlichkeit anders und auf anderen Gebieten, teils auf dem häuslichen, Liebe gebend, teils auf dem literarischen, Ruhm erwerbend, aber immer noch als Ausnahme, außerhalb des Gesetzes.

Ein vor nicht langer Zeit erschienenes Buch bringt uns ein Leben zur Kenntnis, das gewiß wenigen bekannt ist, weil es im Schatten des Ruhmes des Gatten dahinfloß, ohne den eigenen hohen Wert anders als in der Verherrlichung des seinen vor die Öffentlichkeit zu bringen. Lamartine

erging es längere Zeit, wie es Schiller eine Weile erging. Beide traten für einige Zeit etwas zurück in der Beachtung und Schätzung der Nachwelt vor den glänzenderen Gestirnen, die neben ihnen leuchteten: Goethe und Victor Hugo. Aber so wie man in Deutschland wieder gerecht wurde und zu den beiden schönsten Sternen der deutschen Literatur mit gleicher Verehrung aufschaute, so fängt man auch in Frankreich wieder an, Lamartine die ihm gebührende, liebevolle Anerkennung zu zollen und seine reine, edle Poesie mit der Erquickung zu genießen, mit der man sich an frischer Quelle labt.

Dabei wendet sich auch die Erinnerung zu seiner Frau, deren Leben so innig mit dem seinen verschmolzen war, so daß man es nicht erzählen kann, ohne auch die Gestalt des Dichters wieder vor unserem geistigen Auge zu beleben. Denn Frau von Lamartine hat nicht das Schicksal anderer Frauen genialer Männer gehabt, wie z. B. Madame de Chateaubriand, Lady Byron, Frau Carlyle. Diese wurden verlassen, verkannt, mißhandelt, nicht so Frau von Lamartine. Sie wurde bis an das Ende geliebt, geschätzt und von ihrem Gatten in seinen Schöpfungen und Briefen geschildert und verherrlicht. Sie blieb seine teilnehmende Gefährtin im Glück und seine Stütze in den großen Kämpfen seines Lebens und im Unglück.

Sie war jedoch nicht seine erste Liebe. Die reizende Erzählung von „Graziella", dem Fischermädchen auf der Insel Procida im Golf von Neapel, zeigt uns das anmutsvolle Bild derjenigen, die das Herz des Jünglings zuerst schlagen ließ. Dann kam die große Leidenschaft für jene Julie, die er unter dem Pseudonym Elvira feierte, als der Tod sie ihm entrissen hatte. An dem schönen See von Bourget in Savoyen, wo er mit ihr die Seligkeit der Liebe genossen, irrte er im Jahre 1817 schmerzerfüllt allein umher, während Julie in Paris, fern von ihm, in unheilbarer Krankheit, der sie auch im Dezember des Jahres erlag, dahin siechte. Der tiefe Seelenschmerz des Dichterjüng-

lings fand seinen Ausdruck in dem schönen, rührenden Gedicht „Le lac“, das, aus den Tiefen eines verwundeten Herzens entglommen, mit seiner den Schmerz verklärenden Musik, mit der Harmonie seines durch Natur, Liebe und Leiden erregten Wohllauts die Herzen, vorzüglich der Frauen, zur Begeisterung hinriß und der Anfang einer neuen Poesie in Frankreich wurde.

Aber ehe ihm Ruhm und Trost aus den Kindern seines Schmerzes erwuchs, litt er mehrere Jahre lang an dieser tiefen Herzenswunde, während er bald auf dem Lande bei Mâcon, auf dem Gut seiner Eltern in der Einsamkeit, bald in Paris im Geräusch der Welt nach dem Eintritt in die Diplomatie strebend, zwischen Hoffnungen und Enttäuschungen hin und her geworfen, lebte. Das Herz, das still mit ihm litt, um ihn sorgte, für ihn hoffte und ihn vergötternd liebte, war das seiner Mutter, einer ganz einzigen, durch Schönheit und edelste Geistes- und Gemütsgaben ausgezeichneten Frau. Lamartine hatte, wie viele bedeutende Männer, die Erbschaft des Genies von der Mutter erhalten. Er glich ihr ganz, auch im Äußeren. Ein Bild von ihr, das sie in ihrer hohen Schönheit und Grazie, im einfach edlen, beinahe klösterlichen Anzug darstellt, folgte dem Sohn überall und hing stets vor seinen Augen, wenn er dichtete, arbeitete oder betete, wie eine Schutzheilige, die ihn begeisterte und behütete. Und dieses Bild war auch das seine. Die Mutter hatte ihm alles gegeben, ihr Blut, ihr Leben, ihre Seele, ihre Grazie, ihre Schönheit, ihre Noblesse, ihren Glauben, ihre Poesie. Er widmete ihr einen wahren Kultus, ihr und ihrem Tagebuch, in dem sich ihr ganzes Leben widerspiegelte. Diese Erzählung ihrer Freuden, ihrer Schmerzen, ihrer Mutterliebe und ihrer Muttersorgen, diese intimste Offenbarung ihrer schönen, tiefen, edlen Seele, war ein Heiligtum für ihn, das er sorgsam aufbewahrte, als sie, die es geschrieben, nicht mehr war.

Dem Schmerz aber, den auch sie nicht lindern konnte, nahte endlich der Trost von anderer Seite. Lamartine kehrte

nach mehreren Jahren an den See von Bourget zurück, wo ihn die schönsten und schmerzlichsten Erinnerungen seines Lebens umgaben. Dort lebte in einem alten Schloß, in entzückender Umgebung, eine vornehme savoyische Familie de Pierre, die während der Zeit der französischen Emigration in England die Gastfreundschaft der angesehenen Familie Birch genossen hatte. Nach ihrem Besitztum bei Chambéry zurückgekehrt, wurde die inzwischen verwitwete Madame Birch mit ihrer einzigen Tochter Marianna, welche die englische Reiselust in den verschiedenen Ländern Europas umher führte, eingeladen, um auch ihrerseits die Gastfreundschaft des savoyischen Hauses, in dem sich die beste und gebildetste Gesellschaft Chambérys vereinigte, zu genießen. Cesarine, die älteste Schwester Lamartines, eine berühmte Schönheit, war an einen savoyischen Edelmann, den Grafen de Vignet, verheiratet und verkehrte auch in dem Hause der de Pierre. Sie lernte daselbst Marianna Birch kennen und wurde aufs höchste von den inneren und äußeren Vorzügen derselben gefesselt. Ihr Schwager Louis de Vignet, ein intimer Freund Lamartines, las öfter Gedichte von diesem in dem geistvollen Zirkel des Schlosses vor und gab dabei eine begeisterte Schilderung von dem Poeten. Die Phantasie der jungen Engländerin entflammte für die Poesie des Unbekannten. Ihr hoch gebildeter, für Kunst und Poesie empfänglicher Geist wußte alles Schöne und Erhabene zu schätzen. Sie war eine treffliche Musikerin und liebte vor allem die Musik Beethovens. Ihre Reisen in Italien hatten ihr Malerei und Bildhauerei lieb gemacht. Sie war im strengen Protestantismus erzogen, aber ihr frühreifer Geist ließ sie die religiösen Fragen mit tiefem Ernst durchdenken und, abgestoßen von den Streitigkeiten der Protestanten und der nüchternen Moral der schottischen Kirche, der sie durch ihren Großvater angehörte, neigte sie zum Katholizismus, der ihrem künstlerischen, poetischen Empfinden mehr Nahrung gab. Sie hatte bereits in ernsten inneren und äußeren Kämpfen mit Tradition und Um-

gebung diese Bekehrung in sich vollzogen, als die religiöse Poesie des bestrickenden Dichters dazu kam, um sie zu vollenden.

Endlich erschien nun dieser Dichter selbst, in dem milden Glanz seiner melancholischen Jugendschöne, in dem Zauber, den Liebe und Poesie um ihn gewoben, und was seine Gedichte begonnen hatten, vollendete seine Erscheinung. Marianna kannte das Geheimnis seines Lebens aus seinen Gedichten, sie wußte, daß sie nicht die erste sein würde, aber wie hätte sie unter diesen Umständen nicht die zweite sein mögen? Sie liebte ihn vom ersten Augenblick an mit der Liebe, die in einem Frauenherzen nur mit dem Tode endet. Lamartine war bald der tägliche Gast im Hause der de Pierre. Seine Schwester Cesarine wünschte seine Verlobung mit der jungen Engländerin, aber deren Mutter, eine strenge Protestantin, hatte Einwendungen gegen die Verbindung wegen der Religion, da die Tochter aus Furcht, die Mutter zu betrüben, ihre Bekehrung noch nicht öffentlich gemacht hatte. Die Familie de Pierre war zur Badesaison nach Chambéry gekommen und wohnte im Hause eines alten Botanikers, der die Flöte spielte. Der junge Dichter hatte sich die Freundschaft des Alten erworben, unterhielt sich gern mit ihm über Pflanzen und göttliche Dinge, und der Greis, der die Liebe des jungen Mädchens kannte und ihre Seele durch die Heirat zu retten hoffte, machte sich zum Verbündeten dieser Liebe. Wenn die widerstrebende Mutter ausging und die Tochter allein ließ, ging er an das Fenster, spielte auf der Flöte, und dann eilte der Dichter durch die Melodie benachrichtigt herbei, um mit Marianna die Mittel zu besprechen, durch die man den Widerstand der Mutter besiegen könne.

Diese aber blieb unbeugsam und reiste mit der Tochter nach Turin, um die Verbindung abzubrechen. Lamartine kehrte nach Mâcon zu seiner Mutter zurück und vertiefte sich in poetische Schöpfungen, die endlich unter dem Titel: „Méditations“ erschienen und sich um den „Lac“ gruppier-

ten, der den Grundton des Ganzen, die zarte, melancholische, tief religiöse Klage um ein verlorenes einziges Glück in melodischen Rhythmen enthielt. Der kleine Band, der ohne den Namen des Autors erschien, erregte allgemeine Begeisterung. Ganz Frankreich lauschte den Tönen dieser neuen Poesie. Die Jugend, die Frauen, die Männer der Politik, die Greise — alle waren gerührt und hingerissen. Nach den furchtbaren Realitäten der Revolution, nach der Dürre des Kaiserreichs auf dem Gebiete der Poesie, hatte man Sehnsucht nach der Poesie des weicheren Empfindens, nach dem jugendlichen Quell, aus Liebe und Leid entsprungen. Der Erfolg war ein unermeßlicher. Der Dichter selbst blieb am wenigsten ergriffen davon, desto glücklicher machte derselbe seine Mutter und diejenige, die in diesem Erfolg ihr eigenes Empfinden bestätigt fand und die Gewißheit ihres Glückes dadurch erhoffen durfte. Sie wußte, daß sie die sein würde, welche der Dichter sich zur Trösterin erbeten hatte in den Worten im Lac: „Vielleicht, daß die Zukunft mir noch die Rückkehr jenes Glücks vorbehielt, dessen Hoffnung verloren ist. Vielleicht, daß in der Menge eine Seele, die ich nicht kenne, meine Seele verstanden und mir geantwortet hätte."

Und so kam es. Der Erfolg des Buches verschaffte dem Dichter zugleich Ruhm, eine Anstellung bei der Gesandtschaft in Neapel und die Einwilligung der Mutter Marianenens zur Heirat.

Am 6. Juni 1820 wurde die kirchliche Trauung in Chambéry vollzogen. Die Mutter Lamartines sagt in ihrem Tagebuch, in dem sie über dieses Ereignis spricht, von der Braut: „Es ist unmöglich, eine Haltung zu sehen, die mehr Würde, Demut und Grazie und einen Ausdruck größerer Frömmigkeit hätte."

Das junge Paar eilte, sein Glück in Italien im Genuß von Natur und Kunst doppelt zu genießen. Beide kannten das herrliche Land bereits; beiden lächelten dort heitere Jugenderinnerungen. Von Rom schrieb der Dichter an eine alte Freundin: „Ich finde, daß meine Frau die denkbar ge-

eignetste der Frauen für mich ist; damit sage ich Ihnen, daß ich auch hoffe, ein guter Mann für sie zu sein."

Seine Pflicht rief ihn nach Neapel, und dort gründeten sie sich das herrlichste Heim, sowie ein reizendes Idyll im Sommer auf der Insel Ischia.

Auf dem entzückenden Eiland flossen ihnen die Stunden in einem Traum von Liebe und Poesie dahin, und abermals schrieb er an einen Freund: „Ich segne Gott, ich bin glücklich. So viel kann eine gute, zärtliche, liebenswürdige, anbetungswürdige Frau in meinem Leben."

Eine Steigerung dieses Glückes erfolgte noch durch die Geburt eines Knaben in Rom, wohin die Gatten zurückgekehrt waren. Er wurde in St. Peter getauft, und der glückliche Vater schrieb: „Das ist ein schöner Anfang in der Welt und wird eine schöne Erinnerung sein." Aber die Gesundheit der jungen Mutter verlangte eine zeitweilige Rückkehr nach Savoyen und da, in ländlicher Zurückgezogenheit, im Genusse reinsten Familienglücks, schrieb der Dichter an dem zweiten Teil der „Méditations", die bald darauf entflattern sollten, um, gleich zurückgebliebenen Tauben, ihre Schwestern, die ersten Méditations, einzuholen, in denen „sich mein Herz entlud, das jetzt so glücklich ist, aber treu an seinen Erinnerungen im Grabe festhält". Die Geburt einer Tochter brachte neue Freude, neues Glück. Der Dichter wollte ihr den Namen der einst so Heißgeliebten, nie Vergessenen geben, und die nun seiner Liebe gewisse Gattin nahm ihn an, nur änderte man das Julie in Giulia, und der Dichter sagte später darüber in seinem Gedicht:

„Damit ihr Name süßer im Hause klinge —
Mit melodischem Klang haben wir sie getauft."

Doch ein wolkenloses Glück hat keinen Bestand. Nach einiger Zeit ging der junge Haushalt nach London in das Haus der Großmutter Birch, und Frau von Lamartine war glücklich, den Freunden und Verwandten in England ihre zwei schönen Kinder zeigen zu können. Leider aber

erkrankte nach einiger Zeit der kleine Alphonso, der nach seinem Vater getauft, auch so sehr dessen Ebenbild war, daß die zärtliche Mutter ihn schon im Geiste mit gleichem Dichterruhm gekrönt sah, wie den Vater. Ungeachtet alles dessen, was die besorgten Eltern unternahmen, um ihn herzustellen, siechte, der so blühend, schön und lebensvoll gewesen war, dahin, und als man nach Paris zurückkehrte, starb er nach kurzer Zeit. Die Liebe zu dem Gatten und zu der kleinen Tochter hielt die junge Frau aufrecht in ihrem gerechten Schmerz. Der Dichter suchte Trost in seiner Kunst. Er bearbeitete einen große Gedanken erweckenden Gegenstand, den Tod des Sokrates. Seine Frau hatte den Mut, sich der Arbeit zuzugesellen, indem sie Auszüge aus Plato für ihn machte.

Aber das Unglück war eingekehrt in der edlen Familie. Die geliebte Schwester Lamartines, Cesarine, starb, und bald darauf folgte ihr eine zweite Schwester.

Diesmal war es sein Childe Harold, dem Andenken Byrons gewidmet, bei dem ihm der Schmerz zur Muse wurde. Seine Frau half ihm auch diesmal bei den Vorarbeiten mit dem Aufsuchen der dazu nötigen Dokumente. Der Dichter schrieb nach Beendigung der Dichtung: „Schwankende Gesundheit; von allen Seiten Unangenehmes, Trauriges, Enttäuschungen über alles und von allem; außer von meiner Frau, die immer ganz vollkommen ist.“

Endlich wurde Lamartine zum Gesandtschaftssekretär in Florenz befördert. Er wäre lieber in Saint-Point geblieben in der poetischen Einsamkeit, wo er volle Muße hatte, aber seine Frau hatte recht: die poetische Umgebung, die er suchte, fand er in Florenz. Er wurde schnell der Liebling und Freund des Großherzogs von Toskana, unter dessen Regierung sich damals dieser Staat eines blühenden, friedlichen Zustandes erfreute. Der Fürst empfing den Dichter jeden Tag in seiner Bibliothek und unterhielt sich mit ihm. Er wurde an diesem kunstliebenden Hof geehrt, wie einst Tasso am Hof zu Ferrara. Auch war Lamartine hier im vollen

Strom lyrischer Begeisterung. Es entstanden die „Harmonien", die der Ausdruck des Glückes sind, das ihn durch seine Frau, durch seine in Schönheit, Anmut und Geist erblühende Tochter Giulia, unter dem leuchtenden Himmel Italiens, aufs neue umfing. Leider endete seine diplomatische Mission, die er mit dem größten Erfolg durchgeführt hatte, unerwünscht bald, und er kehrte mit den Seinen nach Saint-Point zu der Mutter zurück, in deren Sphäre die religiöse Richtung seiner Poesie einen erneuten Aufschwung erhielt.

Jetzt nahmen ihn auch die politischen Ereignisse in Anspruch. Es war das Jahr 1829; er sah den Sturz der Monarchie voraus. Man berief ihn nach Paris in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Er ließ die Seinen auf dem Lande bei der Mutter, die mit ihrer Schwiegertochter im zärtlichsten Einvernehmen lebte und sie gleich einer eigenen Tochter liebte. Gerade in diese Zeit der Trennung fiel der Tod seiner Mutter. Durch einen Unfall beim Baden wurde diese schwer verletzt, und die bestürzte Schwiegertochter schrieb dem treuesten Freunde ihres Gatten, diesen auf den herben Verlust vorzubereiten. Die edle Frau starb mit der Freudigkeit eines religiösen, wahrhaft gläubigen Gemüts. Der Sohn war bis in das innerste Herz getroffen. Sie war noch so blühend, so kräftig gewesen; sein ganzes Gemüts- und Geistesleben war mit dem ihrigen so verwebt, daß es ihm schien, als sei für ihn die Freude am Leben dahin. Man hatte sie vorläufig auf dem Kirchhof bei Mâcon beigesetzt; der Sohn aber wußte, daß es ihr Wunsch gewesen war, auf Saint-Point, wo sie so glückliche Tage im Kreise ihrer Kinder verlebt hatte, zu ruhen. Sie war Ende November gestorben. Einen der ersten Tage des Dezember ließ er den Sarg wieder aus der Erde nehmen, um ihn dorthin zu bringen. Starke Männer trugen den Sarg auf den Schultern, und er, in seinen Mantel gehüllt, folgte. Er hatte nicht einmal die Begleitung seiner Gattin gewollt. Allein mit seinem unergründlich tiefen Schmerz, wollte er die teueren Überreste zur letzten Ruhe an die Stätte ihrer Wahl geleiten.

Der Weg, bedeckt mit Eis und Schnee, zog sich bergan und war nicht ohne Mühe zurückzulegen. Erst am Abend kam der schweigende Zug in Saint-Point an; der Sarg wurde in das Zimmer der Mutter auf ihr Bett gesetzt, und der Sohn wachte dabei die Nacht hindurch. Am folgenden Morgen ließ er sie in der Kirche einsegnen und vorläufig auf so lange beisetzen, bis die Kapelle fertig sein würde, die er ihr zum Monument errichten wollte. Dann blieb er mehrere Tage lang einsam, um seine Fassung wieder zu gewinnen.

Aber das Leben überließ ihn seiner Trauer nicht lange. Im April 1830 wurde er als Mitglied in die Akademie aufgenommen. Die ausgesuchteste Gesellschaft, die vornehmsten, liebenswürdigsten Frauen der Aristokratie bildeten das Auditorium und sahen mit gespanntem Interesse der Einführung des schönen, edlen Dichters entgegen. Unter ihnen war eine, deren Antlitz von Glück strahlte und deren Blicke unverwandt auf dem geliebten Mann ruhten. Dagegen fehlte eine, die diesen Tag so heiß ersehnt hatte, die Mutter; und ihr galten die ersten Worte in der schönen Rede des Dichters.

Im Juni desselben Jahres 1830 erschienen die „Harmonien". Frau von Lamartine genoß in ihnen die Erinnerung an die glücklichen Zeiten in Italien, an die erste Zeit ihrer Ehe und las mit innigster Erhebung das herrliche Gedicht „Das Grab der Mutter".

„Glücklich der Mann, dem Gott eine heilige Mutter gab;
Wer kann auf ihrem Grabe zweifeln?"

Die Nachricht vom Ausbruch der Julirevolution traf die Gatten in Aix. Lamartine hatte sie vorausgesehen. Er war eben zum Gesandten in Athen ernannt worden; welche lockende Aussicht für den Dichter! Aber nach der politischen Umwälzung bedachte er sich keinen Augenblick und, obgleich er die Politik der Bourbons nicht geliebt hatte, so eilte er doch nach Paris, um seinen Abschied zu nehmen, da ihm sein Ehrgefühl nicht erlaubte, sich alsbald einer Regierung anzuschließen, die sich auf den Trümmern derjenigen erhob, der

er eben noch gedient hatte. Seine Frau war ganz mit seinem Verfahren einverstanden. Vorfälle auf seinem Gute riefen ihn nach Hause. Aufrührerische Banden, die Besitzenden bedrohend, durchzogen das Land. Aber die Gemeinde erhob sich und verteidigte sein Schloß. Damals fing seine selbständige politische Laufbahn an. Er veröffentlichte seine Ode gegen die Todesstrafe, und der Widerhall dieser heroischen, großempfundenen Poesie entwaffnete die Terroristen und rettete die Minister Karls X., deren Tod jene verlangten. Während der Kämpfe des Jahres 1831 versuchte er, seine Wahl zum Deputierten zu erwirken. Am Wahltag suchte man die Menge zu einem Aufstand zu erregen. Lamartine erwartete allein im Hotel, die Pistolen neben sich auf dem Tisch, den Ausgang. Man brachte ihm die Zeitung. Mit edlem Zorn las er das gegen ihn gerichtete Gedicht Nemesis, und inmitten des Lärms der Aufrührer schrieb er die glänzende Antwort darauf. Als er sie vollendet hatte, erhob sich das Triumphgeschrei der Partei seines Gegners, der ihn mit nur sieben Stimmen Mehrheit besiegt hatte. Aber sein herrliches Gedicht erschien in Paris und weckte in weiten Kreisen Begeisterung. Man begrüßte in ihm nun nicht bloß den Dichter, sondern auch den heroischen Charakter, den würdigen Kämpfer für das Vaterland. Die Liebe seiner Gattin steigerte sich in dieser Zeit zum bewundernden Enthusiasmus. Zu ihrer Freude kehrte er im Herbst nach Saint-Point zurück und wandte sich wieder der Poesie zu, „diesem Faß der Seele", wie er zu Madame de Girardin sagte. Hier entstand der Prolog zu Jocelyn, doch der Plan des Gedichts, in einer Nacht unter dem Sternenhimmel entworfen, wurde zunächst nur seiner Gattin anvertraut.

Das Jahr 1832 fing in Sorgen an. Ihr geliebtes einziges Kind, Giulia, begann zu kränkeln; ein wärmeres Klima wurde angeraten, und die Reise in den Orient wurde beschlossen. Im Frühling schifften sie sich ein. Als sie die Küste Griechenlands vor sich sahen, schrieb er in sein Tagebuch: „Giulia und ihre Mutter sind neben mir auf dem

Deck. Das Antlitz des Kindes strahlt bei jeder Ansicht, jedem Namen, bei jeder historischen Tatsache, welche die Mutter ihm nach und nach erzählt; seine Augen weilen mit den unseren auf all den Szenerien, deren wunderbare Dramen ihm schon bekannt sind. Es ist Genie in seinem Blick; man sieht die tiefen, lebendigen, warmen, raschen Gedanken einer Seele, die sich durch die Hilfe der liebenden, feurigen Seele der Mutter erschließen. Sie scheint eben so sehr zu genießen, wie wir, und besonders weil sie uns voll Interesse und glücklich sieht, denn die Seele dieses Kindes lebt durch unsere Seelen; sein Auge füllt sich mit Tränen, wenn es mich traurig und nachdenklich sieht; seine Züge sind ein Reflex der meinigen, und das Lächeln unserer Freuden hat nie auf das Lächeln ihres Mundes zu warten. Wie schön sie dann ist!" Endlich, nach sechzig Tagen auf dem Meer, die das Kind sehr angegriffen hatten, fanden sie Ruhe in einem entzückenden Nest am Fuße des Libanon, mit der Aussicht auf die Berge und das Meer. Frau von Lamartine malte an der Seite ihrer Tochter, während er die berühmte Lady Stanhope auf ihrem Wohnsitz in den Bergen und das Land der Drusen besuchte. Er kam zu den Seinen zurück, begeistert von den Herrlichkeiten des Orients. Sein Ruf, der ihm vorausgegangen war, lockte Haufen von Eingeborenen herbei, um den berühmten „Fürst der Franken" zu sehen. Dann unternahm er eine zweite Reise, die ihn nach Jerusalem führte; mit ihr erfüllte er einen Traum seiner Seele. Aber ein Brief seiner Frau, die wegen Giulias Gesundheit besorgt war, trieb ihn nach einem Monat Abwesenheit eilig nach Beirut zu Mutter und Kind zurück. Anfangs schien sich Giulia viel besser zu befinden; der Vater schrieb, sie sei geheilt, und verbrachte köstliche Stunden mit ihr in jenem irdischen Paradies. Aber es war das trügerische Aufflackern der Flamme vor dem Erlöschen. Im Dezember wurde das Übel schlimmer; die Lungen waren angegriffen, und am 6. Dezember starb sie, ohne Todesahnung den geliebten Eltern zulächelnd, in deren Armen. Wer kann den Schmerz

der Eltern beschreiben? In einem zweiten Brief vom Januar an seinen intimsten Freund, de Virieu, schreibt der Vater: „Meine Frau hat kaum Kraft weiter zu leben, und ihre Verzweiflung nimmt zu, anstatt abzunehmen. Meine Seele ist tödlicher getroffen, als sie es je war. Wir haben meine Frau bewogen, nach Jerusalem zu gehen, wo der Anblick der heiligen Orte ihr einigen religiösen Trost verspricht." Aber erst im März konnte die unglückliche Mutter sich entschließen, den Ort zu verlassen, wo sie zuletzt mit ihrem Kinde geweilt. Eine Karawane von sechsundzwanzig Pferden und zehn Arabern zu Fuß begleitete die Reisenden. Man überstieg den Libanon und besuchte das Wunder der Wüste, die Ruinen von Balbek. Hier zum erstenmal seit Monaten regte die Poesie in Lamartine wieder ihre Flügel. Allein, in der Nacht auf den Ruinen der Tempel, in der unermeßlichen Einsamkeit dieser Zeugen der Vergänglichkeit alles irdisch Schönen und Großen, überkam eine erhabene Rührung die Seele des Dichters, und er faßte den Plan zu der großartigen Dichtung: „Der Fall eines Engels."

Noch einmal kehrten sie dann nach Beirut zurück, um Abschied zu nehmen von dem Haus, wo sie mit Giulia gelebt hatten, wo sie von ihnen geschieden war, und wo noch alles an sie erinnerte. Der Sarg, der nur vorläufig in einem Kloster beigesetzt war, wurde auf dasselbe Schiff geladen, das sie hergeführt hatte. Die Eltern schifften sich auf einem anderen ein. Von Konstantinopel an nahmen sie den Landweg. In einem bulgarischen Dorf wurde Lamartine infolge von Schmerz und Ermüdung gefährlich krank, und seine arme Frau, schon so tief gebeugt, mußte achtzehn Tage lang um das Leben des Gatten bangen, fern von aller Freundeshilfe, von allem Trost. Ihr Mann schrieb später: „Bewundernswerte Hingebung meiner Frau, die vierzehn Tage und Nächte kein Auge schloß und neben meinem Strohlager wachte." Herzzerreißend war die Rückkehr nach Mâcon ohne die, an welche sie alles hier erinnerte, deren liebliche Gegenwart einst diese Heimat mit Licht und Freude

verklärt hatte. Der Vater ging allein nach Marseille, um den Sarg, der alles umschloß, was der Tod ihm gelassen hatte, zu holen und brachte ihn nach Saint-Point, wo er ihn auf seinen Armen zu dem Sarg seiner Mutter trug.

Frau von Lamartine war eine von den tiefen und konzentrierten Naturen, die sich auf ewig in einer Erinnerung abschließen und ihren Schmerz wie in einem Heiligtum verwahren. Sie wäre am liebsten in der ländlichen Einsamkeit geblieben, wo sie ganz ihrer Erinnerung leben konnte, aber sie fühlte, daß es ihre Pflicht war, in die Welt zurückzukehren und ihrem Manne zur Seite zu bleiben, den seine Wahl zum Deputierten fortrief, um sich dem Dienst des Vaterlandes zu weihen. Für ihn kehrte sie in das Leben zurück, das keinen Reiz mehr für sie hatte; für ihn wurde sie zur Vorsehung, zur Trösterin aller Stunden, ob glückliche, ob traurige, und für ihn hieß sie ihr Herz schweigen, das in seinem Schmerz zu leben verlangte.

Im April 1835 erschien „Die Reise in den Orient". Lamartine hatte darin die schönste Erzählung seiner Frau von ihrer Pilgerfahrt nach Jerusalem aufgenommen. Sie las das Buch unter Tränen; es war durchwärmt von der Liebe zu ihr und von der Erinnerung an ihr Kind. Nach einer Anwesenheit in Paris, wohin ihn die Politik rief, kehrte Lamartine nach Saint-Point zurück und vollendete „Jocelyn" zur Freude seiner Frau, die dieses Buch nächst der „Reise in den Orient" am meisten liebte. Der Roman hatte einen unglaublichen Erfolg. In siebenundzwanzig Tagen wurden achtzigtausend Exemplare verkauft. Er war der Gattin, der Mutter Giulias, gewidmet mit Strophen, deren zarte Innigkeit alles ausdrückte, was diese seltene Frau für ihn war, und die ihr Herz mit einem Glanz erfüllten, der sie für vieles irdische Leid entschädigen mußte.

Eine dreifache Wahl Lamartines zum Deputierten führte sie wieder mit ihm nach Paris. Sie freute sich seiner immer sieghafter sich entwickelnden Gewalt der Rede und der Anerkennung, die ihm sowohl von seiten des Publikums, wie

von den ersten Männern aller Parteien, u. a. von Chateaubriand, zuteil wurde. In der politischen Aufregung des Jahres 1840 gewann er mehr als einen parlamentarischen Sieg, und nach einer heroischen Improvisation sagten ihm Chateaubriand und Royer-Collard, er habe alles übertroffen, was sie von ihm erwartet hätten. Im Frühling 1841 starb der treueste Freund beider Gatten, de Virieu, ein unermeßlicher Verlust für Lamartine, wie für seine Frau. In allem, was ihren Gatten betraf, bei allem, was er empfand, sei es Freud oder Leid, was er tat und schuf, war sie die intime Teilnehmerin, seine Beraterin und Trösterin und hatte auf ihn einen tiefen inneren Einfluß. In ihrem Salon in Paris, den sie aus politischen Rücksichten für ihren Mann halten mußte, zeichnete sie sich unter all den zum Teil schöneren Frauen durch ihre einfache Würde und Anmut und durch den Ausdruck eines in tiefen Leiden gereiften Charakters aus und flößte wohl allen Ehrfurcht und Sympathie ein. Doch gefielen ihr diese glänzenden, banalen Vereinigungen nicht; sie liebte mehr den intimen Kreis der Freunde in dem Atelier, wo sie malte. In den großen Gesellschaften sprach sie nicht viel, hörte nur zu und billigte oder widersprach mit wenigen Worten.

Es kam das Jahr 1848. Als Lamartine seine Frau am 24. Februar verließ, war sie zwar auf die kommenden Ereignisse gefaßt, aber sie war voll tödlicher Sorge um den geliebten Mann. Sie stand am Fenster ihres Ateliers und horchte mit angsterfülltem Herzen auf das Getöse in den Straßen. Ein treuer Freund ließ es sich angelegen sein, Nachrichten zu sammeln und sie ihr zu bringen. Die Beschreibung der Szene in der Kammer von der Erscheinung der Herzogin von Orleans mit ihren Kindern, der schmerzlichen Ablehnung der Regentschaft von seiten Lamartines, der sie einst warm verteidigt hatte und sie jetzt angesichts der Revolution für unmöglich erkannte, der Verzweiflung der fürstlichen Mutter, die mit ihren Kindern vor den Aufständischen fliehen mußte — alles das erschütterte das Herz der

edlen Frau auf das tiefste; und wenn es sie freudig durchschauerte, von der Straße her den Ruf: Vive Lamartine! zu hören, so bebte sie doch wieder stundenlang in banger Erwartung dessen, was sich in dem Hotel de Ville begeben würde, wohin ihn die Volksmassen begleiteten. Erst um Mitternacht kehrte er, wie ein Sieger vom Schlachtfelde, heim und erzählte der Tiefbewegten die stürmischen Ereignisse des Tages, wobei er ihr jedoch die Augenblicke der größten Gefahr verschwieg. Mit Tagesanbruch verließ er am 25. wieder das Haus; es war der Tag des heißesten Kampfes mit der roten Fahne. Lamartines Beredsamkeit rettete in glühenden Worten, die aus dem Herzen kamen, den Frieden und das Vaterland. Mit Entzücken vernahm die Frau von Lamartine die Dekrete reiner Humanität, die dem großen Siege Schlag auf Schlag folgten: die Abschaffung der Sklaverei, die Einrichtungen zum Besten des Volkes, die Abschaffung der Todesstrafe usw. Ihre Augen vergossen endlich wieder einmal Freudentränen. Dann ging es von einer Aufregung zur anderen, bald tödliche Angst, bald Siegesjubel und Hoffnung auf die volle Erfüllung der Träume des edlen Dichters von einem allgemeinen Sieg der Humanität und Freiheit ohne blutigen Kampf. Am 7. und 8. Mai war Lamartine auf dem Gipfel der Popularität; eine Salve von Beifallsbezeugungen grüßte ihn auf der Tribüne. Aber seine Frau kannte die geheimen Manöver der Bonapartisten, sie war die Vertraute der Befürchtungen ihres Mannes, seines Zornes über das Zögern Cavaignacs beim Ergreifen entscheidender Maßregeln; sie hatte die trübste Ahnung, daß alles in Strömen Bluts enden werde; Lamartines Popularität sowohl als die Republik.

Und so kam es. Am 25. Juni sah sie mit schmerzvoller Resignation ihren Gatten auf die Barrikaden eilen; sie wußte es, daß er dem Tod nicht ausweichen würde und bereit sei, mit der Republik zu sterben. Vom Tod jedoch verschont, verbarg er seine Verzweiflung unter der würdevollen Fassung einer großen Seele, und seine Frau, nur für ihn lebend, ahmte

ihm nach. Bitterer aber noch empfand sie es, daß die Verleumdung über den Besiegten herfiel; sie kannte die Geschichte zu gut, um nicht zu wissen, daß die Volksgunst, einmal verloren, nicht wiederkehrt. Die Gatten gingen nach Saint-Point zurück, wo sie zunächst ein kleiner Kreis intimster Freunde umgab. Danach verbrachten sie den Winter von 1850 in tiefster Einsamkeit, allein mit einem jungen Sekretär Lamartines. Der Dichter war am Morgen mit neuen Schöpfungen, seine Frau an ihrer Staffelei oder mit Werken der Barmherzigkeit beschäftigt. Im Frühjahr kehrte man nach Paris zurück. Inzwischen hatte der Sultan Frankreich ein Beispiel der Dankbarkeit gegeben und Lamartine eine Besitzung in Kleinasien geschenkt. Nach einiger Zeit traulichen Verkehrs mit den Freunden in Paris, traten daraufhin die Gatten die Rückreise in den Orient an, für beide, besonders für die Mutter, ein Erwachen schmerzvollster Erinnerungen. Die Reisenden wurden mit orientalischem Pomp und fürstlicher Gastfreundschaft von den Beauftragten des Sultans empfangen, die ihnen das Besitztum zeigen sollten, das Lamartine geschenkt war, und das ihn anregte, den Plan einer bleibenden Niederlassung im Orient ins Auge zu fassen. Doch kam er nicht zur Ausführung. Nach einem längeren Aufenthalt, während dessen die Orientalen den Undank Frankreichs durch fortwährende, herzliche Huldigungen gut machten, trat man die Rückreise an.

Das bedeutendste Ereignis der nächsten Zeit, während der Lamartine wieder Kammermitglied war, war der Staatsstreich Napoleons III. Lamartine erhielt die Nachricht auf dem Krankenlager. „Die Nachricht hat mich geschmerzt, nicht überrascht," schrieb er an einen Freund. Frau von Lamartine fühlte sich, indem sie ihn in seinem Schmerze sah, an die schönen Worte aus seiner „Reise in den Orient" erinnert: „Es hat immer eine erhabene und heroische Harmonie gegeben zwischen dem höchsten Ruhm, dem höchsten Genius und dem höchsten Unglück." Bis zum Jahre 1852 war jedoch, trotz aller trüben Erfahrungen und

Heimsuchungen, das Leben der Gatten noch ein glückliches zu nennen. Da erst erlosch der günstige Stern, der bisher auf Lamartines Lebensbahn niedergeleuchtet hatte. Seine ungemeine Großmut und Freigebigkeit, die sich keiner Bitte, keiner Not versagte und immer mit vollen Händen gab — unvorsichtiger Ankauf von Gütern, die seine prächtige Besitzung bei Mâcon umgaben, wo er seine ganze Familie um sich zu versammeln wünschte, und noch andere Ursachen, die alle einen edlen Grund hatten — waren schuld, daß die Vermögensumstände des Dichters sich plötzlich zerrüttet fanden und die Notwendigkeit herantrat, die so sehr geliebten Besitzungen zu verkaufen, auch dieses Saint-Point, das die Gräber der Mutter und der Tochter umschloß. Schwer lasteten diese Verhältnisse auf dem Dichter, schwerer noch auf seiner Gattin. Und nicht allein um dieser peinlichen Lage willen litt sie, sondern sie sah auch mit tiefem Schmerz, wie die Verleumdung alsbald über den geliebten und verehrten Mann herfiel und für die Verlegenheiten seiner Lage die häßlichsten Ursachen suchte. Sie war bereit zu jedem Opfer und beklagte den Verlust der künstlerisch schönen Existenz nicht um ihretwillen. Sie verkaufte ihr Reitpferd, das sie geliebt hatte, wie ein vernünftiges Wesen, und das ihr so nötig war, da sie nicht viel gehen konnte und viel leidend war. Sie begnügte sich, ohne zu klagen, mit dem kleinen Häuschen, das sie jetzt in Paris statt ihrer früheren schönen Wohnung bezogen, und in dem sie und ihr Mann nur zwei Stübchen und einen kleinen Salon hatten, in dem sich aber doch abends ein ausgesuchter Kreis treuer Freunde und geistvoller Menschen versammelte.

Aber während der Neid und die Verleumdung über den schwer getroffenen Mann herfielen, erhoben sich in seinem engeren Geburtsland andere Stimmen, um eine nationale Subskription zu seinen Gunsten zu veranstalten. Die Sache fand Anklang, nur von oben herab wurde ihr eine heimliche, aber entschiedene Opposition gemacht. Das Kaiserreich konnte dem Republikaner nicht vergeben. Frau von Lamartine schrieb darüber, nachdem sie von einer vorgeschlagenen Rück-

kehr nach Saint-Point gesprochen: „Ich möchte nicht dahin zurückkehren, außer wenn dort kein Mensch mehr einen Sou zu fordern hätte. Ach, wird das jemals der Fall sein? . . .“ „Wenn dies Unglück uns trifft, so dürfen wir nicht mehr in Frankreich bleiben. Weder die Wiege, noch das Grab dürfen uns zurückhalten. Die Verweigerung, die Liste hier aufzulegen, ist schmachvoll.“ (Der Präfekt des Departements hatte verboten, den Aufruf zur nationalen Subskription in der Zeitung des Departements drucken zu lassen.) „Es bedürfte jemandes, der mit Autorität spräche, aber es ist gerade die Autorität, die Hindernisse in den Weg legt.“ Die Nation hatte sich nicht bei dieser Subskription hervorgetan. Nun ließ der Kaiser dem Dichter ein glänzendes Geschenk anbieten. Lamartine wies es trotz seiner bedrängten Lage zurück. Er wollte nur durch Arbeit und ehrenvolle Hilfe gerettet sein. Es ehrte sein Alter, daß er die zwei Millionen des Kaisers verschmähte.

Mitten in den Nöten einer so schwer zu ertragenden Lage blieben die beiden Gatten unausgesetzt ihrem edlen Charakter treu. Lamartine blieb immer wohlwollend, teilnehmend und gerecht gegen jüngere Talente, die er durch Rat und Aufmunterung unterstützte. Seine Frau, fast unaufhörlich von schweren körperlichen Leiden heimgesucht, arbeitete fortwährend, um ihm zu helfen, indem sie Druckbogen korrigierte, Korrespondenzen besorgte usw. Dabei schrieb sie kleine Erbauungsbücher für die jüngeren und älteren Mädchen ihrer Dorfschule in Saint-Point, Bücher voll inniger Frömmigkeit, edler Moral, einfacher, mütterlicher Ratschläge für das Leben. Diese Jugend auf dem Lande, auf die sie alle Zärtlichkeit ihres vereinsamten Mutterherzens übertragen hatte, war ihr ein Gegenstand unausgesetzter, liebender Sorge.

In ihrer nunmehrigen kleinen Stube in Paris, wo sie fast immer das Bett hüten mußte, befand sich kein Schmuck mehr, außer einem Kruzifix über demselben. Aber das Bett war bedeckt, wie ein Tisch, mit Druckbogen, die sie mit ihrer abgemagerten Hand für den ungeduldigen Drucker korrigierte,

eine schwere, peinliche Arbeit, die sie doch mit ganzer Seele betrieb, da es galt, dem geliebtesten Manne zu helfen. Aus dieser kleinen, nur dürftig möblierten Stube trat man in das noch nacktere, ebenso kleine Arbeitszimmer des schwergeprüften Dichters, in dem jedweder Luxus fehlte. Einige Jahre voll trüber Erfahrungen, unausgesetzter Kämpfe, angestrengter Arbeit beider Gatten folgten noch, ohne ihnen einen Strahl der Freude und der Genugtuung zu bringen. Frankreich blieb undankbar gegen einen seiner edelsten Söhne, einen seiner herrlichsten Dichter, der in schwerer Zeit das Vermögen der Bürger geschützt hatte. Die Gesundheit der heroischen Frau, die in ununterbrochenen Mühen ihm die Last der Existenz zu erleichtern gesucht hatte, erlag zuerst dem harten Geschick. Ihr schon seit langem siecher Körper konnte einer heftigen akuten Krankheit nicht mehr Widerstand leisten. Während ihr Mann, von entsetzlichen rheumatischen Schmerzen gequält hilflos zu Bett lag, hauchte sie in furchtbarer Agonie ihre Seele aus, ohne den Trost zu haben, mit ihm, für den sie einzig gelebt, das letzte Lebewohl austauschen zu können.

Sie starb im Mai 1863. Ihre irdische Hülle wurde im Geleite treuer Freunde von Paris nach Saint-Point in die kleine Grabkapelle gebracht, wo ihre Giulia, Lamartines Mutter und eine seiner Schwestern ruhten. Als die Leiche in der Morgenfrühe in Mâcon ankam, erwartete sie bereits eine zahlreiche Versammlung von Verwandten, Freunden und Leuten aller Schichten der Gesellschaft. Der Zug stieg langsam die Höhen nach Saint-Point hinauf, sich immerfort vergrößernd durch die Landleute, die aus den Dörfern herbeiströmten, um ihrer Wohltäterin das letzte Geleit zu dem Ort zu geben, den sie so geliebt. Die Frauen des Volkes, die kleinen Mädchen ihrer Schule umstanden weinend die Gruft, in die der Sarg, bedeckt mit den Blumen des erwachenden Frühlings, hinabgesenkt wurde, und die anwesenden Freunde fühlten mit tiefem Schmerz, was ihnen alles hier entrissen war, indem sie der unvergeßlichen Tage gedachten, die sie einst in diesem poesieverklärten Sitz edelster Gastfreundschaft,

deren still waltender Genius die Tote gewesen war, erlebt hatten.

Bei dem verwaisten Dichter, der, selbst schwer krank, die, welche für ihn gestorben war, nicht zur letzten Ruhe hatte begleiten können, blieb ein Engel des Trostes zurück, seine Nichte Valentine, welche die kinderlosen Gatten schon seit längerer Zeit an Kindesstatt angenommen hatten. Sie hatte auf ein persönliches Lebensglück verzichtet, um sich ganz dem geliebten Onkel, den sie innig verehrte, zu widmen. Sie übernahm jetzt die Aufgabe ihrer Tante, wurde Sekretär des Onkels, führte seinen Haushalt, schmückte durch ihre Grazie und ihren Geist den kleinen Salon, in dem sich nach wie vor die intimsten Freunde versammelten, und verbreitete einen Hauch jugendlicher Anmut über die Umgebung des Dichters, der die trüben Erinnerungen und die Enttäuschungen der Gegenwart lieblich verhüllte.

Er arbeitete ununterbrochen mit Anstrengung fort. Sainte-Beuve sagte von ihm: „Er hat noch immer seine Zauberflöte und wird sie spielen bis ans Ende, und George Sand sagte: „Er ist immer der König."

Endlich schlug auch für diesen Dulder die Stunde der Befreiung. Nur mit Widerstreben hatte er im Dezember 1868 seinen geliebten Landaufenthalt verlassen, um nach Paris zurückzukehren. Im Februar kamen erneute Anfälle der Krankheit, die ihn verzehrte, und am 28. Februar starb er ohne Kampf, ohne die Qual der Agonie, nach dem schönen Wort: „Er ging mit den Göttern zur Unsterblichkeit."

Am 3. März 1869 durchfuhr, beinahe unbemerkt, ein Sarg die Straßen von Paris. Er umschloß die irdische Hülle des Dichters, dessen Poesie Paris einst entzückt und begeistert hatte, des großen Volksmannes, dem 1848 Millionen Herzen zugejubelt hatten, des Politikers, der auf der Tribüne für die höchsten Ideen der Menschheit mit hinreißender Beredsamkeit gekämpft hatte. Sein prophetisches Wort hatte sich erfüllt: „Mourir seul au désert, dans la foi du Grand Seul." Auch er wurde in Saint-Point unter lebhafter Teilnahme seiner

persönlichen Freunde und der dortigen Bevölkerung beerdigt.

— — — — — — — — — — — — —

Wir kommen nun zu einer jener Frauen des 19. Jahrhunderts, in der sich die Macht der Persönlichkeit, die sich aus dem Innersten der Seele entwickelt und durch alle Hindernisse des heutigen Lebens siegend hindurch schreitet, noch gewaltiger als in den früher Genannten offenbart, die zugleich aber, durch inneres und äußeres Erleben belehrt, den Kampf eröffnet für die berechtigte Gleichstellung der Frau mit dem Mann, der dann freilich erst gegen Ende des Jahrhunderts zu einer abgeklärten feststehenden Theorie wurde.

Wenn sich bei privilegierten Naturen die tiefsten Elemente ihres Seins schon vor der Geburt zubereiten, und wir da den Schlüssel zu manchem psychologischen Rätsel zu suchen haben, so ist dies bei George Sand in besonderer Weise der Fall, denn es mischten sich für ihre Abstammung die heterogensten Elemente, aristokratische und plebejische, legitime und illegitime und infolgedessen eine Menge der verschiedenartigsten Lebensanschauungen und Überzeugungen, die von vornherein dem Leben des jungen Wesens die allerernstesten Konflikte gleichsam als Patengeschenk von früh auf darbrachten. Ihre Großmutter war die natürliche Tochter des Marschalls Moritz von Sachsen und einer der Demoiselles Verrieres, bekannte Persönlichkeiten im 18. Jahrhundert. Ihr Großvater war der berühmte Monsieur Dupin de Francueil, den J. J. Rousseau und Mdme. d'Epinay erwähnen als einen „homme charmant". Deren Sohn, Moritz Dupin, Militär, geistvoll und gewandt mit der Feder, etwas zu Abenteuern geneigt, heiratete eine liebenswürdige und kluge Putzmacherin aus Paris, sehr gegen den Willen seiner Mutter, und aus dieser Ehe wurde 1804 Aurora Dupin geboren, welche die Vereinigung so verschiedener Elemente in einem Namen bekannt machen sollte.

Schon in frühester Jugend machten die Konflikte, die durch diese disproportionierten Verbindungen in der Familie ent-

standen, sich dem jungen Wesen bemerklich und hatten Einfluß auf sie, noch ehe sich ihre Vernunft Rechenschaft darüber geben konnte. Der erste Grund ihres leidenschaftlichen Hasses gegen Klassenunterschiede und daraus entspringende Vorurteile mag in jenen frühesten Eindrücken zu suchen sein, die sie in dem Mißverhältnis zwischen Mutter und Großmutter, die sie beide heiß liebte, empfing. Dazu kam eine unermüdliche Tätigkeit der Phantasie von früh auf; sie lebte in einer imaginären Welt, die sie oft ganz und gar von der übrigen Welt isolierte und in Träumereien versenkte, so daß man sie geradezu für dumm hielt, während doch auch alle äußeren Eindrücke, alles, was sie sah und hörte, in die bewegte Welt ihres Gehirns eindrangen und sich mit den Gebilden der Phantasie vermischten. Dieser Hang, sich eine imaginäre Welt zu bilden und die äußeren Eindrücke darein zu verweben, erhielt noch neue Nahrung, als das Kind aus der kleinen Wohnung, in der sie mit der Mutter in Paris lebte, nach Nohant, dem Gute der Großmutter Dupin, kam, wo das ländliche Leben ihr eine reiche Quelle der mannigfachsten Eindrücke durch Natur und Menschen eröffnete, besonders durch den Umgang mit den Landleuten der Gegend und durch deren phantastische Erzählungen und abergläubische Vorstellungen. Neben der träumerischen, oft düsteren Versunkenheit in eine Gedankenwelt, deren Geheimnis ihr selbst noch nicht erschlossen war, kamen dann aber auch Augenblicke überströmender Lust und des Bedürfnisses, sich zu erheitern, so daß die Personen, die sie in jenen düsteren Momenten gesehen hatten, sie kaum wieder erkannten. Zu dieser Vorarbeit der Natur, die das merkwürdige Wesen zu ihrer künftigen Aufgabe zubereitete, kam im Alter von sechzehn Jahren infolge von Szenen, die ihr Herz fortwährend zerrissen, und von indiskreten Eröffnungen über die Vergangenheit ihrer Mutter, ein solcher Geist des Aufruhrs in sie, daß sie mit allen Vorteilen des vornehmen Lebens, an das sie gewöhnt worden war, brechen, ganz zu ihrer Mutter, von der sie meist getrennt war, zurückkehren und sich der Autorität von Großmutter und Lehrer nicht mehr fügen wollte. Die

erstere beschloß, sie in das Kloster der englischen Damen zu Paris zu geben, wo damals die vornehmen jungen Mädchen erzogen wurden. Es war dies eine glückliche Wahl, denn die Ruhe dieses Asyls wurde für die junge Aurora eine wahre Wohltat, und sie hat in ihrer Lebensgeschichte diesem Aufenthalt reizvoll geschriebene Seiten gewidmet. Aus ihm schreibt sich jene auffallende Vorliebe für mysteriöse Vorgänge in geheimnisvollen architektonischen Gängen und unterirdischen Bauten, Gewahrsame verborgener, dunkler Begebenheiten her, denen wir so oft in ihren Romanen begegnen. Aber hier erlebte sie auch, nachdem die erste Periode übermütiger Jugendlust, die sich in der Gesellschaft der übrigen jungen Mädchen entzündete, vorüber war, eine Phase der tiefsten religiösen Ekstase, der mystischen Rührung, die, wie sehr auch das Leben sie später modifizierte, dennoch durch ihre ganze Existenz hindurch eine Spur von christlichem Idealismus zurückließ.

Nach zwei Jahren zu der Großmutter zurückgekehrt, wohnte sie während vieler Monate dem langen Siechtum derselben bei und hatte als einzige Zerstreuung nur ein beinahe wildes und einsames Naturleben, Streifereien, meist zu Pferde, auf denen, ihr noch selbst unbewußt, der Geist der Dichtung immer mächtiger in ihr die Flügel zu regen begann, die sie einst auf alle Höhen des Schaffens tragen sollten. Daneben ergab sie sich aber auch mit Leidenschaft dem Studium, um die Lücken auszufüllen, die ihre Erziehung in ihrem Wissen gelassen hatte. Sie las enorm viel, wenngleich ohne Folge; aber sie erhöhte mit Schnelligkeit die Summe ihrer Kenntnisse, und in ihrem trefflich organisierten Intellekt und raschen Fassungsvermögen fanden Philosophen, Moralisten, Dichter aller Zeiten und aller Völker nebeneinander Platz. Der Tod der Großmutter wurde Veranlassung zu erneuten Zwistigkeiten zwischen der Familie väterlicher- und mütterlicherseits, und es schien wie eine Rettung in ein normales, friedliches Dasein, als Aurora bei Freunden ihrer Mutter dem Baron Dudevant begegnete, der sich um sie bewarb, und dessen Gattin sie im Jahre 1822 wurde. Die ersten Jahre dieser

Ehe verflossen in Nohant in einem negativen Glück; die Mutterliebe, die Sorge für zwei schöne Kinder waren an die Stelle der Träume getreten, und es schien, als sei sie bestimmt, eine ruhig bürgerliche Existenz ohne Aufregungen in anspruchsloser Pflichterfüllung zu durchleben. Dem war aber nicht so, und die Schwierigkeiten des Zusammenlebens wurden so quälend für eine Natur, die „in ihrem dunklen Drange sich des rechten Weges wohl bewußt war", daß sie sich innerlich berechtigt fühlte, diese Fesseln abzuwerfen, wie es ihr denn endlich 1836 auch äußerlich gelang, indem die gerichtliche Entscheidung des Tribunals zu Bourges die Trennung zu ihren Gunsten entschied und ihr die Erziehung der Kinder überließ. Aus dieser äußerlich eher glänzenden Existenz war sie nun mit 27 Jahren angewiesen, sich das tägliche Brot für sich und ihre Kinder zu erwerben. Sie malte etwas Aquarell und war geschickt in Handarbeiten; damit erwarb sie sich des Lebens Unterhalt wie eine Pariser Arbeiterin, ohne selbst noch zu ahnen, welche wunderbare schöpferische Macht in ihr schlummerte. In ihrem Dachstübchen saß sie bis spät in die Nacht hinein und malte oder nähte ganz alltägliche Arbeit. Vielleicht wäre das Geheimnis des Genius, der in ihr war, nie offenbar geworden, hätte sie in sehr glücklichen, ihr Herz befriedigenden Verhältnissen gelebt, aber durch ein widriges Geschick wurde sie zur Kämpferin für Freiheit und Selbständigkeit und „der niedrige Kampf um das tägliche Brot hat sie zur Dichterin geadelt".

Schon hatte sie die öffentliche Aufmerksamkeit durch ihre ersten Schriften auf sich gezogen und nun, da alle die im stillen groß gewordenen Keime der erstaunlichsten schöpferischen Begabung in voller Freiheit tätig wurden, stand sie bald als eine der ersten und oft als die erste in jener glänzenden Reihe von Namen, wie die französische Literatur sie damals aufzuweisen hatte.

Die erste Probe literarischer Tätigkeit Auroras, die wir fortan mit dem Namen George Sand nennen, den sie berühmt gemacht hat, umfaßt etwa die Jahre von 1832 bis

1840, eine Periode der unmittelbarsten, lyrischen, persönlichen Inspirationen, in der eine Menge Romane ersten Ranges sich Schlag auf Schlag folgten, wie Indiana, Valentine, Jacques, Andra, Mauprat, Lelia, die venetianischen Erzählungen und die „Briefe eines Reisenden", in denen sich uns mit der bewunderungswerten Diskretion des Schmerzes der Seelenzustand des Autors mit allen Enttäuschungen eines kurzen, aber tief bewegten Lebens, mit allen heiligsten Empfindungen der Seele offenbart. Von den Werken dieser ersten Epoche sagt Caro, ihr Biograph: „Alle diese Werke, so verschieden durch die Auffassung, die Phantasie, die Umrahmung, tragen den brennenden Stempel eines jugendlichen Geistes. Der Gegenstand, fast durchaus derselbe in der glänzenden Verschiedenheit der Begebenheiten, ist die Darstellung der edlen Liebe im Kampf mit den Versuchungen und Überraschungen des Lebens, mit dem Verrat und der Schwäche; es sind die Schicksale des armen, großen, menschlichen Herzens in seinem getäuschten Heroismus und seinen außerordentlichen Verirrungen; es ist auch das Ringen der liebenden Seele gegen die Tücke des Schicksals, das sie der Gewalt zur Beute hinwirft; es ist die Empörung der Natur gegen die unheilvollen Irrtümer der Gesellschaft; es ist ein Protest gegen die Knechtschaft des Gesetzes oder der öffentlichen Meinung, in einem Wort gegen alles, was den freien Zug der wahren Liebe hemmt. Es ist endlich die unruhvolle und leidenschaftliche Verfolgung eines religiösen Ideals, eines oft getrübten und schimärischen, aber immer heiß gehofften und durch die doppelten Finsternisse des „Aberglaubens und des Zweifels" hindurch erschauten Ideals. Dies ist die Inspiration, die in der ersten Periode vorherrscht und das Motiv der ersten Schöpfungen. Ein jedes dieser Werke ist ein der himmlischen und besonders der menschlichen Liebe geweihtes Gedicht, die beide verwundert erscheinen, so nahe verwandt und vermischt zu sein. Die soziale Frage erscheint nur erst in unbestimmter Ferne, der reformatorische Gedanke erstreckt sich kaum auf mehr als die Ehe und kritisiert auch diese mehr in der Praxis,

als im Prinzip. Sie schrieb damals, wie sie selbst sagt, „unter der Herrschaft eines erregten Gefühls und nicht eines Systems".

Das System kam aber auch, und die Romane der zweiten Periode, ungefähr von 1840 bis 1848, sind beinahe zu gleichen Teilen Produkte der inneren Erregung und des von außen übernommenen Systems. In künstlerischer Beziehung war das ein Verlust. Denn wenn die Poesie uns erheben soll in die Sphäre des Ideals, wo wir uns von dem Kampf, dem Elend und den kleinen Konflikten erholen können, so muß es notwendigerweise einen ertötenden Einfluß haben, wenn wir inmitten der hinreißendsten Szenen und Schilderungen plötzlich einer Abhandlung begegnen, die nur ein Echo fremder Ansichten und Theorien ist, wie dies bei fast allen Romanen dieser zweiten Periode geschieht. Mit dem „Compagnon du tour de France" treten das System und der Sozialismus an den Tag und werden oft, sogar in dem an Schönheiten so reichen Roman Consuelo, zu unerträglichen Längen und unkünstlerischen Abhandlungen, Allegorien und einem dunklen Mystizismus. Glücklicherweise aber regt sich schon bald der innere Protest der reinen Dichternatur gegen die ihr aufgezwungenen Theorien, und noch während der erwähnten Schöpfungen erblüht, wie eine duftende Feldblume zwischen Treibhauspflanzen, ein Idyll von reinster poetischer Schönheit, die Mare au diable. Die Poesie ist der Talisman George Sands, sagt Caro, und sowie sie sich ihr wieder ganz zuwendet, fühlen wir uns wieder ganz unter ihrem Zauber, und alle Langeweile schwindet. Die Revolution von 1848 mit ihrer aufregenden Wirkung schien eine Zeitlang der Wiederbelebung des rein dichterischen Genius gefahrbringend zu sein; sie wurde fortgerissen in politische Polemik, und die liebenswürdigen Erzählungen, denen sie sich hingegeben hatte, waren unterbrochen. Erst die schrecklichen Tage der Juniinsurrektion führten sie aus dem politischen Taumel zu sich selbst zurück. „Infolge dieser unglücklichen Tage traurig und schwer bis ins innerste Herz betroffen," sagt

sie, „bemühte ich mich in der Einsamkeit, wenn nicht die Ruhe, doch den Glauben wenigstens wiederzufinden.“ Sie fühlte das Bedürfnis, sich von der heißen Luft jener Tage in eine Atmosphäre der Unschuld, des Friedens, des stillen bescheidenen Glückes zu versetzen, und sie schrieb „die kleine Fadette“. Die schönsten Tage ihres Talents waren zurückgekehrt, und das Publikum begrüßte sie mit Freude. Mit weniger Erfolg, aber mit besonderer Vorliebe wandte sie sich auch dem Theater zu, das sie sogar im häuslichen Kreis in Nohant mit Enthusiasmus pflegte, wo an den oft improvisierten Darstellungen auch die Mehrzahl der Gäste, die sich da häufig einfanden, teilnehmen mußten. Die dritte Periode des dichterischen Schaffens von 1848 bis etwa 1860 zeichnet sich durch eine offenbare Ermüdung in betreff der Theorien und durch die Tendenz zu einem einfachen, naiven und wahren Genre, sowie durch eben diese Vorliebe für das Theater aus; und die vierte Periode endlich von 1860 bis 1876 verrät mehr eine Rückkehr zu den Romanen der ersten Zeit, bereichert durch die Erfahrungen des Lebens, allerdings hie und da geschwächt durch das Alter, doch immer noch Meisterwerke zählend, in denen die geistige Kraft und die Inspiration jugendliche Frische zeigen.

Sollen wir nun den allgemeinen Charakter der Werke George Sands kennzeichnen, so sind es hauptsächlich drei unerschöpfliche Quellen, aus denen ihre Begeisterung entspringt: die Liebe, die leidenschaftliche Teilnahme an den Leiden der Menschheit, das Gefühl für die Natur. Die Liebe war für sie des Lebens Inhalt, dieses hatte keinen anderen Zweck, als die Liebe in allen ihren verschiedenen Formen, selbst das Gefühl für die Menschheit ordnete sich jenem ersten Gefühl unter, und die Liebe führte, besonders in den Romanen der zweiten Epoche, zu der Gleichheitsdoktrin. Wenn jedoch hierbei ihre unerschöpflich reiche Erfindungsgabe Abgründe zu überspringen und Brücken über anscheinend unvereinbar getrennte Welten zu bauen wußte, so ist es ihr doch nur im Bereich der Phantasie und mittels oft unkünstlerischem Einflechten von Theorien gelungen, die Probleme hier zu lösen,

die das reale Leben unter den jetzt noch obwaltenden sozialen Verhältnissen sicher immer der Vereinigung von Wesen, aus den beiden Polen der Gesellschaft herstammend, entgegenstellen wird. „Die Gleichheit existiert vor Gott, die Liebe kommt von Gott, folglich muß auch in ihr Gleichheit sein", und infolgedessen sehen wir eine Menge der noblen Heldinnen George Sands den Gegenstand ihrer Liebe in den untersten Schichten der Gesellschaft suchen. Ob die Wirklichkeit ihr recht geben würde, solche Vereinigungen als die normale Form der Liebe und für deren Dauer bürgend, anzusehen, bleibt wohl mehr als zweifelhaft. Ebenso würde es schwer sein, die absolute Berechtigung der Leidenschaft dem Gesetz und der gesellschaftlichen Ordnung gegenüber so durchaus in Schutz zu nehmen, wie G. Sand es tut. Es sind das alles Fragen, deren Lösung noch der Zukunft vorbehalten ist, wenn erst die Erziehung, besonders die der Frauen, eine andere geworden ist und sie stark gemacht hat, auch der Leidenschaft zu gebieten, wenn höhere Motive es fordern. Caro scheint uns aber hier in seiner Kritik etwas zu vergessen: nämlich, daß G. Sand mitten in jene Periode einer geistigen Revolution gegen soziale Vorurteile und reale Mißbräuche sozialer Formen mit aller Glut ihrer Phantasie, mit aller Bitterkeit persönlichen Erlebens, mit dem ganzen Feuer ihres von Menschenliebe erfüllten Herzens als eine der ersten Kämpferinnen eintrat und, wie das im heißen Drange einer ersten reformatorischen Bewegung fast immer geschieht, weiter ging, als sie es selbst anfangs gewollt hatte und wußte.

Ihre religiösen Tendenzen waren lange Zeit irregeführt durch den Einfluß ihrer sozialphilosophischen Freunde; was aber bei ihr von Kindheit auf ein vorherrschender Zug war, überdauerte alle ihre von außen zugeführten Theorien und faßte sich zusammen in dem kurzen Wort: gut sein. Die unendliche Güte, das Mitleid mit allem, was elend ist, waren Grundzüge ihrer Natur und behielten zuletzt die alleinige Herrschaft, als die exaltierten Systeme, der bittere Zweifel, das verzweifelte Suchen nach einer absoluten Wahrheit, der

Ruhe eines reifenden Geistes, der seine Grenzen erkennt, gewichen waren.

Was aber ihr ganzes Leben hindurch sich gleich blieb und ihr in den schweren Stunden des Lebens den immer hilfreichen Trost gab, das war die Liebe zur Natur, eine Liebe, die niemals trügt. In ihr bestand ein Teil ihres Genies. Sie sah die Natur, sie erfand sie nicht; aber sie wußte ihr das Geheimnis ihres inneren Lebens abzulauschen und es so darzustellen, daß der Leser ohne Mühe die großen Szenen, die sie beschreibt, so sehen konnte, wie sie diese gesehen hatte. Dazu kam, daß sie ihre Naturschilderungen stets dem Menschen mit seinen Gefühlen und Erlebnissen verband, wie es die wahre Kunst erfordert, und kein Maler hat dafür einen so zarten und sicheren Instinkt gehabt.

Sehr überraschend ist das Bild, das uns Caro von George Sands Erscheinung und ihrem Wesen im persönlichen Verkehr entwirft, so wie er sie in späteren Jahren bei einem Besuch in Nohant selbst kennen lernte, und wie ihm dasselbe aus ihren Briefen, die uns auf so anziehende Weise ihr persönlich nahe bringen, entgegentritt. Er sagt: „Als ich sie sah, hatten siebenundfünfzig Jahre ihre Spur auf ihrer ganzen Person zurückgelassen und deren Eindruck geschwächt, indem sie die jugendlich leidenschaftliche Grazie von einst ausgelöscht hatten, sowie den Glanz der Physiognomie, der trotz der Plumpheit einiger Züge ihre hauptsächliche Schönheit gewesen war. Ihre Taille war stark geworden; die Augen waren noch schön, aber wie verschwommen in eine gewisse Unbestimmtheit oder Trägheit, die sich mit den Jahren gesteigert hatte; es war wie eine Art intellektueller Müdigkeit; sie schien zuerst vor neuen Bekanntschaften oder der Berührung mit neuen Ideen, die nicht durchaus die ihrigen wären, zurückzuweichen oder sich ihnen nur mit Mühe zu unterziehen." Dieser Eindruck verlor sich indes bald, besonders wenn der Gegenstand des Gesprächs ihre Teilnahme erweckte. In ihrem ganz geregelten bürgerlichen Leben in Nohant, wo die eigentliche Heimat der zweiten Hälfte ihres Lebens war, nahmen

zwei Hauptzüge die hervorragende Stelle ein; es war dies das Mütterliche in ihrer Natur, das sich in immer größerer Stärke in der Sorge für ihre Kinder, ihre Enkel, selbst für ihre Freunde und Angehörigen äußerte und die Lust am Theater, das, wie gesagt, in Nohant selbst eine der Hauptbeschäftigungen bildete und teils von den Bewohnern des Hauses, teils von Marionetten ausgeführt wurde, und dem sie sich mit ganzer Seele hingab. Wunderbar war bis zum späten Alter die enorme Leichtigkeit, mit der sie schrieb und, beinahe ohne vorausgefaßten Plan, ihre Träume, ihre Phantasien und Anschauungen auf das Papier warf, wobei ihr freilich die Fülle der Erfahrung und des Erlernten zu Hilfe kam. Denn sie hatte eine sehr umfassende und vielseitige Bildung, hatte sehr viel gelesen — und wenn auch ein wenig in unregelmäßiger Weise, so hatte das doch alles eine Menge von Kenntnissen angehäuft, die ihre seltene Produktivität unterstützten. Auch verstand sie vollkommen die Notwendigkeit des Studiums für die Kunst und empfahl es auf das strengste den jungen Leuten, die ihren Rat verlangten. „Sie wollen Schriftsteller werden," schreibt sie einem von diesen, „ich habe Ihnen gesagt, Sie können es sein, wenn Sie alles lernen. Die Kunst ist keine Gabe, die eines ausgebreiteten Wissens in allen Richtungen entbehren könnte." Und einem andern: „Sie glauben produzieren zu können, ohne gesammelt zu haben. — Sie glauben, daß man mit Ratschlägen und Nachdenken etwas zustande bringt. Nein, damit bringt man nichts zustande. Man muß gelebt und gesucht haben. Man muß viel verdaut, geliebt, gelitten, gewartet und immerfort gearbeitet haben. Kurz, man muß die Fechtkunst gelernt haben, ehe man sich des Degens bedient. Wollen Sie es machen, wie diese Buben der Literatur, die sich für außerordentliche Kerle halten, weil sie plattes Zeug und Nichtigkeiten drucken? Fliehen Sie die, wie die Pest, das sind die Mehlwürmer der Literatur."

Das war die Stimme eines reifen Talents, eines weisen Alters, welche die ungeduldige Jugend zum Ringen um den höchsten Preis der Kunst, wie um ein höchstes ethisches Ziel

ermahnte. „Die Kunst ist eine heilige Sache," rief sie aus, „ein Kelch, dem man erst nach Fasten und Gebet nahen soll. Vergeßt ihn, wenn Ihr nicht zu gleicher Zeit die Dinge bis auf den Grund studieren und dabei die ersten Proben der Erfindungsgabe machen könnt."

Und das hatte sie getan; mit leidenschaftlicher Liebe hatte sie, während sie fortwährend Werke der Phantasie erschuf, sich oft monatelang naturwissenschaftlichen Studien mit größtem Eifer hingegeben, ebenso war sie von Jugend auf mit philosophischen, politischen, religiösen Ideen und Systemen beschäftigt. Immer aber verknüpfte sich ihr die Beschäftigung mit der Kunst zugleich auch mit den höchsten Ideen der Moral und dem heiligen Ernst, der den frivolen Erfolg verschmäht. In einem Brief an Flaubert sagt sie: „Nimm nicht die wahre Tugend für ein banales Wort in der Literatur. Gieb ihr einen Repräsentanten; laß den Redlichen und den Starken zwischen den Narren und den Idioten, über die Du Dich lustig machst, erscheinen. Verlaß die Höhle der Realisten und komm zurück zu der wahren Realität, die aus Schönem und Häßlichem, aus Trübem und Glänzendem gemischt ist, wo aber der Wille zum Guten dennoch seinen Platz und seine Anwendung findet."

Diese schönen Worte mögen das Bild der merkwürdigen Frau beschließen, von dem wir hier nur einen kurzen Abriß gaben, und wie man auch über frühere Episoden ihres Lebens denken mag, gewiß können doch auf sie die tröstenden Worte aus dem Faust ihre Anwendung finden: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen." — —

Ein Buch von K. O'Meara: „Un Salon à Paris: Mme. Mohl et ses intimes", ist dem Andenken an eine merkwürdige Frau gewidmet, die viele Jahre ihres bewegten Lebens hindurch es verstanden hatte, in ihrem Salon den alten Ruhm der Pariser Salons aufrecht zu erhalten, während dieser außerdem mehr und mehr dahinschwand und jetzt nur noch eine Sage ist. Ich hatte vor vielen Jahren ihre Bekanntschaft in Paris gemacht, hatte einen ganzen Winter hindurch die

Freude gehabt, mit ihr zu verkehren und an den Empfangsabenden in ihrem Salon teilzunehmen, und es war mir ebenso ergangen, wie gewiß allen, die sie gekannt haben: ich hatte einen nie zu verlöschenden Eindruck von ihrer ganz originellen, beweglichen und geistreichen Persönlichkeit empfangen. Mit wahrer Freude sah ich sie daher vor mir aufleben in den Blättern des erwähnten Buches, das, von Freundeshand geschrieben, neben ihrer eigenen auch die Reihe der ausgezeichneten Individualitäten vorführt, mit denen sie verkehrte, und die eben ihren Salon so bedeutend machten.

Sie war eine Engländerin von Geburt, Miß Mary Clarke, die schon im vorgerückten Alter, im siebenundfünfzigsten Jahre, den um zehn Jahre jüngeren Julius Mohl, den berühmten Orientalisten, Professor am Collège de France, Bruder von Robert Mohl und Sohn des württembergischen Ministers von Mohl, heiratete. Sie war als kleines Kind mit ihrer Mutter, die noch sehr jung Witwe geworden war, in dem denkwürdigen Jahre 1793 nach Frankreich gekommen, und da sie ihre Jugend und den größeren Teil ihres Lebens in Frankreich verbrachte, so hatte sich in ihrem Wesen eine eigentümliche Mischung von englischen und französischen Elementen gebildet, die nicht wenig dazu beitrug, sie zu einer originellen Erscheinung zu machen. Die Verhältnisse führten sie früh in den Kreis der bedeutendsten Menschen der damaligen Zeit, und der Umgang mit ihnen entwickelte im höchsten Grade die angeborene Lebhaftigkeit, den Wissensdrang und die außerordentliche Gabe der Unterhaltung, welche die jugendliche Engländerin und nachher die reife Frau auszeichneten. Madame Clarke, die Mutter Marys, ließ sich in Paris nieder, und es fügte sich, daß sie nach einiger Zeit bei einem Wohnungswechsel das große Quartier, das Madame Récamier in der Abbaye-aux-Bois innehatte, aber mit einem kleineren in demselben Gebäude vertauschte, mieten konnte. Sie wurde bei dieser Gelegenheit mit der reizenden Frau bekannt, deren Anmut und unwiderstehliche Grazie über den letzten Teil des vorigen und den ersten Teil dieses Jahr-

hunderts einen so großen, die Herzen bestrickenden Zauber ausgeübt hat. Da der neue Salon nicht groß genug war, um die Menge ihrer Freunde an den Empfangsabenden zu fassen, so kam man überein, für diese den nunmehrigen Salon der Damen Clarke, wie früher, zu benutzen. In demselben herrschte unumschränkt der alternde und lebensmüde Chateaubriand und übte über die Gemüter, namentlich der Frauen, trotz seiner unersättlichen Eitelkeit und der Verstimmtheit, die ihm aus den Enttäuschungen derselben erwuchs, eine Macht aus, die noch immer fast unwiderstehlich war. Wie groß mußte diese Macht von jeher gewesen sein, da sich ihm, außer den vielen andern, zwei der seltensten Frauen ihrer Zeit in grenzenloser Hingebung verbunden hatten. Die eine, dem damals noch jungen Manne zugeneigt, war die schon besprochene Pauline de Beaumont, die zweite, die dem schon alternden Mann die letzte zarte, unbegrenzte Neigung widmete, war eben jene Zauberin, deren Reize selbst den gewaltigen Eroberer des Jahrhunderts entzündet hatten, der aber dann, stolz von ihr verschmäht, sie mit bitterer Rache verfolgte und sogar aus Frankreich verbannte. Unter der Restauration war sie nach Paris zurückgekehrt und hatte von neuem, durch Unglück und die Zeit noch gereift und vervollkommnet, das Reich der Grazie und des anmutsvollsten Geistes um sich aufgebaut, das jetzt, da in dem Exil auch ihr Vermögen Schaden gelitten hatte, mehr noch als früher einzig dem Zauber ihrer Persönlichkeit zugeschrieben werden mußte. In dem auf das bescheidenste ausgestatteten Salon der Abbaye-aux-Bois versammelten sich die bedeutendsten Menschen von Paris, und jeder hielt es für eine Ehre, dort aufgenommen zu werden. In der Gegenwart der liebenswürdigen Frau vergaß man allen Parteizwist und wurde freundlich gegeneinander, um ihr zu gefallen; gerade wie dies einst in Raffaels Atelier der Fall gewesen sein soll, wo der hinreißende Einfluß der einzigen Persönlichkeit die vielen Schüler in Eintracht und liebender Ehrfurcht vereinte. Womit man aber Madame Récamier besonders gefällig

sein konnte, das war das Bestreben, Chateaubriand zu erheitern, denn dies war geradezu der Zweck ihres Lebens geworden, und sie war allen tief dankbar, die ihr dabei halfen. Doch nicht immer gelang es selbst ihrer Meisterschaft in der Unterhaltung, die sich noch dazu ganz nach seinem Geschmack einrichtete, die Stirn des blasierten Genies zu entwölken und ihm ein Lächeln zu entlocken. Dies erreichte eines Tages in glänzender Weise die junge Engländerin Mary Clarke, und von der Zeit an wurde sie der entschiedene Liebling von Madame Récamier und ein unentbehrliches Mitglied ihres ausgezeichneten Kreises. Wenn die Krisen der Langeweile und Abspannung bei Chateaubriand eintraten und er anfing, mit der Katze von Madame Récamier zu spielen, wendeten sich alle Augen nach der Türe; wenn er aber gar mit der Klingelschnur spielte, dann wurde die allgemeine Beklemmung so groß, daß der Eintritt der „jungen Engländerin" jeder Brust ein erleichterndes Ah! entlockte. Ihre Gegenwart brach aber auch jedesmal den Bann der Langeweile, der sich zuweilen durch den zu hoch gespannten Ton der Unterhaltung auf die Gesellschaft legte. Sie besaß eine kindliche Heiterkeit, einen blitzenden Verstand, Witz und Originalität, dabei war sie vollkommen natürlich und frei von der falschen Scham, wißbegierige Fragen zu unterdrücken aus Furcht, unwissend zu erscheinen. Unter den bedeutenden Menschen, die zu den häufigsten Besuchern des Salons der Récamier gehörten, waren besonders zwei, Fauriel und Ampère, auch sehr mit den Damen Clarke befreundet. Ampère sagte von Mary: „Sie ist eine allerliebste Zusammensetzung von französischer Lebhaftigkeit und englischer Originalität, aber ich glaube, daß der französische Charakter überwiegt. Sie war das Entzücken des berühmten Gelangweilten; ihre Ausdrücke gehörten ihr durchaus an, aber er bediente sich derselben öfter in seinen Schriften. Ihre Art zu sprechen und die Art und Weise ihres Geistes waren ganz originell, zart, ausgesucht, mehr dem achtzehnten Jahrhundert als dem unsrigen angehörig."

Mary war nicht schön, aber ihre ganze Erscheinung paßte zu ihrer freien, glänzenden, humoristischen Art, sich auszudrücken; ihr frischer Teint, ihre blauen Augen voll sprühender Lebhaftigkeit und Schalkheit, ihre weiße Stirn, auf die eine Menge Löckchen in ungehinderter Unordnung herabfielen, die kleine, bewegliche, feine Figur, alles das bildete ein Ganzes, welches viele häßlich fanden, welches aber von allen, selbst denen, die sie nicht liebten, höchst anziehend gefunden wurde. Sie war so unkonventionell wie möglich und beugte sich nur vor geistiger Größe. Chateaubriand war ihr die höchste Inkarnation derselben, und sie widmete ihm einen unbedingten Kultus, den er mit wirklicher Zärtlichkeit erwiderte. Außer ihm war es Madame Récamier, für die sie wahre Begeisterung empfand, „Sie war das reizendste Wesen, das ich je gekannt habe," versicherte Mary fast ein halbes Jahrhundert später.

In dem Zauberkreis von Geist und Anmut, der sich um diese zwei Persönlichkeiten gebildet hatte, entwickelte sich Marys Intelligenz und bildete sich ihr Geschmack. Zugleich aber befestigte sich auch in ihr das Bedürfnis und der Hang zur Geselligkeit, die geradezu ihr Beruf wurde, wie es für andere die Kunst, die Politik, die Wohltätigkeit u. a. sind. Einen Salon zu haben, wurde das Ziel ihres Lebens. Dies könnte auf den ersten Blick etwas frivol erscheinen, aber man muß dabei bedenken, welche Bedeutung in früherer Zeit, besonders in Paris, ein solcher Salon hatte. Es war dies eine Mitte, in der ausgezeichnete Leute sich gern zusammenfanden, um sich zu unterhalten. Nichts Materielles war dazu nötig. Die Unterhaltung, der Austausch der Ideen, die Anregung durch geistvolle Plaudereien genügten dafür. „Wenn man an das Vergnügen, ja an das Glück denkt, das die Konversation gewährt, so wundert man sich, daß so wenig Menschen suchen, es zu genießen. Sonst verstand man es in Frankreich und widmete der Kunst der Unterhaltung ebensoviel Sorgfalt, wie jeder anderen freien Kunst. Die Salons waren die Schulen, wo man lehrte, die Arena, wo Meister

und Schüler übten. Von einer Frau sagen zu können: elle cause bien, war ein feineres Lob, als ihre Eleganz oder ihre Schönheit zu rühmen. Paris war die Wiege und das Vaterland des Salons, einer Pflanze, die ganz natürlich auf dem Boden dieser belebten Stadt erwuchs. Es war dies ein Reich, das stets respektiert worden ist, seitdem Madame de Rambouillet es gründete, um die französische Sprache zu reinigen und zu vervollkommnen. Der Thron war zu wiederholten Malen vakant gewesen, zuweilen lange Zeit, aber er stand immer bereit, die Herrscherin zu empfangen, die ihn in Besitz nehmen würde. Das Recht der Eroberung war das einzig anerkannte Recht. Kein Gesetz der Erblichkeit verlieh das Zepter der einen Königin an eine andere, kein dynastischer Kodex wurde ihr aufgedrungen. Sie brauchte nur, wie Cäsar, zu kommen, zu sehen und zu siegen. Jede Frau, welche dieses Königtum ihrem eigenen Wert verdankte, konnte nach jener Herrschaft, die zugleich wählbar, absolut und demokratisch war, streben."

Das Talent der Konversation hatte Mary Clarke in dem Kreis der Abbaye zur Meisterschaft ausgebildet, ohne es in jene ausgesucht höflichen Formen zu bannen, die dort üblich waren, und die ihrer natürlichen, ungebundenen Art widerstrebten. Nach sieben Jahren, die sie in der Abbaye zubrachte, bezog sie mit ihrer Mutter eine andere Wohnung, und dort eröffneten die Damen Clarke ihren eigenen Salon.

Die ausgezeichnetsten Leute aus dem Kreis von Madame Récamier bildeten nun auch die Mehrzahl der Gäste bei den Damen Clarke. Fauriel, Roulein, Julius Mohl waren mehrere Mal die Woche zum Essen da und verbrachten fast alle Abende dort. Auch Madame Récamier kam zuweilen, ebenso die Fürstin Belgiojoso, eine auffallend schöne, eigentümliche Erscheinung, und eine Menge anderer durch Geburt, Talente, Schönheit und Geist ausgezeichnete Frauen, unter denen ich nur die berühmte Ristori nennen will. Unter den Männern leuchtete ganz besonders

Fauriel hervor. Im Jahre 1772 geboren, war er schon ein bedeutender Schriftsteller, als er die um achtzehn Jahre jüngere Mary kennen lernte, mit der ihn bald eine innige Freundschaft verband, die von Marys Seite zu einer vergötternden Liebe wurde, die bis zu Fauriels Tod ihr Herz ausfüllte und sie nicht an eine andere Verbindung denken ließ. Zusammen mit ihm machten die Damen Clarke einen längeren Aufenthalt in Mailand, wo sie im Hause Manzonis, des intimen Freundes Fauriels, die freundlichste Aufnahme fanden.

Außer Fauriel gehörten noch zu den näheren Mitgliedern des Clarkeschen Kreises Thiers, Mérimée, Tocqueville, Guizot, Cousin, Augustin Thierry, B. Constant, Mignet, Quinet usw., kurz die bedeutendsten Männer der Zeit machten diesen Salon von 1830 an zu einem merkwürdigen Zentrum der Intelligenz. Während die Julirevolution dem Leben des Salons schädlich war, wie es alle Revolutionen sind, während die politischen Parteien sich schieden, die Aristokratie sich grollend im Faubourg St. Germain abschloß und die — Verräter, die bei dem Bürgerkönig blieben, voll Verachtung von sich stieß, suchte die lebhaft erwachte Tätigkeit der Nation nach einem neutralen Boden, wo sie sich frei bewegen und üben könnte, ohne sich an den politischen Vorurteilen zu stoßen. Diesen Boden fand sie einzig in der Finanzwelt. Dahinein, in industrielle, kommerzielle, finanzielle Unternehmungen stürzte sich die Gesellschaft unter der Regierung Ludwig Philipps. Das Land wurde schnell reich bei seinen immensen Hilfsquellen, und es folgte eine vergoldete Epoche auf die von Blut gedüngte der Anfänge des Jahrhunderts, die aber ebenso viele Gefahren hatte, weil sie die Gedanken und den Ehrgeiz einzig auf materielle Dinge richtete, und weil in ihr der Durst nach Reichtum und Genuß den nach Geist und Ruhm überwog. Wie willkommen mußte in solcher Zeit ein Salon sein, wohin der Streit der politischen Parteien nicht drang, und wo man frei in einer geistigen Atmosphäre atmen

konnte. Dieser Salon war der von Mary Clarke; denn sie, wennschon ganz für die Orleans eingenommen, hielt sich dennoch frei von Partei- und Koteriegeist, und obwohl sie bis zu ihrem Tode den Orleans treu blieb, so konnte sie sich doch bis zur Wut hinreißen lassen, wenn ihr irgend etwas von seiten der Regierung mißfiel.

Dessenungeachtet begann mit der Revolution von 1848 und dem Sturze Ludwig Philipps eine neue, und zwar die glänzendste Epoche von Marys Salon. Im Jahre 1844 war Fauriel gestorben und die, welche ihn mehr als alles in der Welt geliebt hatte, litt auch mehr als irgend jemand durch diesen Tod. Zwei Jahre später starb Madame Clarke, und Mary, die ihrer Mutter innigst verbunden gewesen war, fühlte sich sehr allein in der Welt. Da entschloß sie sich ein Jahr nach dem Tode der Mutter, die Frau von Julius Mohl zu werden, der sie längst mit treuer Neigung liebte, aber bisher der diskrete Zeuge ihrer Liebe für Fauriel, seinen intimen Freund, gewesen war. Mohl war damals schon berühmt auf dem Gebiete der orientalischen Sprachen, war Professor am Collège de France, hochgeachtet im Kreise seiner Vorgesetzten und Kollegen und wegen seiner Liebenswürdigkeit und Güte von allen, die ihn kannten, geschätzt und geliebt. Eine geistvolle Französin sagte von ihm, daß ihn die Natur aus dem Crème der drei Nationalitäten gebildet habe, denen er durch Geburt, Wahl und Heirat angehörte: tief wie ein Deutscher, geistreich wie ein Franzose, loyal wie ein Engländer.

Von nun an bereicherte sich der Salon von Madame Mohl noch um ein Bedeutendes mit den literarischen und wissenschaftlichen Berümtheiten aller Länder, die durch ihre Verbindungen mit Mohl dahin gezogen wurden; seine glänzendste Zeit aber datiert von dem Falle Ludwig Philipps an. Denn nun entwickelte sich bei der originellen Frau ein Haß gegen Napoleon III., der nie erstarb und ihren Salon zu einem Herd der Opposition gegen das Kaiserreich machte, an dem sich alle die Leute von Geist einfanden,

die letzteres nicht liebten und sich mit Wollust über „diesen da", wie Madame Mohl ihn nannte, lustig machten. Zugleich aber wurde dieser Salon auch ein Protest gegen die überhandnehmende Banalität auf allen Gebieten, den übertriebenen Luxus, die absurden Moden, die Frivolität und Eitelkeit, kurz gegen die ganze Depravation des öffentlichen Lebens unter dem Kaiserreich. Die kleine alte Frau, ohne Rang, ohne Vermögen, in einer einfach möblierten Wohnung im vierten Stock wohnend, stets in einem kurzen Kleid von schwarzer Seide, ohne Krinoline, die damals die Frauenwelt allmächtig beherrschte, die grauen Löckchen ungeordnet über die Stirn fallend — hatte sich eine unbestritten geehrte Stellung in der Gesellschaft erworben und hatte es erreicht, alles, was Paris von ausgezeichneten Leuten besaß, und was von europäischen Berühmtheiten dorthin kam, bei sich zu versammeln. Ebenso einfach, wie die äußere Ausstattung, war die Bewirtung. Eine Tasse Tee, den Madame Mohl selbst bereitete, war alles. In solch einer Mitte durch anderes, als durch Geist Effekt machen wollen, wäre ein sehr unpassendes Bemühen gewesen. Madame Mohl verlangte nichts anderes von ihren Gästen, als liebenswürdig zu sein, nicht gelangweilt zu werden und nicht zu langweilen. So wie sie selbst die Kunst der Konversation aufs höchste verstand, so verlangte sie auch, daß ein jeder zum allgemeinen Vergnügen beitrage, indem er entweder selbst rede oder verständnisvoll zuhöre. Sie machte ihre Gäste geltend, indem sie sie durch Widerspruch, durch Zustimmung, durch Kritik oder Neckerei, durch eine Flut von witzigen Einfällen und Paradoxen anstachelte.

Der Haß gegen Napoleon III. und alle, die mit dem Kaiserreich zusammenhingen, nahm den heftigsten Charakter an, den Liebe sowohl wie Haß stets bei Madame Mohl hatten. „Der elende Spitzbube! Ich hasse ihn so, daß es mich wirklich ganz unwohl macht!" sagte sie zu Montalembert, mit dem sie sich befreundet hatte, weil er ein Feind des Kaisers war. Eine Freundin des letzteren jedoch

war in freundschaftlichen Beziehungen zu Madame Mohl und besuchte diese stets, wenn sie nach Paris kam. Es war die Königin Sophie von Holland, die als Tochter des Königs von Württemberg, dessen Minister der Vater von Julius Mohl gewesen war, eine große Freundschaft für diesen hatte, die sie auch auf dessen Frau übertrug. Napoleon kannte die stets unumwunden ausgesprochene Antipathie Mary Mohls gegen ihn. Bei dem Besuch der Königin Sophie im Jahr 1869 antwortete er auf die Frage der letzteren, ob es noch Salons in Paris gäbe: „Ja, den der Madame Mohl, aber sie tut mir nicht die Ehre an, mich einzuladen." — „Sie hat mich zum Frühstück gebeten," versetzte die Königin, „aber da ich bei Ihnen bin, werde ich die Einladung nicht annehmen." — „Sie sind nicht bei mir, Sie sind bei sich," erwiderte der Kaiser, „ich verlange es als eine Gunst, daß Sie zu Madame Mohl gehen."

Napoleon war sehr neugierig zu wissen, wie das Fest verlaufen war und bat die Königin, Madame Mohl und ihre Freunde zum Frühstück in den Tuilerien einzuladen. „Zu mir würden sie nicht kommen," sagte er, „aber sie haben keinen Grund, nicht zu Ihnen zu kommen." Es schien aber doch ein Grund da zu sein, denn keiner der Geladenen nahm die Einladung an.

Es war im Winter von 1859 auf 1860, wo ich in Paris weilte und Madame Mohl, die ich schon in England kennen gelernt hatte, häufig sah. Ihr Salon war damals in voller Blüte, und ich versäumte nie, mich am Freitag an ihren Empfangsabenden einzufinden. Man begegnete dort Thiers, Barthélemy Saint Hilaire, Mignet, Jules Simon, Renan, Laboulaye, Leopold Ranke, Richard Cobden und eine Menge anderer geistiger Notabilitäten, die ihren Zusammenhang in der kleinen beweglichen Frau fanden, deren Originalität, Natürlichkeit und Intelligenz auch mir das lebhafteste Interesse einflößten. Nicht konnte ich damals denken, daß diese so schön und sicher entwickelte Existenz wie ein melancho-

lischer, trüb verhallender Akkord ausklingen würde. Der deutsch-französische Krieg mit den widerstreitenden Gefühlen, die er bei Herrn Mohl wecken mußte, da er beiden streitenden Nationen mit gleichen Sympathien angehörte, der Tod seines Bruders und noch anderer Kummer erschütterten die Gesundheit des trefflichen Mannes und führten ihn allmählich dem Grabe zu. Er starb im Januar 1876. Seine Witwe war untröstlich. Und jetzt rächte es sich etwas an ihr, daß sie so ausschließlich der Gesellschaft, wenn auch in edler Form, gelebt hatte, denn die Einsamkeit wurde ihr unerträglich. Nachdem das Trauerjahr vorüber war, öffnete sie ihren Salon wieder, mußte aber die traurige Erfahrung machen, daß die Zeit ihr grausames Recht geübt hatte, und daß der Weg zu dem einst so besuchten Haus vergessen war. Sie unternahm noch Reisen nach England zu Verwandten, wo sie, wie sonst, liebevoll aufgenommen wurde, und auch in Paris blieben einige bewährte Freunde ihr treu. Aber es war nicht mehr das alte Leben, sie beklagte sich bitter über das Ausbleiben der früheren Besucher und sagte: „Sonst hatte ich eine Menge liebenswürdiger Menschen um mich; jetzt kommt niemand mehr. Warum? Ich kann es nicht verstehen."

Endlich kam der letzte Besucher für alle, der Tod, am 15. Mai 1883 und endigte eine durchaus originelle, durch seltene Eigenschaften ausgezeichnete Existenz. Und mit diesem letzten Besuch schloß sich die Türe des letzten Salons in Paris. —

Der Reihe der mehr allgemein bekannten weiblichen Persönlichkeiten, die teilweise schon in das öffentliche Leben handelnd hinaustraten, füge ich noch einige Bildnisse bei, die nur engeren Kreisen bekannt, dennoch in einer solchen Porträtgalerie einen Platz verdienen. Dahin gehört vor allen das Bild der Italienerin Paolina Ranieri.

Als Antonio Ranieri, der intime Freund Leopardis, schon ein Jüngling war, wurde ihm eine Schwester geboren, die den Namen Paolina erhielt. Er empfand

für sie von Anfang an eine tiefe Zärtlichkeit, die bald von dem kleinen Mädchen geteilt wurde. Oft, wenn der Bruder bei seiner Arbeit saß, erschien das Köpfchen der Kleinen in der Tür, und wenn er dann freundlich fragte, was sie wolle, erwiderte sie: „Ich sah dich studieren.“ Die langen Jahre des Exils nahmen den Bruder von ihrer Seite, und als er endlich, amnestiert, zurückkehrte, hatte ihn seine Freundschaft für immer an Leopardi gefesselt. Einem Freunde, der ihn in Neapel empfing und nach Portici geleitete, wo sich die Familie Ranieris befand, teilte dieser seinen Entschluß mit, für immer zu Leopardi zurückzukehren und bat ihn, sein Fürsprecher beim Vater deshalb zu sein.

„Aber du hast die Paolina noch nicht gesehen,“ sagte der Freund, „sieh und sprich sie nur erst und dann entscheide.“

Der Eindruck, den die zur Jungfrau erblühte Schwester auf Antonio machte, war wirklich entscheidend. Er fand nicht nur die tiefste schwesterliche Zärtlichkeit, die weiblichste Anmut, sondern auch eine so hohe Bildung, eine über ihr Alter so weit hinausgehende geistige Entwicklung, daß er von Bewunderung und Rührung ergriffen wurde und den Gedanken nicht fassen konnte, sie wieder zu verlassen.

Ihre ersten Gespräche galten der Erinnerung an die heißgeliebte Mutter, die während Antonios Exil gestorben war, in tiefer Sehnsucht nach dem Sohn, der vergebens alles versucht hatte, um Erlaubnis zur Rückkehr zu erhalten und sie noch zu sehen. Paolina tröstete des Bruders, durch diese Erinnerungen schmerzlich bewegtes Gemüt liebevoll und sprach ihm dann von der Freude, die sie haben würde, die Pflege Leopardis, den sie bereits als Dichter hoch verehrte, mit ihm zu teilen. Nur mit schwerem Herzen riß Antonio sich von ihr los, um nach Florenz zurückzukehren und den Freund nach Neapel überzuführen, was erst nach längerer Zeit möglich war. Als es Paolina endlich gelang, ihre Mission bei dem Kranken anzutreten, entfaltete sie erst ganz die Fülle ihrer schönen, reichbegabten Natur. Diese war derart, daß sie Ruhe und Freude mitbrachte, wohin

sie kam. Unschuld, Heiterkeit und inniges Erbarmen waren die Grundzüge ihres Wesens. Vergebens warnten Freunde und Verwandte vor der Gefahr, die ihr bei ihrer Jugend aus der Pflege eines so schwer Kranken, wie Leopardi es war, erwachsen konnte. Ihre Selbstlosigkeit und das heilige Mitleid, von dem sie erfüllt war, vergeistigten ihr alles und ließen sie furchtlos an die Aufgabe gehen.

Das häusliche Leben für den Kranken so angenehm und wohltuend als möglich zu machen, war ihre nächste Sorge, und die stille Anmut, die sie über die Einzelheiten des Lebens zu verbreiten wußte, zog einen jeden in ihren Zauberkreis und ließ selbst Leopardi in etwas die Freude am Leben wiedergewinnen. Aber nicht nur in dem, was Pflege und häusliche Annehmlichkeit betraf, war sie um ihn besorgt, sie war auch auf geistigem Gebiete für ihn tätig. Da er an den Augen litt, las sie ihm stundenlang vor in allen Sprachen, deren er mächtig war; denn sie selbst war nicht nur der modernen lebenden Sprachen mächtig, sondern auch der toten und hatte bei dem gelehrten Griechen Margaris das Griechische vollkommen gelernt.

An den Abenden, die dieser treffliche Mann meist mit ihnen verbrachte, nahm sie nicht nur einen empfangenden, sondern auch einen anregenden Anteil an den Gesprächen über die alten Autoren, und oft blieb sie mit Leopardi und dem Bruder ganze Nächte hindurch in eifrigen Diskussionen oder in der Vorbereitung der Ausgabe von Leopardis Werken beschäftigt. Sie, mit ihren hellen Augen, schrieb nieder, was der Dichter bestimmte, während der Bruder ordnen half. Ihr gebührt der größte Anteil an der sorgfältig gemachten Ausgabe der Werke Leopardis. Sie auch gab dem Bruder die meisten Ideen zu der Lebensbeschreibung des Freundes, die dem Buche voransteht, und korrigierte die Druckbogen. Sie war es, welche den Kanonikus Bini in Florenz (wohin die Geschwister sich dreimal dieser Ausgabe wegen begeben mußten) zu bewegen wußte, die Worte des großen Dichters unverändert stehen zu lassen, indem sie die Einwen-

dungen des furchtsamen Mannes sanft beseitigte und so das Monument vollenden half, das, nachdem die gebrechliche Hülle der Vergänglichkeit der irdischen Formen erlegen war, den Sänger des Schmerzes frei von den Flecken seiner Endlichkeit in die glorreiche Reihe der Unsterblichen erhob.

Nachdem der Freund in ihren Armen gestorben war, blieb sie in innigster Schwesterliebe mit dem Bruder vereint; beide konnten sich das Leben nicht mehr getrennt von einander denken. Nun war sie es wieder, die Ranieri zu seinen literarischen Arbeiten begeisterte und ihn vermochte, kühn das Messer an die Wunden zu legen, an denen ihr geliebtes Volk von Neapel litt. So entstand die „Ginevra", ein Roman, der in erschütternder Weise das Schicksal der Findelkinder in Neapel darstellt und dem Autor zwei Monate Gefängnis einbrachte. Die Schwester blieb ihm während dieser Zeit stets zur Seite und tröstete ihn durch die Vorstellung, daß es ein Glück sei, für die armen Kinder zu leiden. Sie machte ihm die Erinnerung an diese Zeit zu einer der schönsten seines Lebens. Unter ihrer Eingebung schrieb er „Rocco o i Frammenti morali", in denen er die Grundsätze entwickelte, nach denen sie das Volk zu erziehen wünschte. Außerdem beteiligte sie sich an der Ausarbeitung ihrer gemeinschaftlichen Diskussionen über Dante, den Paolina fast ganz auswendig wußte, und an vielen anderen Arbeiten, ja sogar an den juristischen, die niemals ohne ihre Zustimmung zum Druck gelangten.

Inzwischen fing es in Italien an, immer heftiger zu gären. Die Bewegung im Volke wurde, wie immer, im Blute erstickt. Man lebte in fortwährender Aufregung, im Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung. Die kühnen Veröffentlichungen Ranieris machten ihn verdächtig, und das Damoklesschwert schwebte beständig über seinem Haupte. Paolina sah der drohenden Gefahr mit hohem Mut ins Antlitz und war fest entschlossen, sie mit ihm zu teilen. Die Neigung des Ministerpräsidenten Pietracatella für die Literatur rettete ihn mehrere Male vom Galgen. So kamen das Jahr

1848 und dann die zwölf Jahre der Reaktion, gegen deren finstere Realität die Zeit vor Achtundvierzig fast glücklich schien. Italien glich jenen antarktischen Vulkanen, die äußerlich mit Schnee bedeckt sind, in deren Innern aber ein gewaltiges Feuer tobt, welches endlich zum Ausbruch kommen muß. Die verdoppelte Stärke der Reaktion rief auch die doppelte Stärke der Vaterlandsliebe hervor. Inmitten der verschiedenen Abstufungen der zum gemeinsamen Ziele Strebenden stand Paolina, vereinigte die noch widerstrebenden Elemente, besänftigte die zu Aufgeregten, ermunterte die Zögernden und verbreitete die Harmonie ihrer Seele über alle, so daß als Freunde schieden, die als Feinde gekommen waren. Die edelsten und bedeutendsten Männer und Frauen waren ihr in Freundschaft zugetan und zeichneten sie durch die Beweise ihrer hohen Achtung aus. Je drohender die Zeiten wurden, je tiefer wurde die Ergriffenheit Paolinens, und ohne ihrer zarten Gesundheit zu achten, war sie unermüdlich in ihrer Opferwilligkeit. Eines Tages wurde Ranieri, der krank zu Bett lag, ins Gefängnis abgeholt. Man hatte einen Brief aufgefangen, worin über gewisse Medaillen verhandelt wurde, die zu Ehren eines Florentiners geprägt waren, und die Ranieri für sich und mehrere Freunde bestellt hatte. Schon wollte man die schönen Mittel der Tortur, deren sich die neapolitanische Polizei bediente, anwenden, um zu erfahren, ob die Medaillen für Mazzini oder Garibaldi bestimmt gewesen seien, als Paolina erschien, die inzwischen bei mächtigen Personen tätig gewesen war und dem Bruder die Freiheit wieder brachte.

Endlich kam die Stunde der Erlösung. Garibaldis Heldenzug nach Sizilien war gelungen, eine Epopöe von antiker Größe mitten in der modernen Welt. Es folgten Tage der schrecklichsten Angst und herzzerreißender Erwartung, dann der Einzug Garibaldis in Neapel und alles, was sich daran knüpfte. Paolinens glühende Seele begleitete den Gang der Ereignisse mit unaussprechlichem Anteil. Sie wich nicht von der Seite ihres Bruders inmitten der Gefah-

ren, die sie umringten, und als die Kanonen von Capua donnerten, fand sie nicht Ruhe noch Rast. Sie leerte das Haus und die Villa von allem nur irgend Entbehrlichen und behielt für sich selbst bloß das Nötigste, um Hilfe für die Verwundeten zu schaffen und deren Leiden zu lindern. Sie machte keinen Unterschied zwischen Freund und Feind, denn sie sagte: „Hier gibt es nur Brüder!" und half allen.

Während der Kriegszeit im Jahre 1866 entwickelte sie denselben Eifer, und noch erinnert man sich in Neapel der großen Speditionen von Hilfsmitteln jeder Art, die sie absandte.

Helfend stand sie dem Bruder zur Seite, als er, nun Deputierter geworden, an dem politischen Leben des neuen Italien teilnahm. Stets begleitete sie ihn auf der damals noch beschwerlichen, ja gefährlichen Reise zu seinen Wählern und wußte diese durch ihre Liebenswürdigkeit zu gewinnen. Es fingen in Turin die parlamentarischen Kämpfe um den Süden, besonders um das glorreiche Neapel an, welches trotz des Despotismus, unter dem es erdrückt gewesen war, in Wissenschaft und Kunst so Hohes geleistet hatte und Mutter jener Freiheitskämpfer von 1799 war, deren Opfertod die Basis für die Freiheit Italiens geworden ist. Paolinen betrübten diese unheilvollen Kämpfe tief; dazu kam, daß alle die alten Freunde nach und nach dahinstarben, und die Geschwister immer mehr allein blieben. Schwer lastete das alles auf Paolinens Herzen, das schon so viel gelitten hatte, und ihre hart geprüfte Gesundheit erlag den wiederholten Angriffen. Am 12. Oktober 1878 entriß der Tod sie dem untröstlichen Bruder, der seitdem, wie er an eine Freundin schrieb, in einem „Ozean von Schmerzen" lebte.

Daß Paolina Ranieri aber nicht bloß als ein seltenes, in Liebe, Hingebung und Opferfreudigkeit ausgezeichnetes weibliches Gemüt, sondern auch durch Intelligenz und Bildung bekannt und verehrt war, beweist die Auszeichnung, die ihr von seiten der Akademie der schönen Künste und Wissenschaften in Neapel zuteil wurde. In der ersten Sitzung der-

selben nach ihrem Tode las der Sekretär Giulio Minervini einen Nekrolog vor, den der von Schmerz zerrissene Bruder zwar verfaßt hatte, den selbst vorzulesen er aber außerstande war. Diese Mitteilung ward durch einstimmigen Beschluß in die Akten des Instituts aufgenommen, und der folgende Antrag einer Tagesordnung, von allen Mitgliedern unterzeichnet, wurde Ranieri schriftlich mitgeteilt:

„Tief bewegt durch den Tod von Paolina Ranieri, Schwester Antonios, und teilnehmend an dem Schmerz unseres ausgezeichneten Kollegen und Bruders, dessen Leben so ganz verschmolzen war mit dem der Verstorbenen, nehmen wir, zum Trost für seine schmerzbewegte Seele und als Ehrenbezeigung für die seltenen Gaben der edlen Frau, sie als Mitglied an, indem wir anerkennen, daß das geschriebene Lob, das wir vernommen, das würdigste Monument sei, welches der Name Paolina Ranieris um ihrer hohen Tugenden willen und in der Geschichte der italienischen Literatur sowohl als der unserer politischen Einheit verdient."

Der trauernde Bruder setzte der Verstorbenen noch ein anderes Monument. In der Kirche von Santa Chiara in Neapel erhebt sich jetzt, neben den historischen Denkmälern der Anjou, ein marmornes Denkmal in edlem Stil, auf welchem die Gestalt Paolinas ruht. Es ist ein Werk von wahrhaft künstlerischem Wert und erweckt die Sympathie und Verehrung auch derer, die in der Ruhenden die Freundin und Trösterin der Armen und Verlassenen nur ahnen. Die Frauen des Volkes, die nicht lesen können, was auf dem Stein geschrieben steht, bringen ihre Kinder, um dieses ganz von Wohlwollen und Güte sprechende Antlitz zu küssen. Es wurde endlich nötig, ein Gitter um das Denkmal zu ziehen, damit die Statue nicht durch die Äußerungen der Rührung, die sie erweckt, beschädigt würde. — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Nachstehendes war schon vor mehreren Jahren geschrieben, als die Dichterin, von der es handelt, noch sehr jung war.

Unsere Zeit ist den Musen leider nicht allzu sehr geneigt. Wer hat wohl Zeit, in den Aufregungen der Politik, dem Streit der Parteien, dem vom Dampf getriebenen Räderwerk unseres ganzen öffentlichen Lebens auf die einsamen, wolkenumhüllten Höhen des Parnaß zu flüchten und mit den holden Göttinnen Zwiesprach zu halten, die sich, trauernd über den Verfall ihres Kultus, in jene Götterfernen zurückgezogen haben, wohin nur noch wenig Auserlesene den Weg finden; denn das meiste, was hier unten jetzt gesungen wird, erkennt man dort oben nicht als echte Ware an.

Um so erfreulicher ist es, wenn einmal wieder ein „Mädchen aus der Fremde" auf unserer verarmten Erde erscheint, und noch gar, wenn es wirklich ein Mädchen ist. Haben die Musen vielleicht, müde der wilden und eiteln Leidenschaften, die sich der Männerwelt bemächtigt haben, dieser ihre Gunst entzogen und sich aus ihrem eigenen Geschlecht die Trägerinnen ihrer holden Gaben an die Sterblichen erkoren?

Wie dem auch sei, wir haben die Freude, das Erscheinen einer Dichterin zu verkünden, einer modernen Sappho, die, vom Hauch antiken Geistes beseelt, mit der ganzen Spontaneität eines durch und durch poesieerfüllten Gemüts auch die moderne Realität, ja die Wissenschaft ergriffen hat und sie mit dem Glanze des Ideals verklärt. Sie ist eine Tochter Albions, Miß Mary Robinson, und hat schon sehr jung angefangen, sich sowohl durch dichterische Schöpfungen wie auch durch verdienstvolle Arbeiten auf dem Gebiete der politischen, religiösen und literarischen Geschichte bekannt zu machen, Arbeiten, die alle an den Quellen studiert und unter dem direkten Einfluß dieser selbst geschrieben sind.

Einer der ausgezeichnetsten Gelehrten der Sorbonne, Mr. James Darmesteter, jetzt seit einigen Jahren tot, lernte die poetischen Schöpfungen von Miß Robinson kennen und, ergriffen von deren Schönheit, übersetzte er eine Auswahl derselben in Prosa in die französische Sprache und fügte eine Vorrede hinzu, in der er das Wesen dieser Poesie charakterisiert. Er sagt, daß die Dichterin Idealistin sei, und

daß die idealistische Poesie nirgends, weder in England noch sonstwo, Reineres, Ergreifenderes und Tieferes hervorgebracht habe, daß sie aber die Klippe derselben, nämlich den Mystizismus, glücklich vermieden habe durch die große Klarheit des Gedankens, die sich bei ihr mit dem intensivsten Schaffen und Weben des dichterischen Traumes verknüpft. „Diese Poesie", sagt er, „besitzt die höchste Gabe, die unsere Zeit des Verfalls verloren hat, die Spontaneität; sie entspringt der Fülle des Herzens und des Gedankens. Daher kommt die klassische Reinheit der Komposition; da ist nicht eine Linie, nicht ein Wort, die nicht auf den Ruf eines Gefühls oder eines Gedankens hervorgekommen wären. Da ist keine müßige Einleitung; die Erregung oder der Gedanke brechen gleich beim ersten Wort, beim ersten Schrei hervor und gehen ohne Aufenthalt, ohne Rückblick, von Pulsschlag zu Pulsschlag vorwärts bis zu der letzten Krisis. Die Ergriffenheit ist zu wahr, um nicht einfach, der Impuls zu mächtig, um nicht ganz direkt zu sein. Jedes Stück ist eine lebendige Pflanze, die in ununterbrochenem Wuchs von der Wurzel bis zur Blüte emporschießt. Die große Sicherheit der Komposition lag ohne Zweifel in der Natur des dichterischen Genies selbst, in der Aufrichtigkeit der Erregung und des Ausdrucks, der gerade auf sein Ziel losgeht; aber sie wurde auch entwickelt durch die intime Vertrautheit mit dem Genius Griechenlands und Italiens. Diese Dichtung, die auf das tiefste englisch ist durch die Fülle und den Ernst des Gefühls, hat die ganze Reinheit und Klarheit der Sonne Griechenlands; sie ist eine Blume des Nordens, die sich am Hauch des Südens entfaltet hat."

Wir können dem Urteil des ausgezeichneten Gelehrten nur beistimmen und den Wert dieser Dichtungen nicht hoch genug anschlagen. Die Formvollendung, mit der sie uns entgegentreten, die mit künstlerischer Einsicht gepflegte Rhythmik der verschiedenartigsten Versmaße erhöhen ihren Zauber; was uns aber besonders fesselt, das ist die Persönlichkeit, die uns darin erscheint, in der alle Ideale und alle Schönheit des Lebens

sich wie in einem Brennpunkt vereinen, um in glühenden Strahlen wieder hinauszuleuchten, in der die Liebe zur Natur, wie im antiken Mythos, in jedem Baum und in jeder Blüte beinahe ein persönliches Leben weckt, in der die Liebe und der Schmerz einen Ausdruck finden, wie er nur an der tiefsten Quelle des Herzens gefunden werden kann, und in der das überflutende Mitleid mit dem Elend des Daseins, von einer leisen, wunderbaren Hoffnung verklärt, sogar aus der Vernichtung einen idealen Trost schöpft.

Um eine annähernde Idee der verschiedenen Richtungen zu geben, in denen diese Gedichte sich mit gleicher Tiefe des Gefühls und Gedankens bewegen, lassen wir hier einige Übersetzungen in Prosa folgen, die natürlich der Anmut, die ihnen die Form verleiht, entbehren, die aber nur zeigen sollen, wie reich das Gebiet ist, das die bildende Phantasie der Dichterin umfaßt.

Wer fühlte nicht in dem Einleitungsgedicht „Pastorale des Parnaß" einen Hauch antiken Geistes?

„Diesen Morgen, bei Tagesanbruch, ließ ich meine Herde und ging, das Gebirge, das in Flammen glühte, aufzusuchen.

Die Hirten sagten mir: Der Weg ist steil; o gehe nicht!

Ich aber ließ meine Wiesen, frisch vom Regen, meine Bäche, mit Blumen eingefaßt, um eine freiere Luft zum Atmen und mehr Raum zum Singen zu finden.

Dann machte ich mir eine Flöte aus Rohr und wanderte spielend und singend. Aber während des Singens war mein Herz stumm und bebend:

Denn die große Anhöhe und der Himmel waren voll von Schatten und Glorien, die weit über allem Licht und aller Finsternis waren, die ich je gesehen hatte.

Meine Sinne reinigten sich in Liebe und Furcht; ich sah Gott flammen in jedem Gebüsch, und plötzlich brachen starke und klare Stimmen hervor, so wie die Flamme.

Und mich umsehend, woher die Harmonie käme, sah ich, halb versteckt, die Dichter stehen, die Wache hielten und Tag und Nacht sangen.

Und so sanft, wahrlich so sanft, erklangen ihre Stimmen, die hohen und die tiefsten; ich sandte ihnen ein Echo zurück auf meinem Rohr wie im Traum.

Ich hörte es. Mein Herz erstarrte vor Schreck: was würde entstehen, wenn sie es hörten? Würden diese Nachtigallen nicht ihren Spottvogel töten?

Da sah ich von dem höchsten Gipfel des Berges, da, wo die weißen Dünen das zarte Grün durchbrechen, einen Arm sich langsam herunterneigen, ich hörte Worte vorüberziehen.

Das ist das Ende, sagte ich mir, und doch bin ich glücklicher, es komme, was da wolle, auf dem Parnaß zu sterben, als fern von ihm zu leben.

Da wurden die Hände und die leuchtenden Antlitze und die heiligen Stimmen zu einer einzigen Flamme:

Komm, arme Sängerin, und singe mit uns! sangen sie, und ich kam.

So endete mein Abenteuer; das ist das Ende, und es ist sanft:

Die ganze Nacht, den ganzen Tag lauschen und singen zu ihren Füßen."

Das tiefe Naturgefühl, das in dem dichtenden Gemüt je nach dem Eindruck des Augenblicks Stimmungen hervorruft, die dann wieder auf die Natur zurückstrahlen und ihr einen eigenen Inhalt verleihen, spricht sich unter vielen ähnlichen in dem schönen Gedicht „Eine Mainacht in Florenz" aus.

„Ruhig, ruhig ist die Nacht; ruhig wie die Pause nach dem Schmerz; ruhig und ebenso sanft;

Tief, feierlich, unermeßlich; sie verschleiert die Sterne in dem lichten und klaren Blau, dem zitternden Blau der Atmosphäre, die der Mond durchbricht.

Ach, könnte die Nacht dauern!

Wer darf sagen, daß du trüb bist oder düster oder unsichtbar, o himmlische Nacht!

Deren Klarheit über dem Olivental leuchtet, das in der flimmernden, nächtlichen Weile schläft, über der Hecke von

blaßroten Rosen, über den weißen Lilien zu meinen Füßen im Grün.

Nein, du bist Licht, o Nacht, nicht wie der Tag, aber wie ein zarterer und himmlischerer Strahl.

Wie war der Mittag so blau, wie es deine zitternden Himmel sind, an denen der Puls halb unsichtbarer Sterne schlägt; deine Himmel zerflossen in einem blassen Glanz, zerflossen wie ein Traum!

Nacht, die der Mond erhellt, erfüllt von den träumerischen Feuern, die im Garten und im Gehölz leuchten, von den Feuern, die der Glühwurm ausstrahlt aus der Lampe seiner lichterfüllten Brust;

Nacht, erfüllt von irrenden Lichtern und von Gesängen und von erblühten Rosen, o Nacht, du bist es, die ich will!

O Nacht, Engel der Nacht, umhülle mich, öffne deine Flügel!

Neige dich vom Himmel und umfange mich, bis ich in der Stimme des einzigen Vogels, der noch singt, den Pulsschlag deines musikalischen Herzens, das im Schatten schlägt und die magischen Dinge höre, welche die Nacht allein kennen kann."

Eine große Anzahl der zartesten lyrischen Ergüsse sind der Liebe geweiht, die wohl kaum je reinere, edlere, sinnigere Laute in einem weiblichen Herzen gefunden hat als hier, wenn es gleich nicht das Glück derselben ist, von dem sie ertönen, sondern der ewige Schmerz, daß auch das seligste irdischer Gefühle der Vergänglichkeit anheimfällt, und zwar nur zu oft von der einen Seite, während das andere Herz festhält an seinem holden Wahn.

Wir lassen hier einige Proben folgen; man meint Sappho zu hören:

„Es ist ein Jahr her, in Italien, da war auch eine so göttlich schöne Nacht; der Mond glänzte so groß und so weiß; wir schauten und bewunderten, sie und ich.

Wir lauschten in den Alleen des Gartens; eine Nachtigall

sang ganz allein; von ferne hörten die andern den Gesang und erfüllten die Welt mit einem Chor von Lobgesängen.

Aber dann, noch nicht ein Monat, da war der Mond tot, die Nachtigallen waren gen Süden entflohen. Die Liebe liebt die Kälte ebensowenig wie sie; sie schüttelte ihre rosigen Flügel und flog davon."

Und ein anderes in dem Versmaß des sogenannten Strambotto, eines achtzeiligen Verses, der nur zwei Reime hat, die sich viermal wiederholen, nur ein einziges Gefühl ausdrückt und ganz lyrischer Natur ist:

„Die Liebe ist ein Vogel, dem im Gesang die Stimme erstirbt; die Liebe ist die voll erblühte Rose, die sich entblättert.

Die Liebe ist die Biene, die durch ihren eigenen Stachel stirbt, und die Liebe ist das Kreuz auf dem Leichentuch.

Die Liebe ist die Sirene, die den entzückten Fischer, der ihrem Ruf folgt, auf die Sandbank lockt.

Die Liebe ist das gebrochene Herz, das Lebewohl, es sind die Hände, die im Sterben ringen. O liebt nie!"

Eine Anzahl der Gedichte sind im Versmaß der Rispetti gehalten.

Die Rispetti sind achtzeilig wie der Strambotto, mit dem Unterschied, daß die vier ersten Zeilen abwechselnde Reime haben, die vier folgenden nicht, also: ab ab, cc, dd; ferner, daß die beiden Teile einen Gegensatz bilden, eine Bewegung der Ideen, einen Kontrast oder eine Symmetrie ausdrücken und dramatischer sind als der Strambotto:

„Ich liebe dich mehr, als Worte es sagen können, und dennoch fühlst du nicht, daß ich dich so sehr liebe. Ich sterbe langsam von Tag zu Tag, du siehst mich, und du weißt es nicht.

Du siehst mich, und du hast nicht Angst, du siehst die Leidtragenden mit dem Sarge nicht; du antwortest mir, wenn ich rede und willst mir wohl, aber du hörst die Totenglocke nicht."

Und noch eins der Rispetti:

„O Liebe, Liebe, komm von jenseits der Meere, komm hierher! Komm zurück und gib mir einen Kuß, wenn ich tot bin;

komm zurück und lege eine Rose auf meinen Sarg; komm, zünde die Kerzen an zu meinen Füßen und zu meinem Haupt.

Komm zurück und drücke einen Kuß auf meine Augen, und im Tode träume ich vom Paradies.

Komm nur einmal niederknien bei mir und ein Gebet zu sagen, und meine Seele, wo sie auch sei, wird glücklich sein."

Um ein Beispiel von dem philosophischen Tiefsinn der jungen Dichterin zu geben, der sie zuweilen bis an die äußersten Grenzen des Pessimismus führt, aber eines Pessimismus, der sich nicht in der Hoffnungslosigkeit des Ichs verliert, sondern in der glühenden Charitas, im heiligen Schmerz des allgemeinen Leidens eine Versöhnung findet — folge hier noch die Übersetzung des Gedichts in kunstvollen Sextinen, „Persönlichkeit" betitelt, und dann des andern, „Darwinismus", in dem die Wissenschaft selbst mit ihrer Empirie dem schöpferischen Dichtergeist zu einem leisen fernen Hoffen den Beweis liefern muß.

Also zunächst „Persönlichkeit":

„Wie ein Mensch, der zwischen hohen Gartenmauern auf einer Straße hingeht, die kein Ende hat, immer den leeren Weg hinter sich und den vor sich, den er auf ewig allein wandeln muß — so, so ist das Leben für jede Seele, die eingeengt ist mit Schranken, die selbst die Liebe nicht durchbrechen kann.

Und doch, ach! wie oft möchten wir all diese Bollwerke zerbrechen, die Mauern überspringen und uns an eine geliebte Seele fesseln, ihre antwortende Stimme hören bis ans Ende, den Pfad, den sie erwählt, verfolgen, nicht länger allein, sondern als fröhliche Gesellen, mit dem Himmel vor sich in Sicht.

Ach, aber die Schranke ist hoch, ich stoße immer vergebens meine Stirn an den Steinen, ohne mir einen Weg bahnen zu können, und ich bleibe immer allein, nur höre ich zuweilen von jenseits der Gartenmauern eine Stimme, die der Wind mir zuträgt, oder das Ende eines Lieds, das wie Tau in meine Seele fällt.

Weil andere singen, vergessen wir, meine Seele, wie lang und düster die Straße ist, die sich vor uns ausdehnt, und zu welchem Ende sie geht, zu welchem banalen, unvermeidlichen Ende. Komm, suchen wir Maiblumen, pflücken wir die Nelken, die sich in der Mauer bergen; ach, es ist aber so traurig, allein zu sein!

Ewig, unabänderlich allein! nicht bloß du oder ich, sondern jede Seele, eine jede eingeschlossen und gefesselt zwischen unsichtbaren Mauern.

Muß man darüber toll werden oder mit dem Mut der Verzweiflung sich dagegen stemmen, dennoch verurteilt zu unterliegen und zu zerbrechen?

Oder in dumpfer Geduld sich hinschleppen bis ans Ende!

Ja, das ist die Hoffnung jedes Herzens: es gibt ein Ende; ein Ende, wo wir nicht mehr allein sein werden, sondern entweder tot oder stark genug, um den Kerker des Ichs zu zerbrechen und jene größere Seele zu finden, die weder die deine noch die meine ist, sondern die an der Spitze der Zeit thront, jenseits der entlegensten Mauern der Welt.

Ich glaube an das Ende, und ich singe innerhalb meiner Schranken; ich singe ganz allein um eine Seele, die mir vielleicht zuhört, zu bitten, den Tagesanbruch zu erwarten, mich da vorne zu erwarten."

In dem Gedicht „Darwinismus" hat die Theorie des berühmten englischen Gelehrten ihre Rechtfertigung durch den Idealismus gefunden, und wir möchten uns gerne den Trost gefallen lassen, der aus der idealistischen Anwendung einer geistvollen wissenschaftlichen Hypothese entspringt:

„Als der blumenlose Wald der Farrenkräuter zuerst die Lagunen der Urzeit beschattete, erschütterte eine lange, unbestimmte, unbewußte Unruhe die großen Blätterflächen von Grün und Gold.

Bis der biegsame Stamm hart geworden war, bis die Laubfläche anfing, Äste und Zweige zu treiben und — siehe — auf dem bisher blumenlosen Wald eine Morgenröte von Apfelblüten hervorbrach.

Da schwang sich nun Jahrhunderte hindurch der bewegliche Affe auf den fruchtbaren Zweigen des Waldes hin und her; voll Glück in seinem luftigen Haus, pflückte er den Apfel und sog die Rebe.

Bis auch in ihm endlich das alte, unveränderte, ferne Leid sich regte, das seine Welt der Lüfte und der Vögel mit einer göttlichen Unseligkeit durchdrang.

Er suchte weder die Liebe noch die wilden Früchte, und nicht konnten die heißen Kämpfe seines Clan den noch ungeborenen, schmerzenden Gedanken stillen, bis endlich das Tier zum Menschen wurde.

Es ist lange her — und jetzt treibt dieselbe Unruhe zu demselben unsichtbaren Ziel, bis eine neue, noch ungeträumte, unerratene Fähigkeit die neue Arbeit der Seele vollendet."

Könnten wir mit der Dichterin hoffen, daß das krankhafte Weh, das unsere Welt durchzuckt, die unbestimmte Sehnsucht nach einem noch unbekannten Heilmittel, die Geburtswehen einer neuen höheren Phase der menschlichen Existenz wären!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Eine ausgezeichnete Frau aus dem fernen Norden muß ich noch erwähnen, die einen Winter in Rom zubrachte, wo ich das Glück hatte, sie kennen zu lernen. Es ist dies Magdalena Thoresen, die durch die Heirat einer ihrer Stieftöchter die Schwiegermutter Ibsens wurde.

In Jütland geboren (unter einem Volksstamm, der sich für von den Göttern abstammend hält und nichts anderes verlangt, als in seiner strengen Individualität unangetastet in friedlicher Beschränkung sein eigenartiges Leben fortführen zu können), war sie früh nach Norwegen gekommen, hatte sich daselbst mit einem Witwer, der ihr sechs Kinder erster Ehe zur Erziehung zubrachte, verheiratet und war durch die Stellung ihres Mannes, der lange Zeit Pfarrer auf dem Lande, dann in Bergen war, auf das genaueste mit dem Volk, besonders den Küstenbewohnern, sowie mit der großartigen Natur ihrer zweiten Heimat bekannt geworden. In dem Leben dieser urkräftigen Menschen, die fern von der Zivili-

sation im ewigen Kampf mit den Elementen und unter den Eindrücken einer wilden, großen Umgebung sich ein durchaus ursprüngliches Wesen bewahrt haben, bewegen sich die Erzählungen, welche die ersten, bis jetzt in die deutsche Sprache übersetzten Bändchen füllen. Es sind Erzählungen von epischer Einfachheit und Größe mit typischen Gestalten, die nicht reflektieren, sondern einfach empfinden und impulsiv handeln, dem Leben und dem Tod gleichmütig als einem unabwendbar Notwendigen gegenüberstehen, stark in Gefahr und treu und demütig im Lieben und Hoffen sind. Scheu, stumm und linkisch sind diese Menschen, wie es das Volk in seiner Unberührtheit und Entfernung von der zivilisierten Welt ist; aber welche ergreifende Poesie liegt nicht in solchen Situationen, wie in der Erzählung vom Pilt Ola, wie die Alte, die ihn das ganze Leben hindurch geliebt hat, dem Toten das Brauthemd anzieht, an dem sie jahrelang stickte, und sich dann selbst in dem nie zuvor angelegten Brautschmuck an das Bett setzt, auf dem er liegt, und über dem Lesen im Gesangbuch einschläft, um nie wieder zu erwachen. Oder wie großartig ist die Szene im „Student", wo die beiden Todfeinde miteinander ringen und zusammen in die tiefe Schlucht hinabstürzen, in die der Sohn des einen, ein zarter Knabe, dann hinabsteigt, um den heißgeliebten Vater, an dessen Tod er nicht glauben kann, unten zu suchen. Wie erhaben und heilig ist ferner der Tod Ingeleifs, der nachherigen Pflegemutter des verwaisten Knaben, ein sanftes Verlöschen, während ihr Mann, der starke Björn, der sie so innig geliebt hat, sie leise mit einem frommen Lied in den ewigen Schlaf hinübersingt. Und dann des starken Björn eigener Tod in der furchtbaren Nacht auf dem empörten Meer! Wahrlich, bei solchen Schilderungen kann man noch einmal das alte, verbrauchte Wort anwenden: „es ist, als ob es ein Mann geschrieben hätte", denn es ist mit einer Gewalt der Wahrheit gezeichnet, als hätte die Schreiberin selbst dem Tod unter diesen Umständen in das Auge gesehen.

Wer aber wollte sich noch wundern über diese Fülle von

Poesie, über diese Kraft der Gesinnung, über diese Gewalt der Darstellung, der das Glück gehabt hat, der seltenen Schriftstellerin selbst zu begegnen? Wenn es der höchste Zweck der Bildung sein soll, die Individualität zu ihrem vollen, edelsten Ausdruck zu bringen, so ist er hier erreicht. So wie die Leidenschaft der Seele für alles Höchste und Idealste aus dem noch so schönen Auge der älteren Frau glüht, so spricht die Energie des Wesens und die höhere Güte des Herzens, die nicht die sogenannte reizende weibliche Schwäche ist, aus den bewegten Worten, die, selbst in der fremden Sprache, mit ungewöhnlicher Beredsamkeit von ihren Lippen fließen. Und sie, die in edelster Weise ihre Pflichten als Gattin und Mutter erfüllte, ist wieder ein Beweis dafür, wie töricht es ist, das Weib als nur für diese Pflichten allein befähigt und berufen darzustellen. Nachdem sie auch das letzte ihrer sieben Kinder, den eigenen, aus ihrer Ehe erzeugten Sohn, zum selbständigen Dasein in der Welt entlassen hatte, gönnte sie sich eine unabhängige persönliche Erquickung durch eine Reise nach Italien und genoß in voller Frische der Empfindung den Reichtum in Natur und Kunst, den dies schöne Land bietet, und bereitete sich vor, mit neuen, tiefernsten Geisteswerken, die bereits in ihren Gedanken reiften, jene zu beschenken, die fähig sind, sie zu verstehen. — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Zum Schluß dieser langen Galerie stehe nun noch das Bild eines jungen Mädchens, dessen selbst geschriebene Memoiren nach seinem frühen Tod veröffentlicht, eine Zeitlang das Pariser Publikum, da sie in französischer Sprache geschrieben waren, sehr aufregend beschäftigten.

Traurig interessant sind diese als eine psychologische Studie über das Unheil, das frivole Verhältnisse und Umgebungen in einer Natur anrichten können, die, zu Besserem begabt, noch ehe sie sich selbst versteht, von jenen Elementen ergriffen und hin und her getrieben wird, bis sie, schon halb gebrochen und mit sich selbst entzweit, zu der Erkenntnis des Weges kommt, der sie in die Freiheit des Werdens und Schaffens führen

würde, wenn jene Elemente die Energie, deren sie fähig gewesen wäre, nicht schon halb paralysiert hätten.

Marie Baschkirtseff war zwölf Jahre alt, als sie den Teil des Tagebuches, den wir besitzen, zu schreiben anfing, zuerst ohne die Absicht gelesen zu werden, später aber mit der sehr bestimmten Absicht, daß es einst gelesen werden sollte. Sie sagt uns dies selbst in einer von ihr kurz vor ihrem Tode geschriebenen Vorrede, in der sie bekennt, daß sie um jeden Preis auf dieser Erde bleiben will; wenn sie nicht jung sterben werde, als große Künstlerin, im anderen Fall durch dieses Tagebuch, von dem sie voraussetzt, daß es interessieren müsse, als ein Dokument für die Naturalisten über das innere Leben einer Frau, von einem Tag zum anderen mit der größten Wahrhaftigkeit aufgezeichnet. Sie wiederholt die Versicherung von der Aufrichtigkeit, mit der sie alles, alles sagen werde, so oft, daß man fast auf den Verdacht kommen könnte, es sei eben diese Aufrichtigkeit etwas Pose. Auch der aufrichtigste Mensch ist nicht verpflichtet, jedes kleinste Detail seiner Persönlichkeit vor das Publikum, dem er sich bekannt machen will, zu bringen, er müßte denn von solch maßloser Eitelkeit befangen sein, daß er sich für eine völlige Ausnahme von der Spezies Mensch hielte, an der auch jede kleinste Bewegung irgendeines Gliedes, jeder geheimste Gedanke, interessieren müsse. Diese maßlose Eitelkeit, die uns die banalsten Vorgänge, Eindrücke, Unterhaltungen usw. wie seltene Speisen auftischt, ist es denn auch, die den ersten Teil des vorliegenden Buches fast widerwärtig macht, und zwar um so mehr, da es dem Alter nach noch ein Kind ist, welches uns diesen ganzen Apparat einer werdenden Kokette zu sehen gibt. Wir würden auch nach der ersten Hälfte des ersten Teils das Buch voll Überdruß wegwerfen, gelangweilt durch die Prätension des kleinen Ichs, das sich in einem monotonen Spiel von Selbstvergötterung, Laune, Blasiertheit und Äußerlichkeiten herumdreht, wenn nicht hie und da ein tieferer Gedanke, ein edleres Gefühl, ein begeistertes Aufjauchzen wie ein Blitz durch diese Öde zuckte und uns ahnen ließe, daß in dieser häßlichen

Chrysalide vielleicht eine schöne Psyche schlummere, die zu rechter Zeit vom rechten Strahl geweckt, ihre Hülle zerbrechen und mit schimmernden Flügeln der Sonne zufliegen werde. Diese Hoffnung lockt uns weiter, indem wir uns zugleich fortwährend die causes atténuantes vorhalten, die für das junge Mädchen aus der typisch-russischen Mitte erwuchsen, in der sie geboren war und lebte.

Die Existenz solcher reicher russischer Familien, wie die, welche uns hier beschrieben wird, in ihrer Inhaltlosigkeit, Zerfahrenheit, Äußerlichkeit, als einen Ruin für jede höhere Entwicklung, geistige wie sittliche, zu bezeichnen, darf uns um so weniger verdacht werden, als die bedeutendsten russischen Schriftsteller, wie Turgeniew, Tolstoi, Dostojewski u. a. dies in der schärfsten Weise getan haben, und als Marie Baschkirtseff selbst uns in nicht zu mißdeutender Art darauf hinweist. Von ihrer ersten Kindheit, auf dem Lande in Rußland verbracht, erzählt sie uns flüchtig in der Vorrede wenige Einzelheiten und deutet nur, ohne näher darauf einzugehen, an, daß nach zweijähriger Ehe ihre Mutter zu den eigenen Eltern zurückkehrte und ihre zwei Kinder, Marie und Paul, mitnahm. Ein Jude, der sich mit Weissagungen beschäftigte, hatte der Mutter prophezeit, ihre Tochter werde ein Stern erster Größe werden, und die letztere sagt: „Seitdem ich denke, seit meinem dritten Jahre, habe ich das Streben nach ich weiß nicht welcher Größe gehabt. Meine Puppen waren immer Königinnen oder Könige; alles, was ich dachte und alles, was in Mamas Umgebung gesagt wurde, schien sich immer auf künftige Größe zu beziehen, die unfehlbar kommen müßte.“ Mit fünf Jahren tanzte sie, mit den Spitzen der Mutter bekleidet und künstliche Blumen im Haar, vor der bewundernden Hausgenossenschaft im Salon. Dies sind die Grundnoten, die durch die ganze erste Jugend durchtönen.

Im Jahre 1870 fing das Wanderleben eines Teils der Familie, der Großeltern, der Mutter mit Marie und Paul, der Tante, einer jungen Kusine Mariens und

eines Arztes und Freundes der Familie an. Man besuchte Wien, Baden-Baden, Genf und machte sich endlich 1873 für einige Zeit in Nizza in all dem Komfort seßhaft, den der Reichtum gewährt. Marie war zwölf Jahre alt, und hier beginnt ihr erster Roman. Sie liebt einen Herzog, dessen Namen sie uns verschweigt, den sie nicht kennt, nie gesprochen hat, dessen Äußeres aber „si distingué parmi les figures vulgaires de Nice", ihre Phantasie mit einer Leidenschaft erfüllt, wie man sie kaum von einem erwachsenen Mädchen erwarten könnte. Bei Gelegenheit einer kleinen Gesellschaft, wo ihre Stimme und ihr Gesang bewundert wurden, sagt sie:

„Ich bin für Triumphe und Aufregungen geschaffen, also kann ich nichts Besseres tun, als mich zur Sängerin auszubilden. Wenn der liebe Gott mir die Stimme erhalten, stärken und umfangreicher machen will, so kann ich den Triumph haben, nach dem ich dürste. Dadurch kann ich die Befriedigung erlangen, berühmt, bekannt, bewundert zu werden und dadurch den erlangen, den ich liebe . . ."

Dann kommen aber wieder Augenblicke der Verzweiflung. Sie erfährt, daß der Herzog sich verheiratet, und ihre Stimme bildet sich nicht in der Weise aus, um eine Zukunft in Aussicht zu stellen. Bei alledem studiert sie ernstlich, lernt Latein nebst den lebenden Sprachen, beschäftigt sich mit Musik und Malerei, und nach einem Tag in Läden, bei Schneiderinnen und Putzmacherinnen oder auf der Promenade mit Koketterie verbracht, zieht sie am Abend ihren Peignoir an und liest in ihrem guten Freund Plutarch: „Ich habe eine gigantische Einbildungskraft; ich träume von den Galanterien vergangener Jahrhunderte und ohne es gewahr zu werden, bin ich die romantischste der Frauen, und das ist ungesund! Ich verzeihe mir aber sehr leicht die Anbetung für den Herzog, denn ich finde ihn in jeder Beziehung meiner wert!"

Der Aufenthalt in Nizza wird von Ausflügen nach Paris, Florenz usw. unterbrochen. Die Begeisterung für die Kunst fängt an hervorzutreten; die einem reiferen Alter zugehörigen

Betrachtungen über das Leben, über Liebe, Ehe, menschliche Verhältnisse überhaupt, wechseln ab mit Ausbrüchen der Verachtung gegen das Leben, gegen die Menschen, gegen die eigene Familie und mit den Äußerungen der heftigsten Ungeduld, daß der Augenblick der Größe, des Glanzes, der Berühmtheit noch nicht gekommen ist. „Ach, ich bin meiner Dunkelheit müde! Ich vertrockne in der Untätigkeit, ich verfaule in den Finsternissen. Die Sonne, die Sonne, die Sonne!"

„Von wannen wird sie kommen? Wann? Wo? Wie? Ich will es nicht wissen, wenn sie nur kommt!"

„Ich betrachte mit einer unnatürlichen Verachtung alles, was mich umgibt und sage mir seufzend: Nur Mut, diese Zeit ist nur ein Übergang, der mich dahin führt, wo ich mich wohl fühlen werde."

Das Jahr 1876 beginnt sie mit einem Teil der Familie in Rom. Sie ist nun 16 Jahre alt. Wenige Tage nach ihrer Ankunft macht sie mit den Ihrigen Besuche bei den Würdenträgern der Kirche, de Falloux, Kardinal Antonelli u. a., und dann erhalten sie eine Audienz beim Papst. Bald darauf fängt der zweite Roman an. Ein junger Römer, Graf Antonelli, Neffe des Kardinals, hat sie schon an öffentlichen Orten bemerkt und ist von ihr bemerkt worden; auf einem Maskenball im Kapitol lernt sie ihn kennen, unter ihrem Balkon erscheint er im Karneval und wirft ihr Blumen zu, während sie oben mit anderen Herren kokettiert. Dann präsentiert er sich bei der Mutter, und nun ist die Sache in vollem Gang.

Die Beziehung zu dem jungen Antonelli zieht sich durch den größten Teil des ersten Bandes hin, verläuft aber endlich doch im Sande, da sie trotz der Anziehung, die er auf sie ausübt, fühlt, daß sie ihn nicht wirklich liebt, obgleich sie in einem Augenblick der Hingerissenheit ihm abends spät ein Rendezvous und einen Kuß gibt. Diesen Kuß wirft sie sich später bitter vor, als sie einsieht, daß sie ihn nicht wirklich liebt, aber im Grunde ist es doch der Umstand, daß der junge Mann

nicht reich, nicht grand seigneur genug ist, der bei ihr entscheidet. Wir finden sie nun wieder in Nizza, mit ernster Lektüre und Studien beschäftigt; äußerlich heiter, stolz, unangreifbar, aber innerlich zerrissen, geteilt zwischen Zweifel und Glauben, glühender Begeisterung und tiefer Niedergeschlagenheit. Es folgt ein Aufenthalt in Paris mit Versuchen, sich dem Gesang zu widmen, immer geteilt zwischen den Träumen künftiger Größe, dem Rückblick auf Rom und Antonelli, und der Unzufriedenheit mit der Umgebung, in der sie lebt. Endlich entscheidet sie sich für eine Reise nach Rußland zu dem Vater, den sie als Kind verlassen hat, und den sie bewegen möchte, mit in das Ausland zu kommen und sich mit der Mutter zu versöhnen. In Rußland wird sie von einem Onkel empfangen, der sie nach Petersburg führt, das sie zuerst abstößt, dann entzückt. Überall Verwandte, alte und neue Bekannte; dann Moskau, dessen echt russischer Charakter sie lebhaft anzieht; sie hatte vorher nur Kleinrußland und die Krim gekannt; der Patriotismus erwacht in ihr; sie ergeht sich in interessanten Bemerkungen über philosophische Fragen, Regierungsformen, den russischen Nationalcharakter usw. Endlich dem Ziel der Reise nahe, empfängt sie ihr Bruder, der schon seit lange wieder beim Vater war, und in Poltawa begegnet sie diesem, der mit Verwandten kommt, sie zu empfangen. Sie wird mit großem Gepränge nach dem Gut des Vaters geführt. Der Vater ist ganz entzückt, sie so schön und interessant zu finden. Sie charakterisiert ihn nach kurzer Prüfung so: „Mein Vater ist trocken, verbittert und verflacht seit seiner Kindheit durch den schrecklichen General, seinen Vater. Kaum frei und reich geworden, hat er sich ausgetobt und ruiniert. Ganz aufgeblasen von Eigenliebe und kleinlichem Stolz, zieht er es vor, lieber ein Ungeheuer zu scheinen, als zu zeigen, was er fühlt, besonders wenn er über etwas gerührt ist, und darin ist er wie ich."

Nach einiger Zeit und nach Huldigungen von allen Seiten sagt sie: „Ich bin weit davon entfernt, es zu bedauern, dreißig Kleider mitgebracht zu haben, mein Vater muß durch

die Eitelkeit angefaßt werden." Sie gibt ein merkwürdiges Bild des russischen Lebens in der Provinz und auf dem Lande; sie wird angestaunt wegen ihrer Bildung, ihrer Grazie, ihrer Talente, aber nach einiger Zeit schreibt sie in ihr Journal:

„Oh, welche Langeweile! Nicht ein geistvolles Wort! nicht eine Phrase eines gebildeten Menschen! — — ich bin unglücklicherweise pedantisch und adoriere es, vom Altertum und von den Wissenschaften sprechen zu hören. — — Man suche mir das hier! Die Karten und nichts anderes! Ich könnte mich wohl einschließen, um zu lesen, aber da es mein Zweck ist, mich hier beliebt zu machen, so wäre das eine seltsame Art, dazu zu gelangen."

Sie erreicht es endlich, das „traurige Land", in dem sie um keinen Preis leben möchte, und das ihr doppelt die Sehnsucht nach Rom entflammt, zu verlassen, und zwar in Gesellschaft ihres Vaters. Sie hat ihren Zweck erreicht, die Eltern wieder zusammenzuführen. Aber die Vereinigung dauert nicht lange, der Vater verläßt Paris wieder; Marie atmet auf nach vier Monaten des Zusammenlebens mit ihm und begibt sich mit der Mutter und der Kusine nach Nizza. Aber — „Mama mit ihren sechsunddreißig Paketen bringt mich zur Verzweiflung. Ihr Geschrei, ihre Ängste, ihre Schachteln sind von einer entnervenden Bourgeoisie!"

Das Familienleben ohne einen ernsten Inhalt ist ihr schrecklich; sie fürchtet wieder einen Winter mit Nichtigkeiten hinbringen zu müssen, ohne einen wirklichen geistigen Gewinn, und sagt: „Ich habe das Fieber, zu studieren, und niemanden, um mich zu leiten."

„Oh, wenn ich bedenke, daß man nur einmal lebt, und daß jeder Augenblick uns dem Tode näher bringt, so werde ich toll! — Ich fürchte den Tod nicht, aber das Leben ist so kurz, daß es eine Infamie ist, es zu vergeuden!"

Nach vielem Hin- und Herreisen kommt es endlich dazu, daß die Wanderer sich in Paris niederlassen, und Marie schreibt: „Ich bin entschlossen, in Paris zu bleiben, wo ich

studieren werde" (die Malerei, für die sie sich nun entschieden hat) „und von wo ich im Sommer in die Bäder gehen werde, um mich zu amüsieren. Alle Phantasien sind erschöpft; Rußland hat mich im Stich gelassen, ich bin völlig geheilt. Und ich fühle, daß der Augenblick für mich gekommen ist, anzuhalten. Mit meinen Anlagen hole ich in zwei Jahren die verlorene Zeit ein."

Nun beginnt im zweiten Teil die heroische Zeit, aber auch die Tragik ihres Lebens, die uns, wenn auch nicht zur Sympathie mit einer so komplizierten Natur, in der die schlechten Elemente nur zu oft das Übergewicht über die guten gewinnen, so doch zu tiefem Mitleid mit ihr führt. Denn es gibt gewiß wenige bedauernswertere Konflikte, als den zwischen dem heißen Drang nach einer großen Betätigung der individuellen Kraft und dem physischen Unvermögen, diese durchzuführen. Wir könnten Marie Baschkirtseff nicht bemitleiden, ihrem Schicksal keine Teilnahme zollen, wenn sie, gesund und kräftig, nicht die Energie gefunden hätte, alle Fesseln der Vorurteile, des Luxus und der Verwöhnung, ja auch des engherzigen Familienlebens zu durchbrechen, um ein großes Ziel zu erreichen; wir hätten dann gesehen, daß das Kleine, das Vergängliche, die schlechte Eitelkeit, aber nicht der Stolz einer vornehmen Seele, die im Ruhm etwas Höheres sieht, als eine persönliche Schmeichelei, in ihrer Seele das Übergewicht behielten. Aber es ist anders, und deshalb zieht uns ihr Buch bis zuletzt an, trotz Längen, Wiederholungen und Ausbrüchen einer maßlosen Eitelkeit. Sie hat ihren Weg gefunden; sie widmet sich der Malerei, begibt sich als Schülerin in das Atelier des Herrn Julien, wo sie unter dessen Leitung, und von Zeit zu Zeit beraten von Robert Fleury, mit einer Menge junger Mädchen, die Malerinnen werden wollen, arbeitet. Die anderen sind ihr voraus in der Technik, da sie alle seit mehreren Jahren studieren, besonders ist es eine, Fräulein Breslau, deren Fähigkeit und ausgebildetes Talent sie zum Neid und zum rasendsten Wetteifer anregt. Sie bejammert die verlorene

Zeit, die sie mit Reisen, mit unbefriedigenden Versuchen hingebracht hat, und gelobt sich, durch doppelten Fleiß das Versäumte nachzuholen. Sie arbeitet von morgens früh bis abends spät, glücklich, wenn Fleury ihr sagt, es sei gut, was sie mache, verzweifelt, wenn er schweigt oder tadelt.

Zu gleicher Zeit aber beginnt nun auch das Leiden, das sie in der Blüte der Jugend hinraffen sollte. Sie will sich dem Schicksal nicht beugen, sie will nur sterben, wenn ihr Talent sie nicht zur Auszeichnung, zur Berühmtheit führt. Sie arbeitet viel, zu viel für die schwindende Kraft, erlebt schöne Erfolge, die ihr selbst aber nie genügen und verfällt immer von neuem der Mutlosigkeit und dem Zweifel an allem:

„Ich habe die ganze Woche redlich gearbeitet bis zehn Uhr abends am Sonnabend, dann bin ich heimgekommen und habe geweint. Bis jetzt wendete ich mich immer an Gott, aber da er mich gar nicht erhört, glaube ich — — beinahe nicht mehr. Nur die, welche dies Gefühl empfunden haben, kennen seine ganze Furchtbarkeit. Nicht, daß ich die Religion aus Tugend predigen will, aber Gott ist eine sehr bequeme Sache. Wenn man niemand hat, an den man sich wenden kann, wenn man zu Ende ist mit seinen Hilfsmitteln, so bleibt einem Gott. Das verpflichtet zu nichts und beunruhigt niemand, und man hat dann einen höchsten Trost. — Ob er existiert oder nicht, man muß durchaus an ihn glauben oder sehr glücklich sein, dann kann man ihn entbehren. Aber im Kummer, im Unglück, in allen unangenehmen Dingen endlich, ist es besser zu sterben, als nicht an ihn glauben. — Gott ist eine Erfindung, die uns von völliger Verzweiflung rettet."

Inzwischen machte ihre Krankheit bedenkliche Fortschritte; das Halsleiden wirft sich auf die Ohren, sie fängt an schwer zu hören und ist in Verzweiflung darüber; auch die Lungen sind angegriffen. Berühmte Ärzte werden konsultiert. Die Eltern sind außer sich; man macht wieder eine Reise nach Rußland auf das Gut des Vaters; sie wird von Liebe und Sorgfalt umgeben; aber das Mitleid der andern tut ihr weh,

sie sieht darin ihr Urteil. Es demütigt und quält sie, daß man laut sprechen muß, damit sie es verstehe; sie möchte es vor den Bekannten verbergen, und ihre Zunge weigert sich, zu sagen: „Sprecht etwas lauter, ich verstehe Euch nicht." — „O, das ist ein so unerwartetes, so entsetzliches Unglück! Wie, war es denn nicht genug mit dem anderen? Daß ich die Stimme verliere, daß ich krank bin? Es mußte auch noch diese namenlose Qual kommen? Das muß wohl die Strafe sein, weil ich für Nichtigkeiten geschrieen habe. Ist es Gott, der straft? Der Gott der Verzeihung, der Güte, des Erbarmens? Aber der böseste der Menschen wäre nicht so unbarmherzig."

Nach Paris zurückgekehrt, nimmt sie die Arbeit wieder auf, beginnt abermals ein Bild für den Salon, nachdem sie im vergangenen Jahre bereits einen Erfolg mit einem Bilde gehabt hatte. Sie muß aber diesmal der Gesundheit wegen davon abstehen. Es folgt eine Reise nach Spanien, die ihr begeisterte Anschauungen und großen Fortschritt ihres Verständnisses der Kunst gewährt. Wieder in Paris, sagen die Ärzte, sie müsse in den Süden. Aber sie schreibt: „In den Süden gehen heißt, sich ergeben. Und die Verfolgungen meiner Familie (aus Zärtlichkeit) machen es mir zur Ehrensache, aufrecht zu bleiben. Zu gehen, bedeutet den Triumph des ganzen Gewürms im Atelier: ‚Sie ist sehr krank, man bringt sie in den Süden'."

Sie geht auch nicht, aber sie wird immer kränker, hat Fieber, muß das Zimmer hüten, kann nicht arbeiten, und die Zeit verstreicht, die sie nötig hätte zu einem neuen Bilde für den Salon. Es ist erschütternd, die Klagen und verzweifelten Schmerzensausbrüche der Armen zu lesen. Und dazwischen kommt wieder der Neid, wenn sie von dem ruhigen Fortschreiten und den Erfolgen der Breslau hört. „Neben Breslau mache ich mir den Eindruck eines dünnen, zerbrechlichen Pappkastens neben einem Kasten aus festem Eichenholz mit reicher Skulptur. Ich verzweifle an mir und bin überzeugt, daß, wenn ich den Lehrern davon spräche,

es sie auch überzeugen würde. — Aber ich will dennoch vorwärts gehen, mit geschlossenen Augen und mit ausgestreckten Händen, wie jemand, der bereit ist, verschlungen zu werden."

Es kommen auch wieder bessere Zeiten, wo sie wieder auf Genesung hofft, und wo der Drang zur Arbeit und die Begeisterung für die Kunst sie überwältigend erfassen, und dann ruft sie: „O göttliche Macht der Kunst! O himmlisches, unvergleichliches Gefühl, das uns Ersatz ist für alles! O höchste Freude, die uns über die Erde erhebt! Mit gepreßtem Herzen, mit Augen, feucht von Tränen, werfe ich mich nieder vor Gott, damit er mir seinen Schutz verleihe."

Sie verkehrt mit den ersten Künstlern, unter denen sie besonders Bastien Lepage, den jungen Maler, dessen Ruhm eben anfing, und Saint Marceaux, den talentvollen Bildhauer, bewundert. Sie stellt Bastien Lepages Bilder über die der großen Meister des sechzehnten Jahrhunderts, denn, „was mich in der Malerei entzückt, das ist das Leben, die Modernität, die Bewegung der Dinge, die man sieht — — in Bastiens Bildern ist die Natur selbst, und das ist sublim." Von dem Bildhauer sagt sie: „Man hat nie solche Skulptur gemacht wie Saint Marceaux. Die so oft gebrauchten und banal gewordenen Worte: Das lebt! sind bei ihm absolute Wahrheit. Und außer dieser ersten Eigenschaft, die hinreicht, einen Künstler glücklich zu machen, ist da auch eine Tiefe des Gedankens, eine Intensität des Gefühls, ein unsagbar Geheimnisvolles, die aus Saint Marceaux nicht nur einen Menschen von außerordentlichem Talent machen, sondern beinah ein künstlerisches Genie."

Sie selbst wächst zu immer größerer Bedeutung heran. Trotz der traurigen Fortschritte ihrer Krankheit und am Abend, „so ermüdet und halb eingeschlafen, wie ich bin, ziehen mir doch himmlische Harmonien durch den Kopf. Das kommt und zieht vorüber, und man verfolgt es wie ein Orchester, dessen Melodie sich in uns und trotz uns entwickelt." — Ihre Bilder machen mehr und mehr Aufsehen; die ihr

befreundeten Künstler nehmen ein immer größeres Interesse daran; russische Journalisten füllen die ersten russischen Blätter mit dem Ruhm der jungen Landsmännin; ihr Tagebuch wird immer reicher an geistvollen Bemerkungen, an hellen Anschauungen, an philosophischem Tiefsinn. Aber ihre Seele ist nicht befriedigt; sie hat höhere Träume von künstlerischem Schaffen als das, was ihr gelingt; sie sehnt sich nach der wahren, großen Liebe, wie sie ihr vorschwebt, und findet sie nicht; sie möchte leben, um noch zu wachsen und von den Schwingen ihrer Seele zu allen Höhen getragen zu werden, und dann ertönt auf ihr Geheiß des Arztes unerbittlich wahres Verdikt, daß sie nicht genesen kann; die Leiden, die mit ihrer furchtbaren Krankheit verbunden sind, machen sie immer unfähiger zur Arbeit und lähmen sie inmitten ihrer kühnsten Bestrebungen. Es ist ein wahrhaft tragisches Ringen mit dem unerbittlichen Fatum, und was es fast zu einem rührenden Idyll gestaltet, ist, daß der junge Bastien Lepage, der ihr ein teurer Freund geworden ist, ebenfalls erkrankt und auch als unrettbar verurteilt wird. So lange Marie noch ausgehen kann, geht sie mit Mutter und Tante, den kranken Freund zu besuchen; als sie das Haus nicht mehr verlassen kann, läßt er sich von seinem Bruder die Treppen hinauf in ihren Salon beinah tragen, und da sitzen die beiden jungen Künstler nebeneinander in Armstühlen und sehen das Ende ihres jungen Lebens, ihres Talents, ihres Ehrgeizes und ihrer Hoffnungen erbarmungslos, unabwendbar heranschreiten. „Endlich! Da ist es also, das Ende aller meiner Leiden! So viel Bestrebungen, so viel Wünsche, so viel Vorsätze, so viel — — um mit vierundzwanzig Jahren zu sterben, an der Schwelle von allem!"

„Ich hatte es vorausgesehen! Gott, da er ohne parteiisch zu sein, mir nicht geben konnte, was meinem Leben notwendig war, läßt mich sterben. — Es sind Jahre her — — viele Jahre! so wenig — und nichts."

Das Tagebuch endet elf Tage vor ihrem Tod. Am 31. Oktober 1884 ging Marie Baschkirtseff ihrem Freund

Bastien Lepage voran. Aber das eine, was sie ersehnt, ist ihr geworden; in der Vorrede sagt sie: „Was mich immer entsetzt hat: zu leben, so viel Ehrgeiz zu haben, zu leiden, zu weinen, zu kämpfen und am Ende — Vergessenheit — Vergessenheit — als hätte ich nie existiert!"

Nein, vergessen wird sie nicht werden. Die, welche ihr Buch gelesen haben, werden ihr tragisches Geschick mit Teilnahme betrachten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Indem ich diese Galerie nun schließe, komme ich noch einmal auf das schon früher Angedeutete zurück, wie es nämlich gerade an diesem Beispiel der Würdigung und der gesellschaftlichen Stellung der Frau auffallender als an vielem anderen ist, daß naturgemäße Verhältnisse und Ideen erst einen langen geschichtlichen Entwicklungsprozeß durchmachen müssen, ehe sie wieder als anerkannte, vollbewußte und berechtigte Elemente zur Teilnahme an dem Menschheitswerke, nicht einer Epoche, sondern aller kommenden Epochen, berufen werden. Wir sahen in der vorstehenden Schilderung an einzelnen Gestalten, wie in früheren Jahrhunderten die Frau naturgemäß und einfach, ohne Widerspruch, an dem Kulturleben der Menschheit teilnahm, wie sie zur Zeit der Renaissance dem Manne vollkommen gleich stand an Bildung und Beteiligung am öffentlichen Leben, wie sie im achtzehnten Jahrhundert die Gesellschaft fast vollständig beherrschte durch Geist, Liebenswürdigkeit und Grazie. Alles das vollzog sich naturgemäß, ohne Kampf, aber auch ohne ein anerkanntes, gesetzliches, jeder Willkür steuerndes Recht. Konnte es doch im Anfang der christlichen Zeitrechnung zweifelhaft sein, ob die Frauen überhaupt eine Seele hätten, und als sie ihnen zugestanden war, blieb doch die überwiegende Ansicht von der Inferiorität der Frau zurück, und wenn glänzende Individualitäten aus der ihnen angewiesenen Schranke heraustraten und Anerkennung erzwangen, so waren das doch Ausnahmen, und die Willkür des Mannes hatte freies Spiel, wurde auch fast immer von der Macht beschützt, wie wir dies u. a. an

dem Beispiel der armen Jeanne de Pienne sahen. Und sonderbarerweise hatte die Zurückweisung der Frau in die Schranken des häuslichen Lebens, ihre ausschließliche Bestimmung als „gute Hausfrau" (so oft nichts anderes als Köchin und Kinderwärterin) wieder so sehr überhandgenommen am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, daß gar kein Ausweg übrig schien. Aber es war glücklicherweise nur die Nacht, die dem Morgen vorangeht. Wer, wie ich, dem Erwachen des Selbstgefühls und der berechtigten Betätigung aller angeborenen Kräfte in der Frauenwelt von Anfang an beigewohnt hat, der kann nur mit freudigem Staunen die Macht der Ideen verehren, die, wie antike Götter, durch die so oft dunkel verhüllenden Wolken der Zeiten heranschreiten und plötzlich, wie der Apoll von Belvedere, hervortreten an das Licht und mit gebietender Bewegung den Arm ausstrecken und sagen: „Es sei!"

An den verschiedensten Orten, bei Frauen in den verschiedensten Verhältnissen, die nichts voneinander wußten, regte sich gleichzeitig das unabweisbare Bedürfnis nach freier, unbeschränkter Entwicklung der Individualität und der Ausübung aller in derselben ruhenden Fähigkeiten. Dies Bedürfnis trieb zur Tat, und die Ungenügendheit der einzelnen Tat trieb zur gemeinsamen Tat. So trat eine neue Macht in das Kulturleben der Gesellschaft, in kaum einem halben Jahrhundert zur nicht abzuweisenden Tatsache geworden. Was früher instinktiv und individuell zuweilen hervortrat, wurde nun zu einer allgemeinen, bewußten Forderung der Hälfte des Menschengeschlechts: vollberechtigt und gesetzlich legitimiert und beschützt, in unbeschränkter Freiheit, wie der Mann, teilzunehmen an dem Kulturleben der Menschheit auf allen Gebieten des Lebens. Es ist nicht zu fürchten, und der so oft gemachte Einwand fällt als absurd von selbst weg, daß die Frau die Grenzen des wahrhaft schönen Weiblichen überschreiten werde; man lasse hierfür die ewig weiseste aller Lehrerinnen, die Natur, sorgen. Wo sie die Grenze steckt, da hört von selbst alle Betätigung auf. Wenn wir aber das Recht

zu dieser Betätigung auch auf die Gebiete ausgedehnt sehen wollen, wo bisher der Mann Alleinherrscher war, so wird dieser unser bisheriger Gegner fragen: Ist denn das Kulturleben der Gesellschaft nicht organisch schön geordnet, ist die von Männern eingerichtete Staatsordnung nicht vollkommen?

Darauf gibt es nur ein kategorisches Nein. So wie ein häusliches Familienleben nicht vollkommen sein kann, wenn der Vater allein darin gebietet, wenn ihm nicht gleichberechtigt, in edler Harmonie, die Mutter zur Seite steht, so kann auch die menschliche Gesellschaft nicht die höheren Ziele der Gesittung und der reinen geistigen Veredlung erreichen, wenn die eine Hälfte des Geschlechts ausgeschlossen ist von der Beratung über die allerwichtigsten Fragen und Einrichtungen des Lebens, die auch auf ihr Dasein den größten Einfluß haben, und die bisher nur von der Gnade oder, im besten Falle, von dem Gerechtigkeitsgefühl des Mannes abhingen. Die immer höher und edler werdende Bildung der Frau wird sie vollständig geeignet machen, auch in den großen Fragen der Gesetzgebung, die auch ihr und ihrer Kinder Leben so nah angeht, ein entscheidendes Wort zu sagen, wobei ihrer Beobachtungsgabe und ihrem Zartgefühl manches Gute gelingen wird, woran der an egoistische Zwecke gewöhnte Mann nicht denkt. Und wie sollte nicht weiblicher Einfluß mildernd eingreifen in das noch immer mittelalterlich herrschende Prinzip der gewaltsamen Entscheidungen durch Waffengewalt, durch Blut und Mord, welche die Früchte der Zivilisation zerstören und Hunderte von Mutterherzen mit unheilbarem Leid heimsuchen. Könnte z. B. jetzt ein Schiedsgericht zusammenberufen werden, in dem auch Frauen wären, um über den abscheulichen Krieg in Afrika zu entscheiden, in dem das heiligste Recht der Völker mit Füßen getreten wird, das Recht der Unabhängigkeit, und zwar aus den elendesten Motiven der Habsucht und Gewalt — könnte, sage ich, ein solches Schiedsgericht anders als zugunsten der Buren entscheiden? Bin ich doch edlen englischen Frauen begegnet, die mit tiefem Schmerz den Schandfleck beklagten, den ihre sonst so edel

freie Nation auf ihre Geschichte drückt. Es muß dahin kommen, daß die Frauen vollberechtigten Anteil an dem Bauwerk der Kultur haben, das bis jetzt allein von den Männern betrieben wurde; denn ihr Tun ist notwendig einseitig geblieben und hat daher auch nur einseitige Erfolge gehabt.

Unnütz ist die Furcht, daß die Frau dadurch die Zeit für die Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten verlieren würde. Wieviel Zeit verliert sie nicht jetzt mit den vielen Kleinlichkeiten, die nur noch zu sehr das Leben der meisten Frauen ausfüllen, vor allem mit den Beschäftigungen der Eitelkeit, der Putzsucht, der Koketterie. Nein, auch bei den Frauen wird sich das schöne Wort erfüllen, „Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken", und je zielbewußter und fester sie an ihre Aufgabe gehen, die zum Bewußtsein gekommene Idee ihrer Gleichberechtigung auf allen Gebieten kulturellen Tuns zum Ausdruck zu bringen, je lichter, edler und wahrhaftiger wird auch das Ewigweibliche sich herausbilden.

*

Ein Großneffe von Mazarin

Ludwig Mancini Mazarini

Herzog von Nivernais

Ich beeile mich, neben den hervorragenden weiblichen Gestalten des achtzehnten Jahrhunderts, nun auch einer männlichen Persönlichkeit zu gedenken, die dem größeren Publikum wenig bekannt sein dürfte und es doch verdient, als eine, nach allen Seiten hin ausgezeichnete, seltene Erscheinung, nicht nur um ihrer selbst willen, sondern auch um der Zeit willen, der sie angehörte, vorgeführt zu werden, weil sie auch auf diese, die so viel geschmähte, ein milderndes Licht wirft, da so edle, beinah vollkommene Menschen in ihr nicht etwa in Dunkelheit und Verborgenheit, sondern im vollen Glanz des Tages, allgemein anerkannt und geliebt, lebten.

Die Archive der großen Familien, die sich in den letzten zwei Jahrhunderten auf allen Gebieten des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens in Frankreich ausgezeichnet haben, enthalten Dokumente, besonders Korrespondenzen, die ein neues rechtfertigendes Licht auf die Charaktere und Verhältnisse der damaligen Zeit werfen, die bisher nur als die Epoche des geistreichen Leichtsinns, der Immoralität und Verachtung aller legitimen Bande, angesehen wurde. Insbesondere hat sich Lucien Perey (schon früher erwähnt) durch eine Reihe aus jenen lautersten Quellen geschöpfter Veröffentlichungen verdient gemacht, und ganz besonders anziehend ist das Buch über den Herzog von Nivernais, dem ich die folgende Skizze entnahm. Die hervorragende Persönlichkeit, um die es sich handelt, wurde von den Zeitgenossen als der Typus des vollendeten Edelmanns angesehen. Der Graf von Ségur preist sich glücklich bei seinem Eintritt in die Welt, die Ratschläge desselben empfangen zu haben und sagt von ihm: „Der Herzog vereinigt das Wesen und den Geist zweier verschiedener Jahrhunderte, denn er hat den Adel des alten Hofs behalten und die Grazie des neuen damit verbunden.“ Aber nicht nur als vollendeter Kavalier, der in den

feinsten Formen eine Fülle des Wissens und eine glühende Liebe für Musik, Poesie und Kunst in jeder Richtung besaß, lernen wir den Herzog kennen, sondern auch als Gatten und Vater, als das Haupt einer ausgezeichneten Familie, in der die innigste Liebe und das harmonischste Zusammenleben herrschten.

Sein Vater war der Sohn des Neffen und einzigen männlichen Erben des Kardinals Mazarin, dessen ungeheures Vermögen und prachtvolle Sammlungen ihm und den fünf Nichten des Kardinals zufielen. Dieser Neffe kam durch den Ankauf des Herzogtums Nevers in den Besitz des Herzogstitels, und sein einziger Sohn verheiratete sich mit einer vornehmen Italienerin, welche die Mutter des Herzogs von Nivernais wurde. Von diesem nunmehrigen Herzog von Nevers sagt ein Zeitgenosse: „Der Herzog von Nevers ist ein liebenswürdiger, feiner Herr von vielem Geist, aber das Geschenk, das er Frankreich in dem Herzog von Nivernais gemacht hat, ist der schönste Zug in seinem Leben."

Den 16. Dezember 1716 wurde Nivernais geboren. Seine zarte Gesundheit untersagte ihm die heftigen körperlichen Übungen der jungen Edelleute seines Alters und ließ ihn sich mehr ernsten Studien hingeben. Mit sechzehn Jahren sprach er vollkommen gut englisch, italienisch, französisch, deutsch und kannte die griechische und lateinische Sprache aus dem Grunde. Er studierte eifrig Literatur und Geschichte, trieb Musik, Zeichnen und den Tanz mit Leidenschaft und zeichnete sich in allen drei Künsten aus. Als er siebzehn Jahre alt war, verheiratete man ihn mit Helene von Pontchartrain, die zwei Jahre älter als er und reizend schön war. Solche frühzeitige Heiraten waren zu der Zeit nichts Seltenes, aber nach der Zeremonie, die mit großem Pomp gefeiert wurde, machten die Neuvermählten sich eine tiefe Verbeugung und kehrten in die Häuser ihrer Eltern zurück. Während der ersten drei Jahre dieser Ehe beschäftigte sich der junge Herzog wenig mit seiner Frau, die er, außer bei

einigen konventionellen Besuchen, nie sah. Er verbrachte einen Teil seiner Zeit bei der Armee und zeichnete sich auch da so aus, daß er mit neunzehn Jahren bereits Oberst war. Die Winterzeit brachte er jedoch bei seinen Eltern zu, da man damals in der schlechten Jahreszeit den Krieg immer unterbrach. Alsdann gab er sich den Freuden der Gesellschaft in Paris und Versailles mit ganzer Seele hin und wurde bald eine Zierde dieser von Lebenslust, Geist und Grazie erfüllten Welt. Nach dem Tod seiner Mutter zog er endlich zu seiner Frau in die Wohnung, welche die Eltern derselben ihnen in ihrem Hotel glänzend eingerichtet hatten. Aber er stand der jungen Gattin noch immer kalt gegenüber, während mehr als eine der bezaubernden Frauen der vornehmen Gesellschaft seine Huldigungen, oft sogar in Versen, empfing. Ein unvorhergesehenes Ereignis sollte ihm endlich die Augen für den Wert der Frau, die seinen Namen trug, öffnen. Im Dezember 1738 wurde die ganze aristokratische Gesellschaft in Aufregung versetzt durch die Ankündigung eines großen Balls am Hof zu Versailles, desgleichen seit Jahren nicht stattgefunden hatte. Die Damen beeilten sich, in Lyon die schönsten Stoffe für ihre Staatskleider zu bestellen und allen Schmuck, alle Diamanten der Familien, sogar alter Tanten und Kusinen, die solche in der Provinz vergraben hielten, herbeizuschaffen. Der Ball, der glänzend verlief, gefiel Ludwig XV. ungemein; er liebte glänzende Feste und hielt an den strengsten Formen der Etikette, wie sie am vorigen Hof geherrscht hatten, fest.

Es war das erstemal, daß der Herzog von Nivernais seit der offiziellen Vorstellung nach ihrer Vermählung seine Frau an den Hof von Versailles führte. Sie war so schön und anziehend, daß ein Gemurmel der Bewunderung ihr Erscheinen begrüßte, und sogar der König ihrem Stiefbruder, dem Grafen Maurepas, die schmeichelhaftesten Dinge über sie sagte. Man überhäufte den Herzog mit Komplimenten, und er sah vielleicht zum erstenmal seine Frau prüfend an und fand sie in der Tat reizend. Sie hatte nicht so lange gewartet, um

einzusehen, daß ihr Mann einer der liebenswürdigsten Kavaliere des Hofes sei, und sie freute sich der allgemeinen Anerkennung, weil sie hoffte, er würde diese teilen. Sie täuschte sich auch nicht. Von diesem Abend an beschäftigte er sich mehr und mehr mit ihr und entdeckte immer neue innere und äußere Vorzüge an ihr, so daß er bald in der feurigsten Liebe für sie entbrannte. Weit entfernt, sich dessen zu schämen, wie die anderen Ehemänner jener Zeit, verkündete er es laut und feierte seine Liebe in hübschen Versen, welche die beglückte Gattin ihren Freundinnen zeigte. Die Geburt einer Tochter erfüllte die Familie mit Freude, ausgenommen den alten Herzog von Nevers, der einen Enkel als Erben seines Namens wünschte. Zwei Jahre später wurde abermals eine Tochter geboren, die aber so reizend war, daß sie das Herz des Großvaters völlig gewann. Der Herzog von Nivernais erhielt die Nachricht von der Geburt dieser Tochter in Böhmen, wo er sich unter dem Oberbefehl des Marschalls von Belle-Isle bei der Armee befand. Die außerordentlichen Strapazen dieses Feldzuges in dem rauhen Klima erschütterten die Gesundheit des jungen Obersten so, daß er trotz seiner Energie und seiner Gewohnheit, Leiden durch seine Willenskraft zu überwinden, einer heftigen Krankheit verfiel, die seine Frau und seinen Vater in schwere Sorge versetzte. In den vom Fieber freien Augenblicken richtete er Verse an seine Frau, in denen er den Tod beschwor, ihn so lange zu verschonen, bis er ihn in ihren Armen treffen könne. Der Tod erhörte ihn, und nach dem berühmten Rückzug der französischen Armee von Prag kehrte Nivernais nach Paris zurück und wurde von den Ärzten nach Plombières geschickt, um sich zu erholen. Seine Frau begleitete ihn, und hier vollendete sich die zärtliche Eintracht der beiden Gatten, die sich nie wieder verminderte. Zu derselben Zeit wurde der Herzog zum Mitglied der französischen Akademie ernannt, auf Grund einiger bedeutender Arbeiten, und er äußerte öfter, daß unter allen seinen Titeln keiner ihm so wert sei, wie dieser. Kurz darauf erhielt er auch seine Ernennung zum General, nahm aber auf den drin-

genden Wunsch seines Vaters und seiner Frau den Abschied, da seine Gesundheit den Strapazen des Krieges nicht gewachsen war. Er gab sich mit Leidenschaft literarischen Beschäftigungen hin, wurde aber auch, nebst seiner Frau, vorzüglich gern am Hofe gesehen. Die Königin Maria Leszczynska fand so viel Gefallen an dem Geist und der Grazie der Herzogin, daß sie diese zur Palastdame ernannte, und der König gab dem Ehepaar eine Wohnung im Schloß zu Versailles, welche Auszeichnung der Ehrgeiz aller Höflinge war. Der Hof Ludwig XV. war damals in der Zeit seines vollen Glanzes. Das größte Vergnügen der vornehmen Gesellschaft war das Theater, waren Aufführungen, an denen sich die ersten Kavaliere und Damen des Hofes beteiligten. Der Herzog von Nivernais glänzte auch dabei, wie bei allem übrigen, durch sein Talent. Auf einer der Privatbühnen lernte er die junge, schöne, talentvolle Madame d'Estioles kennen, mit der er zusammen spielte. Sie erhielt durch die Intrigen ihrer Mutter die zweideutige Ehre, die schon viele vor ihr besessen hatten, und nach der viele strebten, Mätresse des Königs zu werden, der sie zur Marquise de Pompadour ernannte. Sie war klug genug, um sich durch taktvolles Benehmen auch der Königin gegenüber ihre Stellung am Hof zu sichern, so daß Maria Leszczynska sogar sagte, wenn der König einmal eine Mätresse haben müsse, so sei ihr die Pompadour lieber als andere. Die Herzogin von Nivernais, der Königin sehr ergeben, dazu eine feine Beobachterin, ließ der Marquise öfter Winke für ihr Betragen durch den Herzog geben, der von ihren früheren geselligen Beziehungen her sehr in ihrer Gunst geblieben war. Als nach einiger Zeit die Pompadour zu bemerken glaubte, daß die Passion des Königs anfing, sich zu erkälten, sann sie auf Mittel, ihre glänzende Eroberung festzuhalten und, ihrer früheren Erfolge auf dem Theater eingedenk, beschloß sie, am Hof ein solches einzurichten. Der König hatte oft von den Aufführungen in den aristokratischen Kreisen reden hören, aber die Etikette verbot ihm, diese zu besuchen, und die Idee,

diesem Vergnügen zu den einförmigen Ereignissen des Hofes Eingang zu verschaffen, konnte nur einer Pompadour kommen. Sie wußte den blasierten Monarchen so dafür zu interessieren, daß er selbst eifrig half, die Sache ins Werk zu setzen. Die vornehmsten Leute des Hofes strebten nach der Ehre, auf diesem Theater mitzuwirken, und die erste Vorstellung fiel so glänzend aus, daß der König, ganz entzückt, die Königin einlud, der zweiten Vorstellung beizuwohnen. Auch die Königin war äußerst befriedigt, besonders von dem Spiel des Herzogs von Nivernais, der bald als der erste Schauspieler der nunmehr förmlich organisierten Truppe angesehen wurde. Auch Ludwig XV. interessierte sich mehr und mehr für den Herzog, nahm ihn öfter nach den Vorstellungen zu einem Zwiegespräch mit in sein Kabinett, was eine unerhörte Auszeichnung war, und fand viele hervorragende Eigenschaften in ihm so, daß er ihn zum Gesandten in Rom bestimmte. Seine Ernennung erfolgte im Dezember 1747, aber es verging beinahe ein Jahr, ehe er sich mit der Familie auf seinen Posten begeben konnte. Die Herzogin hatte 1745 endlich einen Sohn geboren, den Grafen von Nevers, wie er genannt wurde, dessen Geburt von den beiden, durch die Ehe der Nivernais verbundenen Familien, besonders aber von dem alten Herzog von Nevers, mit Entzücken begrüßt worden war. Eine neue Schwangerschaft hielt die Abreise nach Rom auf, und erst nach der Geburt eines zweiten Sohnes, der aber gleich starb, konnte diese erfolgen, im Dezember 1748. Die zärtliche Liebe, die den Herzog und seine Frau mit ihren Familien und Freunden verband, ließ die Trennung auf beiden Seiten schmerzlich empfinden. Die Mutter der Herzogin wurde beinahe krank vor Schmerz und tröstete sich nur, als die Nivernais sich entschlossen, ihr die zweite Tochter, die kleine Mancini, zu lassen; ein großes Opfer für die Eltern, die ihre Kinder innig liebten.

Der Herzog und seine Frau kamen den 12. Januar 1749 in Rom an. Nachdem sie bereits in Genua auf das glänzendste von den durch seine Großmutter dem Herzog ver-

wandten genuesischen Großen empfangen worden waren, wurde ihnen auch hier die zuvorkommendste Aufnahme zuteil. Der Papst Benedikt XIV. empfing den neuen Gesandten alsbald in einer Privataudienz, und die Befriedigung war eine gleich große auf beiden Seiten. Ebenso beeilten sich die beiden Kardinäle Valenti und Passionei, den Herzog mit Höflichkeiten aller Art zu überschütten. Valenti war Staatssekretär, ein Mann von vielem Verstand und großem Talent in der Administration, aber in Rom allgemein gehaßt. Passionei, Großkämmerer, war dagegen ein höchst sympathischer Mann, von glänzendem Geist, umfassender Bildung und freien Anschauungen. Er gefiel Nivernais außerordentlich und schloß sich ihm in wahrer Freundschaft an. Der Herzog hatte zahlreiche Verwandte in der römischen Aristokratie, und es verstand sich von selbst, daß er und seine Frau in die erste Klasse des Adels gehörten, die damals noch ziemlich von der zweiten geschieden war. Doch gelang es insbesondere der Grazie und Liebenswürdigkeit der Herzogin, die beiden Klassen öfter zu vereinigen, was geradezu als ein Wunder anzusehen war. Sehr bald wurde das Hotel der Gesandtschaft zu einem Sammelplatz der auserlesensten Gesellschaft. Der Papst schrieb darüber an den Kardinal de Tencin: „Die erste Abendunterhaltung des Gesandten war prachtvoll; es waren dreißig betitelte Damen dort und eine unzählige Menge Adeliger. Seine Frau hilft ihm auf bewunderungswerte Weise, und zu unserer großen Befriedigung wird uns von allen Seiten berichtet, daß der Beifall allgemein ist. Wir wünschen und hoffen, daß es dauert. Aber in Rom?" — —

Es war Sitte, daß der französische Gesandte während der letzten Tage des Karneval in der französischen Akademie, damals auf dem Korso gelegen, verweilte, um von Morgen bis Abend Gäste zu empfangen und zu bewirten. „Es kamen an einem Tag mehr als hundert Personen," schreibt Nivernais, „unter ihnen Prinzessinnen, Damen und Kardinäle". Dies dauerte acht Tage lang, und der Herzog und seine Frau waren davon aufs äußerste ermüdet, aber sie hatten ihren

Platz in der Gesellschaft erobert, und der Papst schrieb abermals an Tencin: „Der Herzog von Nivernais ist mit uns zufrieden, und wir sind es sehr mit ihm, und die ganze Welt ist unserer Meinung. Wir haben die Herzogin noch nicht gesehen, aber wir wissen, daß sie geliebt und verehrt wird in dem ganzen Lager der Prinzessinnen und großen Damen wegen ihrer sanften und verbindlichen Manieren. Während des Karnevals hat der Herzog den ganzen Adel zu Gast gehabt, mit Kardinälen, Prinzen, Prinzessinnen, betitelten Damen, alles ohne irgendwelchen Unterschied gemischt. Eine wirklich merkwürdige Tatsache für Rom wegen der Rangunterschiede."

Man sieht, daß der Papst sich damals sehr um die gesellschaftlichen Verhältnisse bekümmerte, und daß die geistliche Welt großen Anteil an den Vergnügungen der Laienwelt nahm. Die Beziehungen zwischen der Familie Nivernais und dem Papst blieben die allerbesten und wurden zu einer Art Intimität, als die Familie des Herzogs, um der Sommerhitze in Rom zu entfliehen, eine Villa in Castel Gandolfo bezog, wohin auch der Papst zu dem gewöhnlichen Sommeraufenthalt übersiedelte und so der nächste Nachbar des Gesandten wurde. Benedikt XIV. hatte viel von dessen ältester Tochter, der kleinen Nevers, gehört und wünschte sie zu sehen. Er schrieb seinem vertrauten Korrespondenten: „Ich habe den Herzog und die Herzogin ersucht, mir auch ihre allerliebste kleine Tochter vorzustellen, die durch ihren Geist und ihre Grazie, und dadurch, daß sie die italienische Sprache erlernt hat, als ob sie in Toskana geboren wäre, die Bewunderung von ganz Rom erregt. Gott gebe, daß sie leben bleibe und dem widerspreche, was man gewöhnlich sagt, daß Kinder von so bewunderungswerter Intelligenz nicht lange leben bleiben!" Das kleine Fräulein war entzückt und wünschte bei dieser Audienz, eine sehr schöne Uhr, die man ihr geschenkt hatte, tragen zu dürfen. Der Herzog schlug es der Tochter ab, da sie dieses Kleinod erst mit zwölf Jahren anlegen müsse. Die Kleine aber verlor den Mut nicht und ließ ihren Wunsch dem Papst selbst vortragen, worauf dieser dem Kardinal

schrieb: „Die reizende Tochter des französischen Gesandten hat uns ihren Kummer wissen lassen, daß ihr Vater erklärt hat, sie dürfe die Uhr nicht tragen, ehe sie zwölf Jahre alt sei. Auf den Einwand, daß die kleinen Orsinis, die erst acht Jahre alt sind, ihre Uhr tragen, hat der Herzog erwidert, sie könnten das, weil sie Töchter eines Kardinals seien. Nachdem wir diesen Bericht gehört hatten, haben wir erklärt, daß die Tochter des Gesandten desselben Vorrechts genießen und nicht anders vor uns erscheinen solle, als mit ihrer Uhr."

Natürlich erschien die Kleine nun mit dem geliebten Kleinod. Der Papst war entzückt von ihr. Die Herzogin meinte lächelnd, sie sei zu kühn gewesen mit ihrer Bitte und würde zu stolz werden durch den Erfolg. Aber Benedikt XIV. erwiderte voll Freundlichkeit: „Nein, nein, sie wird immer wohl tun, mich um Rat zu fragen, und es ist ein gutes Zeichen, daß sie damit angefangen hat."

Die beinahe patriarchalischen Beziehungen des Papstes zu der Familie des Gesandten beunruhigten aber den Kardinal Valenti, der den französischen Einfluß für das künftige Konklave fürchtete und daher anfing, im geheimen gegen Nivernais zu intrigieren. Dieser durchschaute jedoch die Machinationen des Kardinals und enthüllte sie in einer Reihe vertraulicher Briefe an den französischen Minister Puysieulx, die von äußerstem Interesse sind und die feinste Schilderung der damaligen römischen Politik enthalten. Sehr ergötzlich ist die Beschreibung der offiziellen Vorstellung des neuen Gesandten beim Papst, die erst erfolgte, als derselbe beinahe ein Jahr in Rom gewesen und allgemein bekannt war. Die Verzögerung knüpfte sich hauptsächlich an die Schwierigkeiten, die das französische Gouvernement wegen der außerordentlichen Ausgaben machte, besonders der für die Staatskarossen, in denen der Gesandte zum Schein zuerst in Rom einziehen sollte. Endlich entschloß sich Ludwig XV., drei in Paris machen zu lassen, die an Pracht alles bisher Gesehene übertrafen. Die Aufregung darüber war groß; alle Welt war entzückt, sogar der Papst schrieb: „Es ist eine wahrhaft

königliche Handlung, seinem Gesandten ein solches Geschenk zu machen, wie Seine sehr Christliche Majestät es mit den drei prachtvollen Karossen tut, die jetzt in Paris verfertigt werden. Aber dieser Gesandte verdient auch alles Gute, ebenso wie die Gesandtin."

Der Zug des Gesandten durch ganz Rom in den Vatikan war ein glänzendes Schauspiel und konnte sich kaum durch die Massen der Zuschauer fortbewegen. Der offizielle Empfang im Vatikan war ebenso freundlich, wie es die intimen Beziehungen gewesen waren, und als der Herzog, von römischen Kardinälen und Fürsten begleitet, in das Gesandtschaftshotel zurückkehrte, fand er daselbst die Geschenke des Papstes vor, die aus allem Nötigen an Lebensmitteln bestanden für einen erst einzurichtenden Haushalt: Brot, Butter, Lichter, Käse, Schokolade, Zitronen, Konfitüren usw. Alles in ungeheuren Quantitäten. Die Römer waren entzückt, der Papst hoch befriedigt. Ludwig XV. billigte in vollem Maße die Pracht, die sein Gesandter entfaltet hatte, und die Pompadour, die dem Herzog die freundschaftlichste Gesinnung bewahrte, schrieb ihm, um ihm Glück zu wünschen.

Im Januar 1752 kehrte der Herzog auf Urlaub wegen Familienangelegenheiten nach Paris zurück, wohin seine Frau und seine Kinder schon vor ihm zurückgegangen waren. Und nun lernen wir das liebenswürdigste Familienleben kennen, das einen ganzen Kreis näherer und fernerer Verwandten und ausgezeichneter Menschen in der zärtlichsten Liebe verband. Hatten schon die Briefe des alten Herzogs von Nevers an seinen Sohn und dessen Antworten, sowie die der Madame Pontchartrain, Mutter der Herzogin, und anderer während des römischen Aufenthalts das rührendste Zeugnis für die allseitigen Gesinnungen gegeben, so enthüllt sich uns nun noch mehr im einzelnen das innere Leben dieser in Glück und Leid verbundenen Wesen. Die zwei Enkelinnen und der kleine Graf Nevers entzückten den Großvater und verdoppelten seine Liebe für seinen Sohn und dessen Gattin. Der Graf Maurepas, Stiefbruder der Herzogin von Niver-

nais, war von dem Gipfel höchster Gunst, in der er beim König gestanden hatte, gestürzt, weil sein feiner, ironischer Geist ihn verleitet hatte, die Favoritin, deren ehrgeizige Pläne er durchschaute, auf alle Weise lächerlich zu machen. Sie haßte ihn und ruhte nicht, bis Ludwig XV. ihn in brutaler Weise aus dem Ministerium entließ und nach Bourges in ein wahres Exil verbannte. Nivernais war zu der Zeit in Rom und zeigte bei dieser Gelegenheit den ganzen Edelsinn und die liebevolle Zärtlichkeit seiner Natur. Er wußte, daß das Briefgeheimnis am Hofe nicht respektiert wurde, daß namentlich die Pompadour die wichtigen Briefe, die einliefen, las; daß er mithin alles auf das Spiel setzte, indem er seinem Schwager ganz offen seine Teilnahme an seinem Unglück in einer Weise schrieb, die ein indirekter Tadel für den König und die Favoritin war. Aber er tat es ohne Rückhalt, und als er nach Paris kam, war seine erste Sorge, das Exil seines Schwagers zu mildern. Er wandte sich direkt an die Pompadour, da er wohl wußte, daß sie allein es verlängern ließ. Sie zeigte sich nachgiebig, und Maurepas konnte wenigstens auf sein Gut in der Nähe von Versailles zurückkehren.

Inzwischen wurde ein Familienereignis vorbereitet, das neues Glück in das häusliche Leben bringen sollte, die Vermählung der ältesten Tochter der Nivernais, dreizehn Jahre alt, mit dem Grafen Gisors, dem einundzwanzig Jahre alten Sohn des Marschalls Herzog von Belle-Isle. Dieser Sohn, vortrefflich von dem Vater und der idealen Mutter erzogen, Erbe großen Reichtums und glänzender Titel, wurde als erste Partie in Frankreich angesehen und war der vollendetste Kavalier am Hofe. Der König und die Königin, sowie Madame de Pompadour nahmen großen Anteil an dieser Verbindung, und der König ernannte den noch so jungen Mann, als Zeichen seiner Zufriedenheit, zum Gouverneur des Departements von Metz und zum Generalleutnant von Lothringen, zwei der größten Stellen in Frankreich.

Gisors hatte eine andere Liebe im Herzen, als er diese Ehe eingehen mußte und hatte anfangs wenig Neigung für seine Frau, die er nur selten sah, da sie bei ihren Eltern blieb, während er in Metz weilte. Ein trauriges Ereignis brachte die jungen Gatten einander näher. Der einzige Sohn der Nivernais, leidenschaftlich von ihnen geliebt, ein Knabe, der die schönste körperliche und geistige Entwicklung versprach, wurde krank und starb, trotz der sorgfältigsten Pflege, in den Armen der verzweifelten Eltern. Gisors blieb während der Krankheit bei diesen und lernte dabei den frühreifen Geist, den moralischen Mut und das liebevolle Herz seiner Frau kennen, die mit ihrer Schwester die rührendsten Anstrengungen machte, den Schmerz der Eltern zu lindern. Er selbst erwies sich auch so zärtlich teilnehmend, daß die Nivernais einen Teil der Liebe, die sie für den Sohn gehabt, auf ihn übertrugen. Der Herzog war aber tief gebeugt über diesen Verlust, und erst nach längerer Zeit gab er den Bitten Gisors' nach und fing an, die Ratschläge, die er diesem mündlich erteilte, in eine literarische Form zu bringen, welche Beschäftigung ihn ein wenig von dem Brüten über seinen Schmerz abzog.

Auf gemeinsamen Beschluß der innigst verbundenen Familien Nivernais und Belle-Isle trat der junge Graf nach einiger Zeit eine große Reise an, um sich vollends auszubilden. Er weilte zunächst in England, dann in Preußen bei Friedrich dem Großen, der ihn mit der höchsten Auszeichnung behandelte; in Wien bei Maria Theresia, später an den Höfen von Dänemark und Schweden. Seine geist- und liebevollen Briefe waren das Entzücken der beiden Familien, die sie gemeinschaftlich lasen. Aber er hatte den tiefen Schmerz, seine über alles geliebte Mutter zu verlieren, ehe er auf die Nachricht von ihrer Erkrankung die Heimat erreichen konnte. Dieser Verlust band ihn noch fester an seine junge Gattin, die seine Trauer teilte, und an deren Eltern, die ihn wie einen Sohn empfingen.

Der Herzog von Nivernais hatte indes den Schmerz

um den Verlust seines Sohnes nicht überwinden können, ungeachtet seines Mutes und seiner Anstrengungen, die Ruhe wieder zu finden. Seine liebsten Beschäftigungen, Musik, Literatur, Zeichnen, widerten ihn an, und er verfiel mehr und mehr in Schwermut. Seine Frau teilte ihre Besorgnis dem Marschall von Belle-Isle mit, worauf dieser sagte: „Nur eins kann ihn retten, eine verpflichtende Beschäftigung.“ Der Herzog war nicht nach Rom zurückgekehrt, wo ihn das Andenken an seinen Sohn, mit dem er dort drei Jahre verlebt hatte, zu schmerzlich berührt hätte. Der Marschall hegte den Wunsch, ihn als außerordentlichen Gesandten nach Preußen zu schicken, hatte auch diesen Gedanken beim König angeregt und wurde dabei von der Pompadour unterstützt. Die politische Lage in Europa war sehr ernst, und der Krieg zwischen Frankreich und England drohte auszubrechen. Das Bündnis mit Preußen wurde daher für beide Mächte in hohem Grade wünschenswert. Die Beziehungen der letzteren hatten seit 1754 angefangen, sich zu verschlechtern wegen der Besitzungen beider Mächte in Amerika. Das Verhältnis zwischen Friedrich II. und seinem Onkel Georg II. von England war ebenfalls seit langem ein sehr gespanntes, während zwischen Preußen und Frankreich ein durchaus gutes Einvernehmen stattfand. Mit seinem großen politischen Verstand übersah Friedrich die Sachlage besser, als die französischen Gesandten in London und Berlin; er äußerte sich auch durchaus im besten Sinn für Frankreich gegen seinen Gesandten in Paris, wollte sich aber doch nicht auf eine Besetzung Hannovers einlassen, die man ihm von französischer Seite vorschlug, im Fall der Krieg ausbräche, da er zugleich bereit sein mußte, seine Grenzen gegen Rußland und Österreich zu verteidigen.

Unverantwortliche Angriffe englischer Schiffe auf französische veranlaßten Ludwig XV. endlich, den Herzog von Nivernais als Gesandten nach Preußen zu senden. Seine Abreise verschob sich indes, weil im geheimen zwischen England und Preußen und andererseits zwischen Frankreich und Österreich verhandelt wurde. Obgleich man sich

bemühte, dem Herzog diese Verhandlungen zu verheimlichen, so ist es doch mehr als wahrscheinlich, daß sein feiner Geist die doppelzüngige Politik durchschaute. Er verlangte endlich bestimmte, klare Aufträge. Der Minister antwortete hierauf, daß der König keinen anderen Feind kenne, als den König von England, und daß er alle Mittel anwenden werde, um sich an diesem zu rächen; daß er aber davor zurückschrecke, einen europäischen Krieg zu veranlassen und die Zahl seiner Feinde zu vermehren. Dies alles solle geheim gehalten werden, aber Nivernais wurde ermächtigt, es dem König von Preußen anzuvertrauen. So reiste der Herzog dann im Dezember 1756 ab, von einem zahlreichen Gefolge begleitet, wie es der Wichtigkeit seiner Mission entsprach. Er wurde auf das zuvorkommendste in Berlin empfangen; man fand den Ruf von Geist, Herz und Grazie, der ihm vorausgegangen war, völlig gerechtfertigt; auch der König zeigte ihm die größte Hochachtung und lud ihn sogar ein, einige Tage im Schloß zu Potsdam bei ihm zuzubringen. Nivernais gab eine interessante Beschreibung dieses Aufenthalts und des Lebens, das man dort führte. Friedrich II. schreibt auch darüber: „Ich habe hier den Herzog von Nivernais, der mir ein sehr achtenswerter Charakter scheint, voller Geist und Kenntnisse — und dabei anspruchslos. — — Ich bin sehr unglücklich, daß er nicht in Berlin geboren ist. Sie können mir glauben, daß ich ihn zu keiner Gesandtschaft fortschicken würde, und daß er nicht aus meiner Nähe käme."

Trotz der vielen Beweise von Hochachtung und Sympathie jedoch, die der Herzog von Friedrich empfing, gelang ihm seine Mission nur insoweit, als sein feiner Takt den Bruch zwischen Preußen und Frankreich zu verhindern wußte. Das Bündnis mit England aber, das der König inzwischen doch abgeschlossen hatte, machte seinen längeren Aufenthalt in Berlin überflüssig. Er schied von da im März 1757, nachdem er seinem Schwager Maurepas noch ein sehr interessantes vollständiges Bild des Königs entworfen hatte.

Kurz nach seiner Rückkehr brach der Krieg zwischen Frank-

reich und England aus, und infolge des unerwarteten, willkürlichen Einbruchs Friedrichs in Sachsen, dessen König August Österreich um Hilfe anrief, wurde auch Ludwig XV. genötigt, seinem mit Österreich geschlossenen Bündnis gemäß, sich zum Krieg mit Preußen zu rüsten. Die Rüstung dauerte bis zum Frühjahr des folgenden Jahres, und im März mußte der Graf Gisors mit seinem Regiment zu der Armee am Niederrhein stoßen. Seine junge Gattin begleitete ihn bis Metz, und die zärtliche Liebe, die sie ihm zeigte, sowie die töchterliche Neigung, die sie dem Marschall von Belle-Isle widmete, erhöhten noch des Grafen Zuneigung, der seinen Vater auch über alles liebte und verehrte. Zweimal während der Dauer des Krieges wurden Gisors Aufträge erteilt, die ihn nach Paris und Versailles führten, und er genoß dann beim Vater seiner Frau, die nun im vollen Besitz seiner Liebe ihre herrlichen Geistesgaben völlig entwickelte, im Hause der Nivernais des reinsten Glückes, das noch vermehrt wurde durch die Auszeichnungen, die ihm von seiten des Königs zuteil wurden. Dieser schönen, kurzen Zeit aber sollte die traurigste Wirklichkeit folgen. Im Juni 1758 kam es nach langer Untätigkeit zu einer entscheidenden Schlacht bei Krefeld, worin die französische Armee geschlagen, und Gisors tödlich verwundet wurde. Das Hauptquartier zog sich nach Neuß zurück, und der Verwundete wurde dorthin gebracht. Ehe die Chirurgen ihn in Behandlung nahmen, schrieb er einige Worte an seinen Vater und an seine Frau. Briefe des Grafen de Clermont, Oberbefehlshabers der Armee, an den Marschall de Belle-Isle und an den Herzog von Nivernais, diesen die volle Wahrheit mitteilend, begleiteten die Briefe Gisors'. Nivernais hatte die traurige Aufgabe, seiner Tochter die Zeilen ihres Gatten zu überreichen. Außer sich vor Schmerz, verlangte sie auf der Stelle abzureisen. Es wurde ihr bewilligt, und nach wenigen Stunden war sie auf dem Weg, begleitet von ihrer Mutter und einem Freund des Hauses. In Lüttich hielten sie an, um Pässe zu erhalten, um die der Marschall und der

Herzog alsbald an den feindlichen Befehlshaber, Prinz Ferdinand von Braunschweig, geschrieben hatten. Aber es war zu spät. Die französische Armee hatte inzwischen Neuß räumen müssen, und da man Gisors nicht transportieren konnte, hatte der Graf de Clermont an den Prinzen Ferdinand geschrieben und ihn ersucht, den armen Verwundeten ungefährdet in Neuß zu lassen, die Ärzte, die ihn behandelten, sowie seinen intimen Freund, den Major de Vignolles, den er bei sich zu haben wünschte, nicht als Kriegsgefangene anzusehen und ihnen nach dem Tode Gisors' freien Abzug zu gewähren. Der Prinz Ferdinand antwortete alsbald allem zustimmend und mit größter Teilnahme an dem Schicksal Gisors', den er bei dessen früherem Aufenthalt in Deutschland kennen und schätzen gelernt hatte. Auch beschränkte er sich nicht hierauf, sondern teilte mit Vignolles und den Ärzten die Pflege des Verwundeten, der, sich seines Schicksals vollkommen bewußt, in der langen, schmerzhaften Agonie den noch höheren Mut einer schönen Seele, als früher den eines kühnen, tapferen Führers auf dem Schlachtfeld bewies. Am geöffneten Fenster, den Blick auf den blauen Himmel und die glänzende Sonne gerichtet, starb er, die Hand in der Hand seines Freundes, der nachher schrieb: „Wir haben den besten Untertan des Königreichs und die schönste Seele verloren. Er besaß zu viele Tugenden, um in einem so verderbten Jahrhundert zu leben. Er ist in der feindlichen Armee ebenso beweint worden, wie in der unsrigen."

Der Prinz Ferdinand ließ den edlen Feind mit den höchsten militärischen Ehren begraben. Die Nachricht seines Todes erreichte seine Frau, anstatt des gehofften Passes, in Lüttich. Sie war untröstlich, und der Schmerz um den Verlust dieses angebeteten Gatten zerstörte ihre Gesundheit und ließ sie ihm nach wenigen Jahren folgen. Nicht weniger gebeugt war der Marschall de Belle-Isle über den Verlust des einzigen Sohnes, und die Teilnahme an seinem Schmerz war allgemein. Aller Etikette zuwider, als eine nie dagewesene Auszeichnung, kam Ludwig XV. selbst, ihn zu besuchen und ihn zu bitten,

dem Staat seine Kräfte zu erhalten. Der Dauphin und die Königin kamen ebenfalls, und der unglückliche Marschall begab sich mit einer beinah übermenschlichen Anstrengung alsbald wieder an die Geschäfte, die ihm seine hohe Stellung auferlegte. Vier Jahre nach dem Tod seines Sohnes raffte eine tödliche Krankheit auch ihn dahin. Seine Schwiegertochter benahm sich gegen ihn wie ein „Engel" und pflegte ihn mit bewunderungswürdiger Ausdauer. Sie lebte wieder bei ihren Eltern, nur für Werke der Barmherzigkeit und für den Familienkreis, der durch die Heirat ihrer reizenden Schwester und durch die um ihn gescharten Freunde erheitert und verschönert wurde.

Der Herzog von Nivernais war nach dem Tode Gisors', der ihm so teuer gewesen war, wieder demselben Zustand von Melancholie anheim gefallen, wie nach dem Tod des eigenen Sohnes. Er kämpfte wie früher mutig gegen das Übel an, aber auch dieses Mal mußte eine von außen kommende Aufgabe ihm gewaltsam helfen. Frankreich war erschöpft von den langen, blutigen Kriegen; die sieben Jahre des österreichischen Bündnisses waren ihm teuer zu stehen gekommen. Ludwig XV. suchte Frieden mit England. Pitt, der größte Gegner des Friedens, wurde 1762 aus dem Ministerium entfernt, und es bedurfte eines gewandten, feinen Diplomaten, um dem jungen König Georg III. die Absichten und Konzessionen Ludwigs bekannt zu machen. Man wählte Nivernais, und er nahm die schwierige Mission an. Nach unendlichen Mühen, Verdrießlichkeiten und körperlichen Leiden, verursacht durch das ihm widrige englische Klima in einem besonders harten Winter, hatte er endlich die Befriedigung, den Frieden geschlossen zu sehen und sich in England eine allgemeine Anerkennung und Bewunderung erworben zu haben, so daß Horace Walpole sagte, Frankreich habe ihnen das Beste geschickt, was es besäße. Die diplomatische Laufbahn von Nivernais endete hiermit.

Der Autor des Buches sagt mit Recht: „Wenn man diesen liebenswürdigen Nivernais näher kennen lernt, ist es

unmöglich, ihn nicht zu lieben, und er übt noch ein Jahrhundert nach seinem Tod dieselbe Anziehung auf uns, wie auf seine Zeitgenossen aus." Und außerdem gibt er, und geben die Persönlichkeiten, die um ihn waren, uns ein so anmutiges Bild der Gesellschaft jener Zeit, daß wir das Buch mit einem Seufzer aus der Hand legen, schon aus einem Kreis so reizender Menschen scheiden zu müssen, einem Seufzer, der fast wie eine Kritik der modernen Gesellschaft klingt. — — —

Wenn uns nun das Vorstehende in das glänzende, viel bewegte Leben eines Aristokraten einführt, welcher der wahre Typus des hochgebildeten, in jeder Beziehung vollendeten Edelmannes war, so zeigt uns der zweite Teil dieses Lebens in erschütternder Tragik, zu welch' furchtbaren Prüfungen das Schicksal zuweilen den Menschen nach idyllischem Frieden, gleichsam als die Kehrseite seines vergangenen Glückes, aufbewahrt. Wohl dem, der aus solcher Prüfung so würdevoll hervorgeht, daß uns dadurch sein Charakter erst vervollständigt wird und uns ein unauslöschlich schönes Bild zurückläßt.

Dies ist der Fall mit Mancini, Herzog von Nivernais. Wir hatten gesehen, daß er sich nach seiner Rückkehr von der Gesandtschaft in London aus dem öffentlichen Leben zurückzog, um sich im Kreis seiner Familie und seiner Freunde ganz seinen Lieblingsbeschäftigungen in Literatur, Poesie und Musik hinzugeben. Sein Familienkreis hatte sich vergrößert, indem seine zweite Tochter, die reizende Mancinetta, sich mit dem Herzog de Cossé-Brissac vermählte. Das engere Leben der Familie verbrachte man zum großen Teil auf Saint-Maur, der schönen Besitzung der Madame de Pontchartrain. Der Herzog zog diesen Aufenthalt allen anderen vor, obgleich das Schloß und der Garten weniger glänzend waren als in Pontchartrain, dem Gut der Maurepas. Aber S. Maur war von großen Waldungen umgeben, die dazu gehörten, und in denen der Herzog gern früh am Morgen umherging und sich seinen poetischen Gedanken hingab. Ein ausgewählter Kreis liebenswürdiger Menschen versammelte sich hier um die alte Dame des Hauses. Unter

ihnen trat ganz besonders eine Frau hervor, die durch die engsten Freundschaftsbande mit den Nivernais verbunden war: Therese de Rochefort, die nach kurzer Ehe Witwe, dann durch den Tod auch des Vaters und Bruders beraubt, allein stand und, obwohl sie ein angenehmes Heim in Paris hatte, doch den größten Teil ihrer Zeit bei den Freunden in S. Maur verbrachte. Sie wurde von der guten Frau von Pontchartrain wie eine Tochter, von der jungen, ernsten Witwe, Gräfin Gisors, wie eine zweite Mutter geliebt und erwiderte diese Gefühle aufs wärmste. Was sie aber mehr als alles nach S. Maur zog, war unzweifelhaft die häufige Anwesenheit des Herzogs daselbst, für den sie von früh auf im stillen eine tiefe Neigung gehegt hatte. Ihre Korrespondenz mit dem Marquis de Mirabeau (Vater des berühmten Redners der Revolution) gibt uns ein anziehendes Bild des Lebens in S. Maur, wo sich anfangs außer Mirabeau selbst auch Madame de Pailly öfters einfand, deren Verhältnis zu Mirabeau zwar schon bekannt war, sich aber doch noch in den Grenzen des Anstands hielt. Madame de Rochefort sah sie gern, und sie wurde überhaupt von den ersten Damen der Gesellschaft empfangen. Erst später, als die Marquise de Mirabeau, gänzlich getrennt von ihrem Mann, die traurigsten Enthüllungen über das Verhältnis machte, schloß man die Dame aus der Gesellschaft aus, und auch Madame de Pontchartrain versagte ihr dann den Zutritt zu ihrer Umgebung. So sehr der Herzog sich nun auch dem geselligen Leben bei seiner Schwiegermutter hingab, dessen Seele und wahrer Mittelpunkt er war, so behielt er sich doch auch die Freiheit vor, viele Stunden des Tages seinen Liebhabereien und ernsten Beschäftigungen zu widmen. Seit seiner Rückkehr von England war in ihm der Geschmack für englische Gartenkunst erwacht. Er konnte nicht müde werden, die Gärten von S. Maur nach Art englischer Parks umzuwandeln. Von der Verschönerung der Gärten in England durch Kunst sprechend, schrieb er: „Er fühlt den reizenden Kontrast der

Hügel und Täler, die sich unmerklich aneinander reihen; er schafft die schönen Wellenlinien eines Bodens, der sich abwechselnd hebt und senkt, und er beobachtet, mit welcher Grazie eine sanfte Anhöhe sich mit Gruppen von Bäumen krönt, die von weitem den Blick zwischen ihren eleganten Stämmen anziehen, während sie zugleich die Perspektive verlängern und ausbreiten durch den täuschenden Vergleich der dazwischen liegenden Gegenstände. So erteilte der Pinsel seiner Einbildungskraft den Szenen, die er zeichnete, alle Reize einer schönen Landschaft. Die großen Prinzipien, nach welchen er arbeitete, waren: die Perspektive und das Halbdunkel."

Nach diesen Prinzipien arbeitete auch der Herzog in S. Maur und später in den Gärten der großen Besitzung von S. Ouen, die er kaufte. Nach der Frühpromenade kam er in das Schloß zurück und beschäftigte sich gewöhnlich mit Musik. Madame de Rochefort und die Gräfin Gisors waren ausgezeichnete Musikerinnen, und meist kamen noch dazu von Paris Virtuosen, um ein Trio oder Quartett auszuführen, vom Herzog, der ein gelehrter Tonsetzer war, komponiert. Diese musikalischen Beschäftigungen, die der Herzog leidenschaftlich liebte, zogen sich oft bis zum Mittagessen hin, wozu sich immer zahlreiche Gäste einfanden. Nachher kamen häufig noch neue Besucher aus Paris, und man durchstreifte zu Wagen, zu Fuß oder zu Pferd die Wälder und vereinigte sich wieder beim Abendessen. Die Wälder gaben auch Anlaß zu häufigen Jagden, zu welchen die Teilnehmer in großer Anzahl kamen und dann die berühmte Gastfreundschaft der Gutsherrin genossen. Am Abend, wenn die Gesellschaft sich im Salon vereinigte, gab ein jeder das Beste, was seiner Eigentümlichkeit angehörte, zu der Unterhaltung hinzu, und gewiß mochten die Gespräche, von so viel verschiedenartigen ernsten und heiteren Intelligenzen ausgehend, ein gar anmutiges Spiel des Geistes, des feinen Witzes und der liebenswürdigen Heiterkeit sein. Vor allen glänzte auch hier Nivernais durch seine vielseitige Bildung, seine feine Beobachtung und seine gut-

mütige, nie verletzende Ironie. Wo sich sein Wesen aber am schärfsten zeichnete, das war in seiner Privatkorrespondenz, in der die Grazie und Harmonie seines Wesens sich besonders kundgibt. Mit großem Eifer gab er sich auch seinen Beschäftigungen als Mitglied der Akademie hin und widmete dieser bis zu seinem Tode ein lebhaftes Interesse. Einige Biographen des Herzogs haben ihn als einen völligen Skeptiker dargestellt; dem war aber nicht so, wenngleich er die Formen der Devotion nicht so streng beobachtete, wie seine Frau und die Gräfin Gisors, die übrigens ihren Vater über alles liebte und ihm geistig sehr nahe stand. Er war eine religiöse Natur, und eine seiner Reden in der Akademie zum Empfang des Bischofs von Limoges, Erziehers des jungen Herzogs von Bourgogne, gibt davon Zeugnis:

„Im voraus verehrt von einer Nation, deren bezeichnender Charakter die Liebe zum Königtum ist, haben unsere jungen Prinzen dadurch schon bei der Geburt eine Schuld überkommen, die Sie ihnen lehren werden abzutragen. Sie werden ihr Glück und das der Nation sichern, indem sie ihren Geist durch das Studium der guten Literatur und ihr Herz durch die Gefühle der Religion bilden, dieser heiligen Religion, die besonders vom Himmel zur Belehrung der Fürsten herabgestiegen zu sein scheint, denn sie lehrt, daß alle Menschen Brüder und denselben Gesetzen unterworfen sind, daß alle ohne Ausnahme einst vor demselben Tribunal, ohne Privilegien, ohne Unterschied des Standes und der Geburt, gerichtet werden."

Diese Rede war gewiß nicht die eines Skeptikers, und aus der Freiheit, mit der Nivernais sich über die Stellung der Fürsten äußerte, sieht man, daß er an jenem Hof, wie in allem so auch hierin, eine Ausnahme war. Was ihm damals in der Akademie ungeteilten Beifall erwarb, das waren seine Fabeln, die er in den Sitzungen vortrug, und deren Feinheit und graziöse Form von den Zeitgenossen aufs höchste geschätzt wurde, wenn sie uns auch jetzt weniger anziehend und poetisch erscheinen. Nivernais nahm aber auch an der geistigen

Bewegung teil, die sich unter dem Einfluß Voltaires und der Enzyklopädisten immer mehr entwickelte und schon in die Massen eindrang. Walpole, den Nivernais von London her kannte, hielt sich zu der Zeit in Paris auf, und seiner geistvollen, aber scharfen Feder verdanken wir manchen Bericht über die Bewegung in der politischen sowohl wie in der literarischen Welt, so u. a. über den 1765 erfolgten Tod des Dauphin und über die liebevolle Art, mit der Ludwig XV. den Schmerz der Dauphine zu mildern suchte. Der englische Schriftsteller betrachtete diesen Tod als ein Glück für Frankreich, indem der Dauphin wahrscheinlich den neuen philosophischen Ideen einen strengen Damm entgegengesetzt haben würde. Er war diesen Ideen geneigt, aber ein entschiedener Gegner Rousseaus und verfertigte einen Brief, um diesen zu verspotten, den er, durch Nivernais, der seine Abneigung teilte, veranlaßt, in der Gesellschaft zirkulieren ließ, die höchlich dadurch ergötzt wurde. Rousseau selbst war wütend darüber, besonders weil Nivernais den Brief an Friedrich den Großen schickte, den er auch sehr belustigte. Die Beziehungen des Herzogs zu dem König von Preußen waren die allerbesten geblieben, trotz des unglücklichen Ausgangs seiner Mission in Berlin. Die Kriege hatten damals noch einen etwas ritterlichen Charakter und ließen in den streitenden Parteien nicht jene Bitterkeit zurück, wie das heutzutage der Fall ist; wenn der Kampf vorüber war, begegneten sie sich wieder als gute Freunde. Ein Beispiel hiervon war zu der Zeit die Ankunft des Prinzen Ferdinand von Braunschweig in Paris, der mit den größten Ehren empfangen und mit glänzenden Festen gefeiert wurde. Für die Familie Nivernais war die Begegnung mit ihm eine tief schmerzliche. Die Gräfin Gisors ging nach Pontchartrain, um ihm auszuweichen, aber der Herzog suchte den Prinzen alsbald auf, um ihm den Dank auszusprechen für das, was er für den unglücklichen Gisors getan hatte. Der Prinz suchte mit größter Zartheit die Trauer der Erinnerung zu mildern und bat darum, einer Sitzung der

Akademie beiwohnen zu können, was natürlich auf das ehrenvollste vollzogen wurde.

Ein großer Schmerz traf den Herzog im Jahr 1769 durch den Tod seines Vaters, des Herzogs von Nevers. Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn war immer dasselbe innige geblieben, das es zur Zeit der Gesandtschaft in Rom gewesen war. Der Herzog von Nevers hatte das hohe Alter von 92 Jahren in vollkommener Geistesfrische erreicht, als ihn endlich eine Krankheit ganz an das Lager bannte. Liebenswürdig und heiter wie immer, versammelte er einen Kreis treuer Freunde und Verwandte um sein Lager, unter denen sein Sohn und seine Enkelin, Madame de Gisors, die er jetzt ganz besonders liebte, die erste Stelle einnahmen. Als er das Ende nahen fühlte, unterhielt er sich mit einem würdigen Geistlichen, den er seit langem kannte, über religiöse Dinge, denen er stets mit Ehrfurcht begegnet war, obgleich er eine durchaus philosophische Geistesrichtung hatte. Mit vollkommener Klarheit ordnete er alle Angelegenheiten, nahm Abschied von den Seinigen und starb, die Hand in der Hand seines Sohnes, ruhig und gefaßt wie ein antiker Weiser. Es ist ein sehr beachtenswertes Vorkommnis, daß in diesem Jahrhundert der Leichtlebigkeit die Menschen nicht nur das Leben heiterer nahmen als jetzt, sondern auch den Tod. Sie hatten vollauf gelebt, und der Tod war ihnen wie der Sonnenuntergang eines heiteren Tages. Allerdings ahnten wohl die wenigsten den tragischen Ausgang des Jahrhunderts. Und in dem Unbewußtsein ihres Anteils an den Gründen, die den Sturm heraufbeschworen, liegt ihre Entschuldigung.

Der Herzog von Nivernais wurde nach dem Tod des Vaters von Ludwig XV. in den Besitz des Herzogtums Nevers nebst dem Titel eingesetzt. Und als ob er geahnt hätte, was der Zeit nottat, führte er alsbald die freisinnigsten Reformen in der Verwaltung seiner neuen Herrschaft ein. In dem Herzogtum Nevers herrschten noch allein in Frankreich vollkommen feudale Zustände, und zwar gänzlich unabhängig von dem Königtum. Der Herzog von Nevers

hatte seine Herrschaft seit langen Jahren nicht mehr besucht und sich damit begnügt, die Einkünfte aus den Händen seiner Beamten zu empfangen, ohne sich um die inneren Zustände zu bekümmern. Aber schon einige Jahre vor seinem Tod hatte er seinen Sohn gebeten, sich mit den dortigen Verhältnissen bekannt zu machen, und dieser hatte das mit seiner gewohnten Gründlichkeit getan, so daß er beim Tod des Vaters vollkommen imstande war, die Führung der Geschäfte des Landes zu übernehmen. Er bereiste alsbald das Herzogtum, schaffte die feudalen Einrichtungen ab, verbesserte den Zustand der Bauern, die zum Teil noch Leibeigene waren, teilte ihnen von den Waldungen, die ihm persönlich gehörten, ganze Strecken zu, um ihrer Armut abzuhelfen, und tat überhaupt im Jahr 69, was die Gesetzgeber im Jahr 89 im großen taten.

Nach dem Tod seines Vaters zog sich Nivernais mehr und mehr vom Hofe zurück. Er glaubte mit seinen drei Gesandtschaften seiner Pflicht gegen den Staat genügt zu haben und sich nun ganz seinen Lieblingsbeschäftigungen hingeben zu können. Auch hatten sich am Hofe Veränderungen zugetragen, denen er nicht billigend gegenüberstand. Eine neue Mätresse hatte beim König die Pompadour ersetzt. Man hatte im Publikum gehofft, daß nach dem Tod des Dauphin, der Dauphine und der Königin die Mätressenwirtschaft, deren man im Lande sehr überdrüssig war, aufhören werde, da der König außerdem auch kein Jüngling mehr war. Allein man hatte sich geirrt, und schon ein Jahr nach dem Tod der Königin erschien eine neue Favoritin, Madame Dubarry, eine Frau von niedriger Herkunft und zweideutigem Ruf. Sie fand im Publikum die entschiedenste Mißbilligung, und auch am Hof nahm der größte Teil des Adels Partei gegen sie. Der Herzog von Choiseul, damals Minister, trat so bestimmt beim König gegen sie auf, daß, nachdem die Dubarry sich vergebens bemüht hatte, ihn für sich zu gewinnen, er seine Stelle niederlegen mußte. Nivernais hielt sich dem allen fern, aber sobald sich die Gelegenheit zeigte, gab er unverhohlen seine Ansichten kund. Er hatte

nach dem Tod seines Vaters ein großes Hotel in der Nähe des Luxembourg gekauft und im Verein mit seiner Frau auf das glänzendste eingerichtet. Hier bildete sich eine Geselligkeit, deren die Zeitgenossen mit Enthusiasmus gedenken. An einigen Abenden war diese nur dem intimen Kreis der Bekannten gewidmet, und es herrschte allein die Konversation, die durch das unvergleichliche Talent des Herzogs für sie einen solchen Reiz besaß, daß auch die jungen Leute sie allen anderen Vergnügungen vorzogen. Der Inhalt dieser anziehenden Unterhaltungen ist uns zum Teil aufbewahrt in einem Aufsatz des Herzogs, worin er die wahre Art des Betragens und der guten Sitte in der Gesellschaft angibt. Seine frei geäußerte Meinung läßt deutlich erkennen, wie er die Dinge am Hof und das Betragen der Höflinge in betreff derselben auffaßte. Wir zitieren nur eine Stelle:

„Man ist gewöhnt den Frauen zu schmeicheln, als ein Mittel, ihnen zu gefallen, das auch die redlichsten Männer sich erlauben dürfen. Ich bin nicht streng genug, um diesen Gebrauch in dem gewöhnlichen Leben der Gesellschaft zu verbannen; aber wenn eine Frau Minister geworden ist, wenn sie Gutes und Böses am Hof auszuteilen hat, so verliert sie alle natürlichen Rechte an die Schmeichelei, die alsdann zur Niedrigkeit wird." — — —

„Die große Klippe im Leben der Höflinge ist eben diese Niedrigkeit, und diese Klippe ist nirgends so gefährlich, als bei der Favoritin des Königs. Da also muß man vor allem unterlassen, was als Niedrigkeit angesehen werden könnte, folglich auch alle Schmeichelei." — — —

In dem häuslichen Leben der Nivernais trat eine große Veränderung ein durch den Tod der von allen hochgeliebten Madame de Pontchartrain. Ihre Tochter liebte S. Maur nicht, und dieser Aufenthalt wurde daher fast ganz verlassen für das von dem Herzog neuerstandene S. Ouen, das von ihm zu einer der prächtigsten Besitzungen in der Nähe von Paris umgeschaffen wurde, und woselbst sich nun die Gesellschaft versammelte, um die ausgesuchtesten Feste zu feiern,

wie nur Nivernais sie zu veranstalten wußte. Daß das Theater auch hierbei wieder eine der ersten Aufgaben war, versteht sich, und es knüpfte sich dabei ein wahres Freundschaftsverhältnis zwischen dem Herzog und dem berühmten englischen Schauspieler Garrick, den Nivernais schon in London kennengelernt hatte und nun in Paris und S. Ouen oft bei sich als Gast sah. Es war dies um so mehr eine Auszeichnung, als Schauspieler damals noch wie eine Art Paria behandelt wurden, aber Garrick verdiente sie in jeder Beziehung und genoß auch in London die höchste Anerkennung in der Gesellschaft.

Während Nivernais so sich seinen ästhetischen Neigungen überließ und dichtend und komponierend sein Leben schmückte, hielt er sich von den politischen Vorgängen fern. Obgleich ein Freund des Herzogs von Choiseul, tadelte er doch den großen Lärm, den der in Ungnade gefallene und auf seine Besitzung verbannte Minister von seinem Sturz machen ließ. Allerdings zeigte sich dabei die Veränderung, die bereits in der öffentlichen Meinung stattgefunden hatte. Während bei dem Exil von Maurepas Kühnheit dazu gehört hatte, sich des Gefallenen anzunehmen, wetteiferten jetzt Adel und Bürgerschaft, um ihre Sympathien für den Minister zu zeigen und damit indirekt ihren vollständigen Tadel der Dinge am Hof auszudrücken.

In ein anderes Zerwürfnis mit dem Hof wurde Nivernais jedoch hineingezogen, nämlich als Mitglied der Akademie. In dieser hatte der Zwiespalt der philosophischen und der sogenannten devoten Ansichten zwei Parteien gebildet. Bei einer Neuwahl wurden für die erledigten Plätze zwei Enzyklopädisten vorgeschlagen. Der König, der seit vielen Jahren nicht von dem Recht der Verweigerung der Wahl Gebrauch gemacht hatte, gab diesmal seiner Gereiztheit über die neuen Ansichten und den Tadel, der ihm überall indirekt begegnete, Ausdruck und verweigerte die Anerkennung der von der Akademie vorgeschlagenen Mitglieder. Die Akademie gab nicht nach, und die feindlichen Parteien in ihr vereinigten sich

nun zur Verteidigung ihrer Rechte. Nivernais wurde ausersehen, die Sache beim König zu führen. Er tat dies mit so viel Takt, Feinheit des Gefühls und Schonung, aber auch mit so viel Festigkeit und Wahrung der Würde des Instituts, das er vertrat, daß nach langem Hin- und Herreden und Schreiben der König nachgab und die Wahl bestätigte. Die Akademie erkannte dankend das große Verdienst des Herzogs in dieser Angelegenheit an. Nivernais verhielt sich, wie schon gesagt, kalt der Dubarry gegenüber, seine Tochter aber, die Herzogin von Brissac, trat ihr offen feindlich gegenüber. Sie hatte Grund dazu, denn ihr Gemahl, den sie zärtlich geliebt hatte, und mit dem sie die ersten Jahre ihrer Ehe sehr glücklich gewesen war, hatte eine heftige Leidenschaft für die Favoritin gefaßt und vernachlässigte deswegen Frau und Tochter. Das Reich der Dubarry ging jedoch seinem Ende entgegen. Ludwig XV. erkrankte, und es stellte sich heraus, daß er die Blattern habe. Seine Töchter übernahmen alsbald seine Pflege, und er selbst verabschiedete die Favoritin, für die er jedoch materiell sorgte. Nachdem er gebeichtet hatte, ließ er seine Hofleute versammeln und in seinem Beisein von seinem Beichtvater erklären, daß er es bereue, seinem Volk Anstoß gegeben zu haben, und daß er hinfort nur der Religion und der Erfüllung seiner Königspflichten leben wolle. Es war jedoch zu spät; einige Tage darauf starb er. Die Dubarry wurde anfangs in eine Abtei geschickt, kam aber nach einiger Zeit nach Luciennes zurück, wo sie ein Besitztum hatte. Hier besuchte sie Kaiser Joseph II., als er 1777 bei seiner Schwester in Paris war. Die Dubarry zeigte ihm ihren Pavillon, der ein wahres Wunderwerk von Eleganz und Luxus war; dann bot ihr der Kaiser den Arm, um den Park mit ihr zu besichtigen. Verwirrt von so viel Ehre, zögerte sie, ihn anzunehmen, aber Joseph sagte: „Madame, die Schönheit ist immer Königin", und führte sie durch den Garten. Dieser Vorfall mißfiel Marie Antoinette, die auch schon früher der Dubarry feindlich gegenüber gestanden hatte, mit Recht sehr.

Von neuem trübten schmerzliche Familienereignisse das Leben des Herzogs. Der Gesundheitszustand seiner ältesten Tochter wurde täglich bedenklicher, und endlich konnte auch die Herzogin, welche die Gräfin Gisors leidenschaftlich liebte, es sich nicht mehr leugnen, daß sie unrettbar verloren sei. Die junge Frau sah mit vollem Bewußtsein und schöner Fassung dem Tod entgegen, voll freudiger Hoffnung der Wiedervereinigung mit dem, den sie nie aufgehört hatte zu beweinen. Sie starb, umgeben von den Ihrigen, im Hotel Nivernais in der Straße Tournon am 15. November 1780. Man beweinte in ihr ein Vorbild weiblicher Anmut, hohen Geistes, reiner Tugend und unerschöpflicher Barmherzigkeit. Der Schmerz der Herzogin war grenzenlos, und mehr noch als vorher zog sie sich vom Hof und aller größern Geselligkeit zurück. Sie sollte aber noch weiter getroffen werden. Ihr Bruder, der Graf Maurepas, der von Ludwig XVI. wieder in das Ministerium berufen worden war und in dem besten Einvernehmen mit dem König stand, wurde krank und starb 1781. Die schon so erschütterte Gesundheit der Herzogin wurde durch den Verlust dieses Bruders, den sie zärtlich geliebt hatte, vollends untergraben, und das Jahr darauf starb auch sie.

Der Herzog, um seinem Schmerz ein Gegengewicht zu geben, beschäftigte sich eifrig damit, anderen wohlzutun und die Zukunft seiner vertrauten Geschäftsleute sicherzustellen. Es waren dies Männer, die mit Recht sein volles Vertrauen besaßen und für ihn einen wahren Kultus hatten. Er ordnete die Geschäfte so, daß ihnen bis zu ihrem Tod eine reichliche Einnahme gesichert war, und sie kamen später in den Fall, ihm in wahrhaft bedrängter Lage ihre Dankbarkeit zu beweisen.

Wie immer versammelte sich der engere Freundeskreis um Nivernais, bald in Paris, bald in S. Ouen, und die Seele dieses Kreises war und blieb Therese de Rochefort. Nur bemerkten die Freunde mit Besorgnis, daß ihre Gesundheit sichtlich abnahm, und obgleich sie die

größten Anstrengungen machte, glauben zu lassen, daß sie sich vollkommen wohl befände, so täuschte sie doch besonders den Herzog nicht. Ein berühmter Pariser Arzt wurde befragt und erklärte dem Herzog in einer geheimen Unterredung den Zustand für sehr bedenklich, indem er hinzufügte, daß dieser eine moralische Ursache haben müsse. Hierauf sah man den Herzog mehrere Tage lang in Gedanken versunken sich gegen seine Gewohnheit von den Freunden absondern, bis er endlich eines Tages zu ungewohnter Stunde bei Madame de Rochefort eintrat und ohne Vorbereitung fragte, ob sie seine Frau werden wolle. Das Glück, den langgehegten teuersten Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen, machte sie anfangs stumm, aber es schien, als ob die Gesundheit mit dem Glück zurückkehren werde. Der Herzog teilte am folgenden Tag den Freunden die Nachricht mit. Es war das erstemal, daß dieser so taktvolle und feinfühlende Mann sich über die gewöhnlichen Regeln der gesellschaftlichen Konvenienz hinwegsetzte. Die vorschriftsmäßige Trauerzeit hatte damals zwar nur die Dauer von sechs Monaten, und alles im Hause des Herzogs hatte bereits wieder die Trauerkleider abgelegt, dennoch schien es zu rasch, wieder zu heiraten, sieben Monate nach dem Tod der Herzogin. Aber es galt das bedrohte Leben der teuren Frau, die sich ihm ganz gewidmet hatte, zu verlängern und wenigstens den Rest desselben schön zu verklären. Im Anfang war es auch, als ob die Kräfte wiederkehrten, aber vielleicht waren es gerade die Anstrengungen, die sie machte, um gesund zu sein, welche sie noch schneller erschöpften; sie starb, kurze Zeit nachdem ihr das langersehnte Glück geworden, sanft und liebenswürdig, wie sie gelebt hatte. Der tiefen Niedergeschlagenheit, in welcher dieser Tod den Herzog zurückließ, sollte noch anderes folgen, was völlige Einsamkeit um ihn schuf. Außer der Abreise mehrerer naher Freunde, wurde nun auch der Gesundheitszustand seiner einzigen noch übrigen Tochter, der Herzogin von Brissac, so gefährlich, daß die Ärzte erklärten, sie dürfe den Winter nicht mehr in Paris bleiben, sondern müsse nach Italien gehen. So traurig dies

für den Herzog war, so zögerte er doch nicht, seine Einwilligung zu geben. Um sich selbst aus seiner Verlassenheit zu retten, nahm er die abermalige Berufung in das Ministerium an, die letzten Kräfte dem Vaterland widmend, das er glühend liebte. Die Revolution bereitete sich in immer deutlicheren Anzeichen vor. Schmähschriften gegen den Hof, besonders gegen die Königin, zirkulierten im Publikum. Am Hof kannte man diese auch und behandelte sie mit jener Leichtfertigkeit, die sich im französischen Charakter, zusammen mit edleren Eigenschaften, findet. Aber eben, weil man sie von seiten des Hofes duldete, fanden sie ungestörte Verbreitung. Das Publikum gewöhnte sich daran, seine Herrscher ungestraft zu kritisieren und wurde täglich empfänglicher für die philosophischen und anti-monarchischen Ansichten der Enzyklopädisten und für die Ideen von Gleichheit und Freiheit, die Rousseaus Schriften enthielten. Nivernais, der in der Versammlung der Notabeln gesessen und dann, trotz Alter und Kränklichkeit, die Stellung als Minister angenommen hatte, sah mit Besorgnis die schwankende Politik des Königs und suchte vergebens etwas mehr Festigkeit in die Handlungen der Regierung zu bringen. Er war vollständig gegen die Berufung der Generalstaaten, aber eifrigst bemüht, die Versammlungen in den Provinzen zustandezubringen, obgleich er wohl wußte, daß dabei seine Rechte im Herzogtum Nevers noch mehr geschmälert werden würden. Die Versammlung in der Provinz daselbst sagte ihm für seine Mitwirkung öffentlichen Dank.

Als der Prinz Heinrich von Preußen das erstemal in Paris gewesen war, hatte er beim Abschied zu dem Herzog von Nivernais gesagt: „Ich habe die erste Hälfte meines Lebens gewünscht, Frankreich zu sehen; ich werde die zweite verbringen, es zu bedauern, nicht mehr dort zu sein.“ Dies Bedauern schien sich zu dem Entschluß gesteigert zu haben, sich ganz in Frankreich niederzulassen. Der Prinz kehrte nach Paris zurück und beauftragte Nivernais, für den er die freundschaftlichsten Gesinnungen hegte, beim König anzu-

fragen, ob diesem seine Niederlassung angenehm sein würde. Ludwig XVI. war der Sache sehr geneigt, aber Friedrich der Große, der mit größter Aufmerksamkeit den Gang der Dinge in Frankreich verfolgte, hatte wohl entschieden sein Veto gegen die Absicht seines Bruders eingelegt, und so unterblieb die Ausführung des Planes. Nivernais aber gab, wie das erstemal, dem Prinzen ein glänzendes Fest in S. Ouen, wozu er die durch Geist, Schönheit und Grazie ausgezeichnetste Gesellschaft vereinigte. Nachdem man die Mahlzeit und dann die ungezwungene Unterhaltung in den herrlichen Gärten genossen hatte, ergötzte man sich am Abend in den hellerleuchteten Sälen an einem von dem Herzog gedichteten und komponierten Singspiel, dessen Held Prinz Heinrich war.

Dieses Fest sollte das letzte sein. Von nun an sollten die schönen Frauen in heiterem ländlichen Anzug sich nicht mehr in den großen Alleen des Parks von S. Ouen ergehen; die jungen Edelleute in gestickten Kleidern ihnen nicht mehr süße Liebesworte ins Ohr flüstern. Die großen Kronleuchter von Bergkristall und die vergoldeten Armleuchter sollten nicht mehr die reichen Hofkleider und die Jahrhunderte alten Diamanten der Prinzessinnen alter Geschlechter beleuchten. Die Revolution kam mit erschreckend schnellen Schritten, diesen heiteren Existenzen, von denen Talleyrand sagte: „Die, welche nicht vor der Revolution gelebt hatten, kannten die Freude zu leben nicht", ein Ende zu machen.

Bald sollte der Vorhang, der über dies glänzende Leben gefallen war, sich wieder heben, um uns ein furchtbares blutiges Drama sehen zu lassen, dessen letzte Dekoration der Platz Ludwig XV. und die Guillotine waren. Zwei Monate nach der Abreise des Prinzen Heinrich versammelten sich die Generalstaaten in Versailles. Nivernais hatte umsonst versucht, diese Berufung zu verhüten, deren Gefährlichkeit er voraussah, und von der er sagte, es sei ebenso unvorsichtig, als wie eine geladene Feuerwaffe in die Hand eines Kindes zu geben. Die unglaublichen Schwankungen der

Regierung brachten den Herzog dahin, da er das Unnütze seiner Bemühungen einsah, am 27. Juni 89, nachdem der König der Geistlichkeit und dem Adel befohlen hatte, sich wieder mit dem dritten Stand zu vereinigen, seinen Austritt aus dem Ministerium zu verlangen. Als er am Abend des Tages nach Paris zurückkam, sagte er zu einigen Freunden, die sich bei ihm eingefunden hatten: „Was uns jetzt erwartet, ist nur Gefängnis oder Tod."

Am 14. Juli gab die Erstürmung der Bastille das Zeichen zum Ausbruch der Exzesse, die Nivernais vorausgesehen hatte. Die ersten Ausbrüche der Wut des Volkes richteten sich gegen alles, was zum Adel gehörte, und auch die Frauen wurden nicht von den abscheulichsten Mißhandlungen verschont. Dies gab den Anstoß zur Emigration, die vielleicht zum Wohl Frankreichs besser unterblieben wäre, aber doch sehr begreiflich war, indem ein jeder natürlich daran denken mußte, sich und die Seinigen zu schützen. Die Enkelin des Herzogs, Tochter der Madame de Brissac, die junge Herzogin von Mortemart, war eine der ersten, die mit ihrem Gemahl und ihrem kleinen Sohn nach England entfloh. Vergebens flehten sie und ihre Mutter, die seit einem Jahr in Italien weilte, den Herzog an, Frankreich ebenfalls zu verlassen. Seine Anhänglichkeit an den König hielt ihn zurück. Er hatte früher einmal gesagt, wer sein Vaterland in der Not verlasse, sei ein Undankbarer. Er wurde nicht undankbar, blieb völlig einsam zurück, und zu dem Schmerz dieses Verlassenseins gesellten sich nun Bedrängnisse aller Art. Ein Dekret der Nationalversammlung hob die herrschaftlichen Rechte der Ausübung der Justiz auf, ließ aber die früheren Beamten noch in Tätigkeit, bis anderweitig dafür gesorgt sein würde. In dem Herzogtum Nivernais bestanden die Domänen größtenteils aus Waldungen und die Bevölkerung meist aus Holzflößern, starken, rohen Leuten, die nun den Beamten nicht mehr gehorchen wollten, daher es oft zu Tätlichkeiten kam. Es entspann sich eine lange Korrespondenz zwischen dem Herzog und den Beamten in Clamecy, der

Hauptstadt von Nivernais, wo sich im kleinen dieselben Szenen abspielten, wie in den großen Zentren der Revolution. Der Herzog behielt zwar immer seine Ruhe und die Überlegenheit seines Urteils bei, aber es waren doch für ihn, bei seinem Alter, schwere Sorgen jeder Art. Nicht die geringste derselben waren die Geldverlegenheiten, in die er geriet. Seine herrschaftlichen Einkünfte waren ihm mit seinen adeligen Rechten entzogen. Er erhielt nichts mehr von seinen früheren Einnahmen, wurde aber fortwährend zur Bezahlung ungeheurer Summen genötigt. Er blieb dem König in unveränderlicher Treue nah und war an seiner Seite am 20. Juli, als das Volk in die Tuilerien drang, den König nötigte, die rote Mütze aufzusetzen, und ihn auf das roheste beschimpfte. Am 10. August war er durch Krankheit im Bett festgehalten und erfuhr erst am Abend die Ermordung der Schweizer und die Lage des Königs. Am 11. wollte er früh zu diesem, konnte ihn aber nicht sehen, und am folgenden Tag wurde Ludwig XVI. mit seiner Familie in das Gefängnis des Tempels geführt; daß auch dem Herzog, besonders wegen seiner Treue gegen den König, Gefahr drohe, wurde ihm von Freunden berichtet, und man suchte ihn abermals zur Flucht zu bewegen, aber er schlug es entschieden ab. Nach den furchtbaren Septembertagen glaubte doch auch er, seine Stunde sei gekommen, indes blieb er wunderbarerweise noch verschont. Man hatte ihn jedoch stark verdächtigt und insgeheim bewacht, und endlich erfolgte eine Haussuchung und Hausarrest, der aber nach Besichtigung seiner Papiere wieder aufgehoben wurde. Einige seiner Freunde waren noch in Paris und vereinigten sich öfters bei ihm. Unter ihnen war der Graf Ségur, der eben aus Rußland zurückgekommen war und sich den neuen Ideen zuneigte. Er schrieb u. a.: „Bei meiner Abreise von Frankreich hatte ich ein friedliches Volk verlassen, das durch die Gewohnheit einer langen Unterwürfigkeit unter das Joch gebeugt war. Bei meiner Rückkehr fand ich es aufgerichtet, unabhängig und vielleicht zu aufgeregt, um mit Mäßigung eine Freiheit zu genießen, die noch zu neu war."

Es war eben das, was Nivernais gesagt hatte: „Die Feuerwaffe in der Hand eines Kindes."

Die Schrecknisse häuften sich. Der Herzog von Brissac, Nivernais' Schwiegersohn, der sein Verhältnis zu der Dubarry ohne Scheu fortgesetzt hatte, wurde auf offener Straße in Versailles ermordet, und sein Kopf wurde auf eine Pike gesteckt, nach Luciennes getragen und von den wilden Mördern, die in den Pavillon der Dubarry eindrangen, der entsetzten Mätresse vor die Füße geworfen. Der Tod dieses Unglücklichen lenkte auch wieder die Aufmerksamkeit auf seinen Schwiegervater, der tief betrübt über den Tod des Königs in völliger Zurückgezogenheit lebte. Er hatte einen wütenden Feind in dem schrecklichen Chaumette, der aus Nevers gebürtig war und, man weiß nicht weshalb, den Herzog tödlich haßte. Auf seine Anklage hin wurde im September 1793 der Herzog in der Nacht aufgeweckt und in das Gefängnis der Karmeliter geführt, das durch die schrecklichen Mordszenen, die sich ein Jahr vorher darin abgespielt hatten, besonders berüchtigt war. Er konnte danach nur das Schlimmste erwarten, aber für ihn war dies grausame Gefängnis milder als für andere, und selbst seine Gefängniswärter, durch seine Güte und Leutseligkeit gewonnen, halfen mit, sein Geschick zum Besseren zu lenken. Dem beinahe achtzigjährigen Kranken und Hinfälligen wurde erlaubt, heimlich in sein Hotel zurückzukehren unter der Bewachung von vier Aufsehern, deren Unterhalt er bezahlen mußte. So verlebte er mehrere Monate in tiefster Stille, ohne daß man wußte, was aus ihm geworden war, oder vielleicht verschwiegen es die Leute seines Stadtviertels, die ihn um seiner Güte und Freigebigkeit willen liebten. Er sah niemand außer den wenigen Freunden, die unbemerkt durch eine Seitentür zu ihm gelangten. Aber seine Prüfungen waren noch nicht zu Ende. Die Verfolgungen und Arrestationen häuften sich dergestalt, daß es nicht länger möglich war, ihn bei sich zu lassen. Er wurde in das Gefängnis zurückgebracht im März 1794 und mußte ein noch längeres Verhör bestehen, als das erstemal; die Freimütigkeit seiner

Antworten bewirkte es, daß er nun dauernd im Gefängnis gelassen wurde. Zum Glück hatten seine früheren, ihm ganz ergebenen Geschäftsleute in Nivernais Geld von den rückständigen Einkünften eingezogen und beiseite gelegt und konnten ihm nun mittels seines treuen alten Dieners die nötigen Summen im Gefängnis zukommen lassen, die für seinen Unterhalt nötig waren. Dies erlaubte ihm auch, seine armen Mitgefangenen freigebig zu unterstützen und seine vornehmen Leidensgefährten öfter an seine wohlbesetzte Tafel zu ziehen. Das Nötige für diese wurde von den Gefangenenwärtern besorgt, und diese hatten alle Ursache, ihren Gefangenen zu schonen, denn sie verschafften ihm seine Mahlzeiten zu ungeheuren Preisen, von denen natürlich ein guter Teil in ihren Händen blieb. Das Gefängnis der Karmeliter war eines der ungesundesten und schmutzigsten in Paris; der größere Teil der Gefangenen dort gehörte den unteren Ständen an und ging vernachlässigt und schmutzig umher. Das Gefängnis für die Aristokraten war hauptsächlich der Luxembourg, doch befanden sich auch mehrere Männer und Frauen des Adels bei den Karmelitern, u. a. Josephine Beauharnais, deren Gemahl von hier zur Guillotine geführt wurde, und die es damals wohl nicht ahnte, daß sie einst Kaiserin von Frankreich sein würde. Täglich erschien der furchtbare Wagen, der die Verurteilten zum Tode führte, und die, welche zurückblieben, konnten nur erwarten, daß das nächstemal an sie die Reihe komme; ja, es war eher eine Erlösung, wenn die Gewißheit endlich da war, als dies beständige Erwarten des letzten Aktes Nivernais, inmitten der grauenvollen Szenen, die ihn umgaben, suchte sich durch Arbeit aufrecht zu halten, die immer ein Bedürfnis seines Lebens gewesen war. Er hatte sich mit vielem Geld einen Tisch, Papier und Schreibzeug, sonst verbotene Dinge, verschafft und unternahm die Übersetzung eines italienischen Gedichts, einer Parodie auf Ariosts Orlando furioso, die ihn bei seinem Aufenthalt in Rom sehr belustigt hatte. Gleich nach seiner Mahlzeit, die um ein Uhr stattfand, setzte er sich zur Arbeit und blieb daran bis zum Abend. Es

war sehr natürlich, daß er einen so heiteren Stoff wählte, der ihn wenigstens auf Stunden von den traurigen Dingen abzog, die ihn umgaben; sonst hätte der schwache Greis wohl schwerlich eine so harte Zeit überstanden. Wenn die Arbeit ruhte, widmete er sich noch den Freunden, die mit ihm litten, indem er sie mit seinem zarten, wohlwollenden Wesen tröstete und ermutigte. Wahrlich, ein schönes und erhebendes Beispiel eines menschlichen Lebens. Aber die düsteren Dinge häuften sich, und jeden Tag entführte der Todeswagen neue Opfer. Am neunten Thermidor bemerkte man aber eine besondere Aufregung im Gefängnis; die Wärter waren zerstreut, ließen den Gefangenen mehr Freiheit, als in der letzten Zeit, und alle erwarteten die Nachricht irgendeines besonderen Ereignisses. Einer der Gefangenen stieg auf einen Stuhl, um nach dem gegenüberliegenden Dachfenster zu sehen, von wo seine Frau ihm öfters zugewinkt hatte. Sie erschien auch diesmal und gab ihm auf folgende Weise die Nachricht dessen, was sich zugetragen hatte: Zuerst schwenkte sie lebhaft ein Taschentuch, wie zum Beweis der Freude, und als ihr Mann zu verstehen gab, daß er es sehe, schrieb sie mit Kohle in großen Buchstaben auf das Tuch: „Robesp.", und dann machte sie mit der flachen Hand an ihrem Hals die Gebärde des Kopfabschneidens. Der Mann hatte verstanden und beeilte sich, seinen Mitgefangenen die frohe Nachricht mitzuteilen. Mehrere derselben erhielten auch Briefchen von auswärts, welche die Nachricht bestätigten. Die Strenge der Behandlung ließ alsbald nach. Männer und Frauen durften im Garten spazieren gehen, Briefe empfangen und schreiben, Zeitungen kaufen usw. Die erste, die das Gefängnis frei verlassen durfte, war Josephine Beauharnais. Sie war durch ihr liebenswürdiges Wesen im Gefängnis ebenso beliebt geworden, wie Nivernais, und die allgemeine Teilnahme bei ihrer Befreiung war so groß, daß sie aus Rührung darüber ohnmächtig wurde. Nach einigen Tagen kam dann auch die Reihe an Nivernais. Der Gefängniswärter trat bei ihm ein und verkündigte ihm, daß er frei sei. Sein treuer Geschäftsmann und sein alter Diener

begleiteten ihn aus dem traurigen Ort. Die beiden ersteren trugen seine wenigen Sachen, er selbst sein Manuskript. Zu Fuß wanderten sie nach dem Hotel in der Straße Tournon. Viele der Bewohner der Straße traten vor die Tür, um ihn zu beglückwünschen und gerieten in Verlegenheit, wie sie ihn anreden sollten, denn die Furcht hielt das „Herzog" auf ihren Lippen zurück. Nivernais erriet es und sagte lächelnd: „Nennt mich nur immer Bürger Mancini, es beleidigt mich nicht." Zu Hause erwartete ihn eine peinliche Überraschung: sein Hotel war vollständig ausgeräumt; seine paar Getreuen hatten es nicht hindern können und hatten nur mit Mühe so viel Möbel gerettet, um die Bibliothek, ein kleines Eßzimmer und ein Schlafzimmer notdürftig einzurichten. Als er mit seinem vertrauten Geschäftsmann zu Tische saß, sagte er zu diesem: „Nun, nach allem ist es doch besser hier, als im Gefängnis."

Seine nächste Sorge war, zu erfahren, was ihm von Freunden noch geblieben war. Es waren ihrer wenig genug, aber die wenigen eilten herbei, und man kann sich denken, wie erschütternd ein solches Wiedersehen sein mußte. Man gedachte aller derer, die fehlten; man erzählte sich die Erlebnisse eines jeden und wollte trotz der Furchtbarkeit derselben immer mehr und immer Genaueres hören. Dann kam zunächst die Sorge um die tägliche Nahrung. Es war ein solcher Mangel an allem, besonders an Brot, daß ein jeder sich ein Stück in der Tasche mitbrachte, wenn er zu Freunden ging, und daß dieses oft gar nicht zu haben war.

Nivernais ließ Vorräte von Mehl kommen; das kostete aber enorme Summen; dazu kamen die Unterstützungen, die er armen Untergebenen immer hatte zukommen lassen, und die er ihnen jetzt nicht entziehen wollte; seine Kleidung mußte wieder etwas instand gesetzt werden, kurz, Ausgaben ohne Ende, aber die Einnahmen fehlten.

Man hatte den Herzog auf die Liste der Emigranten gesetzt, und er erhielt demnach nichts von seinen früheren Einkünften. In einem kurzen Schreiben an den Minister forderte er die

Ausgleichung dieser Ungerechtigkeit. Er, der früher als Gesandter so viele Bittschriften von Notleidenden empfangen hatte, konnte es damals nicht ahnen, daß auch er einst um das tägliche Brot würde sorgen müssen. Zum Glück kam die treue Fürsorge seines Geschäftsmannes ihm auch hier wieder zu Hilfe. Der hatte in der Stille rückständige Summen in Nivernais zusammengebracht und half so der Not für den Augenblick ab. Der Herzog kehrte bald zu seiner gewohnten Ruhe und Heiterkeit zurück und nahm die liebe Gewohnheit wieder auf, die alten Freunde am Donnerstag, wie auch früher, bei sich zu versammeln in der Bibliothek, die nun zugleich Salon geworden war. Der achtzigjährige Greis hatte nach all den schweren Prüfungen noch so viel Frische und Geistesjugend übrig, um den Freunden in heiteren Versen für Geschenke, die man ihm machte, zu danken, oder die Lasten des Alters, über die man gesprochen hatte, in graziöser Weise zu schildern. Welch eine unverwüstliche Quelle von Liebenswürdigkeit mußte in dieser Natur sein!

Ein höchst bemerkenswerter Zug in der Geschichte jener Tage brachte auch in das Leben Nivernais' noch ein Ereignis freudigster Art. Die furchtbare Zeit des Terrorismus hatte in den Gemütern einen tiefen Abscheu vor der entfesselten Bestialität der menschlichen Natur zurückgelassen und eine Sehnsucht nach edlen Gefühlen, nach Tugend und Redlichkeit erweckt. In den Dekreten der Regierung kam das Wort Tugend häufig vor, und im Volk, dem leichtbeweglichen, von einem Extrem zum andern übergehenden, war das Verlangen nach Tugend wirklich lebendig geworden. Man fing an, die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens wieder mit einer Art Ehrfurcht zu behandeln und sogar zu feiern. So wurde am 10. Fructidor (20. August 1796) ein Fest des Alters veranstaltet, für das jeder Stadtbezirk den als würdigst erkannten Greis bezeichnen mußte. Und wen wählte man im Stadtviertel des Luxembourg? Mancini Nivernais, der zwei Jahre zuvor jeden Augenblick seine Berufung auf die Guillotine erwartet hatte. Er war selbst höchlich überrascht

von dieser Anerkennung seitens seiner Mitbürger. Am Morgen des festlichen Tages war die Straße Tournon in großer Bewegung, und eine Anzahl Jünglinge kam, um die Türen des Hotels Nivernais mit Kränzen und Blumen zu schmücken. Dann erschien ein Zug, den kleine Kinder, mit Blumensträußen in den Händen, anführten; eine Anzahl schöner, junger Frauen folgte, die auch Blumen und Körbe mit herrlichen Früchten brachten. Ihnen folgten die Behörden, die Bürgergarde und ein Musikkorps. Die große Pforte des Hotels wurde weit geöffnet, und der Zug trat in den Hof ein, wo der Herzog ihn erwartete. Hier wurde er von den Kindern bekränzt, von den Frauen mit Früchten beschenkt. Es wurde ihm eine Anrede gehalten, auf die er gerührt antwortete, und wonach er die Versammelten reichlich bewirtete. Aber hiermit endete die Feier noch nicht. Am Abend war eine Festvorstellung im Opernhaus, und jeder der gefeierten Greise saß in einer besonderen, geschmückten Loge. Man spielte „Ödipus in Colono" und dann „den Wahrsager im Dorfe" von Rousseau, welcher der Gott des Tages war. Eine Gruppe Landleute und Kinder erschienen auf der Bühne und sangen ein Lied, dessen Schlußreim war:

„Ehre, Ehre unseren Greisen!"

Das Publikum wiederholte den Schlußreim mit Begeisterung, und der Wahrsager trat vor und sang:

„Die Zeit bleicht ihre ehrwürdigen Häupter —
Kinder, krönet sie mit Blumen."

Hierauf eilten Kinder in die zwölf Logen der Erwählten und bedeckten sie mit Blumen. Man bemerkte unter allen ganz besonders die edle, vornehme Gestalt des Herzogs, der mit seiner feinen, einer anderen Gesellschaft angehörigen Höflichkeit dankte, als das Publikum den Gekrönten jubelnden Beifall spendete. Dies war das letzte öffentliche Erscheinen Mancinis Nivernais. Aber noch immer in außerordentlicher geistiger Frische, gab er den Bitten seiner Freunde nach und entschloß sich, seine vielfachen Schriften in Prosa zu ordnen und

herauszugeben, unter denen sich bedeutende, für die Literatur des 18. Jahrhunderts bezeichnende Sachen finden. Er hatte immer seine Verse vorgezogen und blieb der Leidenschaft des Versemachens treu bis an sein Ende.

Dies nahte nun mit raschen Schritten. Das Gefängnis hatte seine schon so geringen Kräfte vollends geschwächt, und die besorgten Freunde schrieben seiner Tochter, Frau von Brissac, die noch in Italien weilte, zu kommen. Sie konnte dies nicht sogleich tun, denn sie stand auf der Liste der Emigrierten und bedurfte eines Passes, um nach Frankreich zurückzukehren. Sie wandte sich deshalb schriftlich an den General Bonaparte, der die Armee in Italien befehligte, und er verschaffte ihr diesen in zuvorkommendster Weise. Dann aber hielt Krankheit sie vom Reisen in der schlechten Jahreszeit ab, und ihr Vater, bis zum letzten Augenblick voll liebevoller Rücksicht für die Seinen und die Freunde, schrieb ihr selbst, bis zum Frühjahr zu warten. Aber der Tod wartete nicht. Schon konnte Nivernais das Bett nicht mehr verlassen, und die Freunde ersuchten den Arzt, noch einen seiner Kollegen zu rufen. Der Kranke, der es merkte, winkte seinem Sekretär und diktierte ihm folgendes Billett:

„7. Ventose um Mittag (Samstag 27. Februar 1798).
„Wenn meine Krankheit schlimmer wird, mein lieber Freund, fällt es Ihnen vielleicht ein, eine Konsultation zu berufen. Ich habe Sie diesen Morgen abhalten wollen, einen so falschen Schritt zu tun, und ich bitte Sie, folgende Verse als mein moralisches Testament zu lesen:

„Ne consultons point d'avocats,
Hippocrate ne viendrait pas;
Je n'en veux point d'autres en ma cure,
J'ai l'amitié, j'ai la nature,
Qui font bonne guerre au trépas.
Mais peut-être dame Nature
Ait déjà décidé mon cas?
Alors, et sans changer d'allure,
Je veux mourir entre vos bras."

Nach dieser geistigen Anstrengung fiel der Herzog in einen sanften Schlummer bis sechs Uhr abends. Dann öffnete er die Augen und sah den Arzt und die treuen Freunde an seinem Lager. Er wollte ihnen die Hand reichen, fiel aber erschöpft zurück, seufzte leicht und starb mit seinem sanften Lächeln auf den Lippen.

So endete dieser vollendete Edelmann des vorigen Jahrhunderts, dessen liebenswürdige Erscheinung im Leben wie im Tod uns mit dem, was man diesem Jahrhundert vorwirft, beinah versöhnt. Denn eine Zeit, die so menschlich schöne Erscheinungen hervorbringen konnte, mußte neben vielem Verderblichen auch edlen Samen in sich tragen. Der furchtbare Abschluß des Jahrhunderts war die Geburtsstätte einer neuen Zeit, aber hinter dem Vorhang, der blutbefleckt über jene Epoche niederfiel, verschwanden leider auch für immer jene heiteren, formvollendeten Existenzen, deren liebenswürdigstes Beispiel der Herzog von Nivernais gewesen ist.

*

Die Dezembristen

I.

Eines der bedeutendsten Bücher, die in letzter Zeit erschienen sind, ist das Buch eines russischen Revolutionärs, des Fürsten Krapotkin, der in diesem den Verlauf seiner eigenen Entwickelung unter den Einflüssen der Mitte, in der er aufwuchs, schildert. Es ist dies ein hochinteressanter Beitrag zu der Kulturgeschichte jenes fernen Ostreichs, das erst seit kurzem, aber in rasch sich entwickelnder, machtvoller Weise in das allgemeine europäische Staatenleben eintritt. Die edle Einfachheit der Darstellung bürgt für deren vollkommene Wahrhaftigkeit. Wer, wie ich, befreundet war mit den hervorragenden Männern der russischen Generation vor Krapotkin, die dem geistigen Erwachen zur Freiheit des Gedankens als mutige Führer voranschritten, wie Herzen, Turgeniew u. a. kann nicht zweifeln, daß dieses Buch die vollständig getreue Geschichte der Fortsetzung jener Anfänge ist, an denen diese bedeutenden, hochbegabten Menschen so großen, ja den größten Anteil hatten. Auch erwähnt Krapotkin sie alle, oft mit den Ausdrücken höchster Verehrung und Dankbarkeit, besonders Herzen, den er nur noch aus seinen Schriften gekannt hat, während er Turgeniew noch gegen Ende von dessen Leben in Paris kennen lernte und in intime Beziehungen zu ihm trat. Insbesondere ist es der erste Teil von Krapotkins Memoiren, der ausschließlich von den russischen Zuständen handelt, während der zweite, nach des Autors Übersiedlung in das westliche Europa, mehr und in sehr interessanter Weise der Entwicklung des Sozialismus und Anarchismus gewidmet ist. Wie aber aus dem Fürstensohn, der, noch im Knabenalter in das Pagenkorps Alexanders II. eingereiht, das Hofleben in vollster Intimität kennen lernt und anfänglich ein Bewunderer des Zaren ist — allmählich ein Revolutionär und Nihilist wird, ist eine Studie von höchstem psychologischen und geschichtlichen Interesse. Zugleich wirft die Erzählung von der Entstehung

des sogenannten Nihilismus ein so versöhnendes, sympathisches Licht auf diese Bewegung, daß man sie nicht nur mit Nachsicht, sondern mit der größten Anerkennung betrachten und die edle Opferfreudigkeit ihrer Teilnehmer bewundern muß, die nicht zögerten, Vermögen, Stellung, Leben hinzugeben, um die Sklavenketten ihres Volkes zu brechen und den Samen der Bildung und der menschlichen Würde in den Millionen in stumpfer Hilflosigkeit hinlebenden Menschen auszusäen. Wie dieser Samen aufging und, immer bewußter und weitgreifender gepflegt, bereits zu einer Macht in den Geschicken Rußlands wurde, ist ein Vorgang, wie er sich, so folgerecht und konsequent entwickelt, in keinem anderen okzidentalen Völkerleben nachweisen läßt; und es ist daher gewiß von großem Interesse, den Anfängen dieses Wachstums zuzusehen und die Männer näher kennen zu lernen, die mit hohem Opfermut sich an das Werk dieser Aussaat begaben und zum Teil mit dem Leben, zum Teil mit unerhörten Leiden dafür zahlen mußten. Mit Entschiedenheit können wir diese Anfänge auf eine historische Begebenheit zurückführen, die im westlichen Europa erst seit kurzem näher bekannt ist, und über die, aus authentischen russischen Quellen geschöpft, wir hier folgendes entnehmen. Es handelt sich um die Revolution, die 1825 in Rußland ausbrach.

Dort hatten sich unter der Regierung Alexanders I. geheime Gesellschaften gebildet, die freisinnigere Regierungsformen, Aufhebung der Leibeigenschaft, allgemeinere Volksbildung und alle Mittel einer edleren Kultur anzustreben zu ihrem Ziel gemacht hatten. In den Kriegen, welche die russischen Armeen nach dem Westen führten, hatte die gebildete russische Jugend, die sich zum größten Teil im Militär befand, die Ideen freisinnigerer Lebensanschauungen eingesogen und namentlich durch die Berührung mit den Mitgliedern des Tugendbundes hohe Ideale des Völkerlebens in sich aufgenommen. Nach Rußland zurückgekehrt, wirkten diese Männer im stillen, um ihren Ideen Anhänger zu gewinnen, und es bildete sich eine Gesellschaft des Südens, an deren Spitze

der Oberst Pestel stand, einer der gebildetsten und charaktervollsten Männer Rußlands, sowie eine Gesellschaft des Nordens, an der sich bedeutende Leute, wie die beiden Murawjews, Bestuschew, Rylejew u. a. beteiligten. Pestel entwarf den Plan zu einer freisinnigen Konstitution, die das russische Volk der Willkür des Autokraten- und Beamtentums entziehen und ihm die Garantien wahrer bürgerlicher Freiheit gewähren sollte. Der unerwartete, jähe Tod des Zaren Alexanders I. unterbrach die stille Arbeit der edlen Idealisten, ehe diese zu einer Erfolg versprechenden Reife hatte gelangen können. Sie hatten ihre Hoffnungen auf Konstantin, den Bruder Alexanders, den rechtmäßigen Erben, da Alexander keine Kinder hatte, gesetzt, indem sie glaubten, er werde die Konstitution annehmen; aber er dankte ab und überließ den Thron dem jüngeren Bruder Nikolaus, dessen Charakter kein günstiges Vorurteil für ihre Hoffnungen bei den Verschworenen erweckte. Sie suchten daher dessen Thronbesteigung zu verhindern, indem sie die Soldaten zur Verweigerung der Eidesleistung aufforderten. Daß sie nicht Sieger sein würden, war vorauszusehen, aber sie waren schon zu weit gegangen, um noch zurück zu können und 1825 brachen sie in Petersburg, mit den Soldaten, die sich für sie erklärt hatten, in offenen Aufstand aus. Sie unterlagen natürlich der Übermacht und wurden gefangen genommen, gleichzeitig auch ihre Brüder der Gesellschaft des Südens.

Der Aufstand war zu Ende und die Geschichte des düsteren Prozesses begann. Fünf der edelsten unter den Verschworenen wurden zum Tod am Galgen verurteilt: Pestel, Rylejew, Bestuschew, Sergius Murawjew und Kachowski. Die übrigen wurden in Ketten nach Sibirien geschleppt zu lebenslänglicher Zwangsarbeit. Es war die Blüte von allem, was hochherzig, gebildet und zivilisiert in Rußland war, und die geistige Temperatur dieses Landes sank wieder für lange Zeit beinah auf Null.

Erst dem Sohn des Kaisers Nikolaus, Alexan-

der II. war es vorbehalten, denjenigen, die in Sibirien die schwere Prüfungszeit überlebt hatten, Freiheit und bürgerliche Rechte zurückzugeben. Es waren ihrer nicht viele, aber sie brachten Aufzeichnungen über einzelne der am Aufstand beteiligt Gewesenen, teils von diesen selbst, teils von andern aus der Erinnerung geschrieben, mit, die uns den näheren Einblick in eine der tragischesten Begebenheiten der modernen Geschichte und die Bekanntschaft mit selten edlen Märtyrern derselben gewähren. Sie verdienen es, allgemein bekannt zu sein. Ganz besondere Sympathie erweckt die Gestalt Konrad Rylejews, eines der fünf, die am Galgen endeten. —

Über seine ersten Jugendjahre ist wenig bekannt, außer der Tatsache, daß er seine Erziehung in der Schule des Kadettenkorps erhielt und darauf als Militär in die Artillerie eintrat. Er blieb jedoch nicht lang im Dienst, sondern verließ, früh verheiratet, die Armee und zog sich auf sein kleines Dorf zurück, wo er die Achtung und Freundschaft aller seiner Nachbarn so sehr gewann, daß sie ihn erwählten, ihr Advokat an dem obersten Gerichtshof in Petersburg zu sein. Es dauerte nicht lange, so war er in der Hauptstadt sowohl für die Ehrlichkeit und Offenheit seines Charakters, wie für seine leidenschaftliche Liebe zur Gerechtigkeit und seinen Haß gegen alle Tyrannei bekannt. Man erzählte u. a., daß ein Bürger, der eines Verbrechens angeklagt war, vor den Generalgouverneur Miloradowitsch geführt wurde, der ihn in der gebräuchlichen Weise verhörte, aber keine andere Antwort erhalten konnte, als ein positives Leugnen der Schuld. Der Mann war unschuldig und beharrte dabei, es zu behaupten. Andere Proben fehlten; nur das Zugeständnis des Angeklagten selbst konnte seine Schuld beweisen. Miloradowitsch, der über das fruchtlose Verhör ungeduldig wurde, drohte, ihn dem obersten Gerichtshof zu überliefern, indem er hoffte, ihn durch die Furcht zum Geständnis zu bringen, da er wohl wußte, wie sehr das russische Volk den obersten Gerichtshof verabscheute. Zu seiner großen Überraschung je-

doch fiel der Mann ihm zu Füßen und dankte ihm mit Tränen für die Gnade, die er ihm erweise.

„Wie, welche Gnade habe ich dir denn erwiesen?" frug Miloradowitsch.

„Nun, daß ich gerettet bin," erwiderte der Mann. „Sie schicken mich zu dem obersten Gerichtshof, zu Rylejew. Mit ihm sind die Unschuldigen gerettet."

Solch ein Zeugnis spricht lauter, denn jedes Lob für den Charakter eines Menschen.

Ungeachtet des Erfolges in seiner juristischen Laufbahn, wendete Rylejew mehr und mehr seine ganze Aufmerksamkeit auf die literarischen und politischen Beschäftigungen, für die er so besonders begabt war. Seine poetischen und prosaischen Schöpfungen fingen an, die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. Er wurde der willkommene Gast in den gebildetsten und geistvollsten Kreisen der Hauptstadt und sein eigenes Haus wurde der Mittelpunkt der literarischen Welt in Petersburg. Aber das große bewegende Motiv seines Lebens war die glühende Liebe zu seinem Vaterland und der Wunsch, Freiheit und Kultur daselbst entwickeln zu helfen. Diese Richtung, vereint mit seiner Liebe für Wahrheit und Gerechtigkeit, sind die unterscheidenden Merkmale seiner dichterischen Schöpfungen. Eines Tages wurde Petersburg betroffen von einem satirischen Gedicht, das in schonungsloser Weise den allmächtigen Liebling des Kaisers, Araktschejew, angriff, den Mann, vor dem ganz Rußland zitterte, durch dessen Urteil die Menschen ohne Verhör verschwanden, der sich in jeden Zweig der Verwaltung mischte, obgleich er kein besonderes Amt annahm, der alles beobachtete, alles wußte, und sowohl den kleineren Tyrannen, die sein Beispiel geschaffen hatte, wie den Unterdrückten gleich schrecklich war.

Diesen allmächtigen und böswilligen Mann berief Rylejew vor das Tribunal der öffentlichen Meinung, und indem er dessen Taten bei ihrem rechten Namen nannte, weissagte er ihm den Fluch der Nachwelt. Petersburg war zum

Tode erschrocken und zitterte für das Schicksal des kühnen jungen Dichters.

Aber das Porträt war zu gut gezeichnet, als daß Arak-tschejew gewagt hätte, sich dazu zu bekennen. Der Sturm ging vorüber und ein Gemurmel des Beifalls belohnte den Satiriker. Es war Rylejews erste Herausforderung an den Despotismus und die Wirkung auf das Publikum war groß. Das Volk fing an zu begreifen, daß es möglich sei, die Wahrheit zu sagen und die Mächtigen zur Rechenschaft zu ziehen. Rylejews politische Laufbahn begann mit diesen Versen. Die edle Empörung, das warme jugendliche Gefühl, die Schärfe der Satire, zogen die allgemeine Aufmerksamkeit und besonders die einer geheimen Gesellschaft, die für die Sache der Freiheit arbeitete, auf sich. Allgemein geachtet, mit verdientem Erfolg als Dichter gekrönt und als ein begeisterter Patriot und freisinniger Mensch bekannt, wurde Rylejew in jene Gesellschaft eingeführt und als Mitglied aufgenommen. Hier fanden sein Kummer über die Leiden seines Landes, seine Träume einer besseren Zukunft und sein heißes Verlangen nach patriotischer Tätigkeit die rechte Richtung. Der rasche Jüngling reifte zum vorsichtigen Mann, der unbesonnen Handelnde zum besonnenen Verschwörer; der zu leidenschaftliche Sänger zum sich selbstbeherrschenden Dichter, der nicht allein mit feurigen Worten die Despoten bedrohte, sondern auch danach strebte, das Volk zu erziehen und in seinem Herzen die Liebe zur Freiheit und Bildung zu entzünden.

Es war natürlich, daß ein so hervorragender Mann die argwöhnische Aufmerksamkeit der Regierung auf sich ziehen und auch dem Neid begegnen mußte. Obgleich er ebenso warmherzig und hingebend in seinen persönlichen Neigungen, wie in seinen patriotischen Gefühlen war, so fing man doch an, Gerüchte über ihn zu verbreiten und unter anderem zu sagen, daß er oft von Hause abwesend sei und seine Zeit anderswo, als in der Familie zubringe. Bestuschew, einem seiner Freunde, kamen diese Gerüchte zu Ohren und

dieser wurde öfters mit Fragen über den Gegenstand belästigt. Er verteidigte seinen Freund auf das wärmste, hielt es aber doch für seine Pflicht, diesen von dem Geschwätz zu unterrichten. Rylejew legte ihm nicht die geringste Wichtigkeit bei und sagte, daß er sich vor dem einzigen Richter, den er anerkenne, vor seinem Gewissen, vollkommen gerechtfertigt fühle. Einige Zeit nachher kam Bestuschew, um ihm eine Novelle vorzulesen, die er geschrieben hatte. Es war die Gewohnheit zwischen Bestuschew, dessen Bruder und Rylejew, sich gegenseitig ihre literarischen Produktionen vorzulesen, ehe sie diese der Öffentlichkeit übergaben. In dieser Novelle hatte der Autor den Kampf eines Mannes zwischen Leidenschaft und Pflicht geschildert. Rylejew hörte in einer Aufregung zu, die Bestuschew erstaunte, obgleich er seines Freundes erregbare Natur kannte. Als es zu dem Punkt kam, wo der Held zwischen den widerstreitenden Anforderungen zur Verzweiflung getrieben wird, rief Rylejew aus: „Genug, genug!" und fing an, in der äußersten Aufregung im Zimmer auf und ab zu gehen. Endlich entschloß er sich, seinem erstaunten Freund eine Erklärung zu geben.

„Vor einiger Zeit", so lautete seine Erzählung, „war die Fürstin K..., eine Polin, nach Petersburg gekommen wegen eines schon lange dauernden Prozesses ihres Gemahls. Mehrere Personen von Rang und Einfluß hatten Rylejews juristischen Beistand für sie in Anspruch genommen und sich angeboten, ihn der Dame vorzustellen. Er willigte ein, deren Sache zu führen, lehnte es aber ab, ihre Bekanntschaft zu machen, zum Teil, weil er nicht gerne persönlichen Verkehr mit seinen Klienten hatte und zum Teil wegen seiner außerordentlichen Scheu und seinem linkischen Betragen in der Gesellschaft von Damen. Endlich jedoch, als das Anerbieten auf das dringendste wiederholt wurde und er es nötig fand, sich mit einigen Punkten, den Prozeß betreffend, bekannt zu machen, die er nur von ihr selbst erfahren konnte, willigte er ein, vorgestellt zu werden. Er fand eine Frau in

der vollen Blüte der Jugend und Schönheit, mit Geist und Talenten begabt und im Besitz des magischen Zaubers der Beredsamkeit und der Tränen. Zunächst fühlte Rylejew seine natürliche Schüchternheit beim Anblick so hoher Vorzüge wachsen, aber nach einigen Besuchen verlor sich seine Schüchternheit und er fühlte sich bei ihr ganz frei und wohl. Sie behandelte ihn mit besonderer Aufmerksamkeit und mit einer Auszeichnung, die, da sie sich mit der größten Zartheit kund gab, ihm nur schmeichelhaft sein konnte. Sie bestrebte sich, seine Ansichten und seine Neigungen kennen zu lernen, um sie sich ebenfalls anzueignen. Seine Urteile waren ihrer Zustimmung sicher, seine Gesichtspunkte fand sie immer die edelsten. Nach und nach machten ihre Tränen einer reizenden Belebtheit Platz und zuweilen verriet sich bei ihr eine nicht zu unterdrückende Bewegung. Rylejew wurde unwiderstehlich angezogen; er überwachte sein Herz nicht, wiederholte seine Besuche und fühlte endlich, daß die Zauberin ihm nicht länger gleichgültig war.

Dies war das Bekenntnis, das er seinem Freund machte.

Bestuschew war erstaunt und bekümmert und sagte endlich: „Vielleicht ist es aber nichts, als der Wunsch zu gefallen, der bei Frauen so häufig ist, besonders bei denen ihres Landes und vielleicht nimmst du auch das große Vergnügen, das die Gesellschaft einer ausgezeichneten Frau gewährt, für ein tieferes Gefühl."

„O," erwiderte Rylejew, „so unerfahren ich auch bin, so kann ich es mir doch nicht wegleugnen, daß sie tief bewegt wird, wenn unser Gespräch an Gefühle streift, daß sie mich andern vorzieht, obgleich sie es unabsichtlich verrät, daß sie aufgeregt und befangen ist, wenn wir allein sind, daß, wenn ich meinen Hut nehme, um zu gehen, ein Blick von ihr mich wieder an meinen Sitz fesselt; kurz, der Zustand ihres Herzens ist weder ein Geheimnis für mich, noch ist sie unwissend darüber, was in dem meinigen vorgeht."

„Aber," sagte Bestuschew, „ich verstehe dies noch nicht recht; du hast Eigenschaften, um eine bleibende Neigung

zu erwecken, wenn man dich gut kennt, aber du bist nicht der Mann, einer glänzenden Frau aus der Gesellschaft eine plötzliche Leidenschaft einzuflößen. Gesetzt, dieses wäre nichts als Koketterie, um den Advokaten zu bestechen." —

„Nein, nein," rief Rylejew, ihn unterbrechend, „sie ist keine Kokette, nichts kann einfacher, natürlicher sein als sie in allen Dingen ist."

Die Heftigkeit dieses Aufrufs bestürzte Bestuschew, denn es zeigte ihm den wahren Gemütszustand seines Freundes. Um diesen noch mehr zu ergründen, sagte er scheinbar im Scherz:

„Gut, wenn es so ist, so wundere ich mich nur, daß du noch nicht von den Gelegenheiten, die sich dir darboten, profitiert hast, wie am Ende ein jeder an deiner Stelle mit gutem Gewissen getan hätte."

„Der Himmel behüte mich vor solcher Sünde," erwiderte Rylejew, „nicht allein, daß ich ein verheirateter Mann bin, aber ich könnte auch selbst bei der stärksten Versuchung ihre Schwachheit nicht mißbrauchen, denn wenn ihre Sache gerecht ist, würde es mein Gewissen beschweren, solch einen Preis angenommen zu haben und wenn sie nicht gerecht ist, müßte ich entweder gegen mein Gewissen entscheiden oder ihre Hoffnungen täuschen."

„Aber du unlogischer Mensch," erwiderte Bestuschew, „du willst deinen Grundsätzen treu bleiben. Du willst die Schwäche dieser Frau nicht benutzen und doch fährst du fort, sie zu besuchen, erlaubst ihr in deinem Herzen zu lesen und verfolgst einen Pfad, wo nur ein Schritt weiter dich dahin bringen kann, deine Ideen von Ehre und Treue zu vergessen. Ist es vielleicht deshalb, daß deine Frau auf dem Lande ist, damit du deine Torheit ungestört fortsetzen kannst?"

„Du tust mir unrecht," rief Rylejew, „ich vermeide sie zurückzurufen, damit sie nicht Zeuge meiner Leiden und Kämpfe wird, denn das würde sie zu elend machen."

Er fuhr fort, seinem Freund die Größe seiner Qualen und Anstrengungen zu beschreiben und sie kamen überein,

daß er von nun an nichts tun solle, ohne es diesem mitzuteilen. Bestuschew versprach zu versuchen, näheres über die Fürstin K. in Erfahrung zu bringen. Von dieser Zeit an wurde er Zeuge der Qualen und ehrlichen Kämpfe seines edlen Freundes. Verschiedene Male wollte Rylejew seine Besuche einstellen, aber gemeinschaftliche Bekannte brachten ihn unabsichtlich zurück. Er vergaß jedoch bei alledem seine höheren Ziele nicht und arbeitete Tag und Nacht im Interesse der geheimen Gesellschaft. Zur Förderung dieser Ziele waren sie alle genötigt, viele von den Beamten der Regierung zu sehen, um die nötigen Nachrichten einzuziehen und auf diese Weise erfuhr Bestuschew, daß die Fürstin K. eine Spionin sei, angeworben, Rylejew zu verraten, da er schon lange ein Gegenstand des Argwohns für die Regierung war. Die Empörung des edlen Rylejew bei dieser Entdeckung war unbeschreiblich. Er wollte sogleich zu ihr gehen, um ihr ihr elendes Betragen vorzuwerfen und ihr die Verachtung zu zeigen, die er fühlte, aber Bestuschew meinte, dies würde ihr nur seine Schwäche zeigen; er solle sich im Gegenteil nichts merken lassen, sondern seine Besuche fortsetzen und versuchen, sie zu entlarven. Da Rylejew jetzt kälter und anscheinend vertrauter und freier beobachtete, veränderte auch sie den Ton und verfolgte ihr wirkliches Ziel unverhohlener. Sie fing an, über Freiheit zu sprechen, die Regierung zu tadeln und zu sagen, wie nötig es sei, diese zu stürzen, um die erste zu erhalten. Früher würde Rylejew getäuscht worden sein, da er andere für ebenso gut hielt, als er selbst es war, jetzt aber war er auf seiner Hut und nichts in der Welt konnte ihn bewegen, seine heiligsten Geheimnisse zu verraten. Sie erfuhr nichts und die Betrügerin wurde die Betrogene.

Im Jahr 1823 kam Oberst Pestel, Haupt der geheimen Gesellschaft von Südrußland, um sich mit den Mitgliedern der Gesellschaft des Nordens zu beraten und einen gemeinsamen Plan zu entwerfen. Pestel war ein Mann von großen Fähigkeiten, begabt mit einem ungewöhnlich

klaren Verstand und einem durchdringenden Urteil sowohl über Menschen wie über Verhältnisse. Die Bekanntschaft mit ihm hatte einen entschiedenen Einfluß auf Rylejew und befestigte diesen in seinen politischen Ansichten. Er verhehlte sich jedoch nicht einen Augenblick, welche geringe Hoffnung auf Erfolg eine Unternehmung für die Sache der Freiheit zu der Zeit haben konnte. Mehr als einmal sprach er dieses Gefühl, sowohl in Versen als im Gespräch mit seinen Freunden, aus. Aber er glaubte, daß ein Opfer nötig sei, um das russische Volk zu erwecken und den kommenden Generationen ein Beispiel zu geben und er bereitete sich vor, wenn es nötig sein sollte, sein Leben für diesen hohen Zweck hinzugeben.

Als seine ehrwürdige und hochgeliebte Mutter in der Gegenwart Bestuschews Abschied von ihm nahm, um in ihr Dorf zurückzukehren, beschwor sie ihn mit der ganzen Wärme mütterlicher Liebe, auf seiner Hut zu sein und sich keinen Gefahren auszusetzen, denn sie vermutete gefährliche Pläne und war voll trauriger Vorgefühle. Sie bat ihn, sie ihre Augen in Frieden schließen zu lassen, indem sie ihn glücklich wisse und sagte: „Sei vorsichtig, du weißt, daß die Regierung argwöhnisch ist, daß überall Spione lauern, und du bist unbedacht in deinen Reden und handelst, als ob du sie herausfordern wolltest."

„Teure Mutter," entgegnete Rylejew, „ich bin nicht überall so, wie ich mit Ihnen bin, ich habe höhere Ziele, als die Regierung oder ihre Söldlinge durch unnütze Kundgebungen zu reizen; aber mit Ihnen bin ich offen, weil ich weiß, daß Sie mehr oder weniger meine Gefühle teilen."

„Mein geliebter Sohn, es ist gerade diese Offenheit, die mich ängstigt; sie läßt mich irgendeinen gefährlichen Plan ahnen, der schreckliche Folgen haben kann. Warum willst du dies fürchterliche Geheimnis deiner Mutter nicht entdecken? Sie sind sein Freund," sagte sie, sich zu Bestuschew wendend, „gebrauchen Sie Ihren Einfluß, ihn von seinen Plänen abzubringen, sagen Sie ihm, daß es mich töten wird.

Es ist wahr, daß Gott ihn mir jeden Augenblick nehmen kann, aber einen gewaltsamen Tod zu suchen, ein schreckliches Ende herbeizurufen —" sie konnte nicht fortfahren, denn die Tränen erstickten ihre Stimme.

Bestuschew versuchte, sie zu trösten und Rylejew sagte: „Meine Mutter, ich habe Ihnen nie die allgemeine Richtung meiner Gedanken verhehlt, aber ich wollte Ihnen das genauere meiner Pläne und Bestrebungen nicht erzählen, weil ich Sie nicht beunruhigen wollte. Nun sehe ich, daß Sie es erraten und so will ich Ihnen die Wahrheit sagen. Ich bin Mitglied einer geheimen Gesellschaft, deren Ziel der Sturz der absoluten Gewalt, die Einführung der Freiheit in Rußland und das Glück von dessen Kindern ist."

Rylejews Mutter war erblaßt und ihre Hand zitterte in der Bestuschews, welcher sie hielt. Rylejew fuhr fort: „Die Tatsache, die ich Ihnen jetzt mitteile, kann nur die erschrecken, die bei der edlen Sache, für die sie handeln, nur an die möglichen persönlichen Folgen denken. Sie müssen sich über solche Furcht erheben. Als Sie mich dem Militärdienst widmeten, setzten Sie mich all seiner Strenge und seinen Gefahren aus; für was opferten Sie mich da? Sie wünschten, daß ich meinem Land dienen solle und im geheimen hoffte Ihr mütterliches Herz, daß ich mich auszeichnen würde. Aber konnte ich das eine oder andere tun, ohne mein Leben bei jedem Schritt zu wagen? Nein, Mutter, ich will Ihnen sagen, wie Sie mich in würdigerer Weise opfern können. Ich blieb im Militärdienst so lang als ich glaubte, ich diene meinem Land, aber als ich einsah, daß ich nur der Laune eines Despoten diene, verließ ich ihn und wählte den juristischen Beruf als den des Gesetzes. Sie segneten mich damals. Die Zeit der militärischen Glorie ist vorüber; die Menschheit hört auf, Taten zu bewundern, die nicht für ihren Fortschritt, sondern für ihre Demütigung getan werden. Suworow war ein großer General, aber sein Ruhm verschwindet, wenn wir bedenken, daß er ihn erwarb, indem er die aufgehende Freiheit Europas erdrückte

und ihn im Dienst des Despotismus eroberte. In dem Augenblick, wo ich dies verstand, verließ ich die Armee. Ich will mein Glück versuchen, aber für das Glück meiner Mitmenschen. Ich will helfen, das eiserne Zepter aus der Hand des Despoten zu reißen, um der Menschheit ihre legitimen Rechte zu erobern. Sollte es mir gelingen, so kannst du nicht zweifeln, daß mein einziger Lohn das Glück des russischen Volkes sein wird. Aber wenn ich unterliege, wenn meine Mitmenschen mich nicht verstehen, dann wirst du wenigstens die Reinheit meiner Absichten kennen und die Nachwelt wird mich vielleicht jenen Märtyrern zugesellen, in deren Reihe Brutus höher steht als Cäsar. Und so, meine Mutter, segne mich."

„Niemals", sagte Bestuschew, „hatte ich Rylejew beredter gesehen, seine Augen funkelten, seine Wangen glühten." Die Mutter wurde durch seine Begeisterung gewonnen, sie lächelte, obgleich ihre Tränen nicht aufhörten zu fließen; sie bog seinen Kopf zu sich herab und segnete ihn. Schmerz und Befriedigung vermischten sich in dem Ausdruck ihres Angesichts, schließlich jedoch überwog wieder der Schmerz. Sie weinte bitterlich und sagte: „Sei es so; aber ich werde es nicht überleben."

Der Tod des Kaisers Alexander I. war immer von den geheimen Gesellschaften als der Zeitpunkt angesehen worden, an dem eine entschiedene Tat stattfinden müsse. Dieser Tod trat aber so unerwartet ein, in Taganrog auf der Reise nach dem Süden Rußlands, daß die Nachricht davon jedermann überraschte und die Verschwörer ganz unvorbereitet fand. Rylejew sah mit dem tiefsten Kummer den für die Tat günstigen Augenblick vorübergehen, ohne daß etwas geschah. Er verdoppelte seine Tätigkeit, sein Haus wurde der Mittelpunkt für die Beratungen der Verschwörer. Während des Tages gingen diese in der Stadt umher, um die Stimmung der Bevölkerung zu erforschen und am Abend vereinigten sie sich, um sich das Erfahrene mitzuteilen. Dies war jedoch wenig befriedigend. Die Armee hatte Kon-

stantin den Eid kalt, aber nicht unwillig geleistet. Die Abdankung Konstantins war noch nicht bekannt. Die Kuriere eilten hin und her zwischen Warschau und Petersburg und man glaubte, daß alles entschieden wäre. Rylejew und die beiden Bestuschew durchstrichen die Stadt bei Nacht, um zu jedem Soldaten, dem sie begegneten, zu sprechen und ihm einzureden, daß sie betrogen worden seien, daß der verstorbene Kaiser die Emanzipation der Leibeigenen und die Herabsetzung des Militärdienstes auf nur fünfzehn Jahre beabsichtigt habe. Diese Behauptung fand unbedingten Glauben und verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch die Stadt. Rylejew wurde krank durch die große Aufregung und Anstrengung während mehrerer Nächte und Tage. Aber seine Krankheit gab den Vorwand, die Zusammenkünfte in seinem Hause zu vermehren. Anhänger kamen von allen Seiten und Rylejew, ungeachtet seiner Krankheit, leitete alles.

Bestuschew gedenkt in seinen Aufzeichnungen mit Schmerz eines kleinen Vorfalls aus jenen Tagen, wo ein Scherz von ihm sich als eine furchtbare Prophezeiung, die nur zu bald erfüllt werden sollte, erwies. Rylejew mußte ein Pflaster auf den Hals legen; als es abgenommen wurde, wollte Bestuschew ihm den Verband anlegen, berührte ungeschickt die Wunde und Rylejew stieß einen kleinen Schrei aus. „Welch ein Feigling du bist," sagte Bestuschew scherzend, „du schreist bei solch einer Kleinigkeit und bist in ein Unternehmen verwickelt, das dir den ganzen Hals kosten kann."

Inzwischen wurde die Ungewißheit über die Thronfolge beseitigt. Konstantin hatte abgedankt und Nikolaus sollte den Thron besteigen. Eine neue Gelegenheit bot sich den Verschwörern dar, da ein neuer Eid der Treue geleistet werden mußte. Alle arbeiteten mit dem größten Eifer und versuchten in der Armee das schon vorhandene Vorurteil gegen Nikolaus zu verstärken. Rylejew genas und war die Seele der Verschwörung. Aber obgleich die Tätigkeit

der Verschwörer wuchs und neue Mitglieder hinzutraten, so war doch nicht viel Aussicht auf Erfolg, da sie noch nicht mit Sicherheit auf ein ganzes Regiment rechnen konnten, obwohl sie von vielen Versprechungen hatten. Sie zweifelten selbst an der Zulänglichkeit ihrer Kräfte, aber sie fühlten die Notwendigkeit, etwas zu tun. Rylejew sagte: „Ich sehe voraus, daß wir keinen Erfolg haben werden, aber der Anstoß ist nötig für das Volk; die Taktik der Revolution ist in dem einen Wort enthalten: wage! Wenn wir unglücklich sind, so werden wir doch andere durch unser Beispiel belehren."

Am 12. Dezember kam Rylejew aufgeregt und kummervoll zu Bestuschew. Er erzählte, daß Prinz Obolenski, einer der Verschworenen, gerade von Rostowzow den Bericht eines Gespräches zwischen diesem und Nikolaus vernommen habe, in dem Rostowzow dem Großfürsten gesagt hätte, daß ein Plan existiere, die Eidesleistung zu verhindern und ihn beschworen habe, dem Thron zu entsagen, um Blutvergießen zu verhindern. Auf Obolenskis Forderung hatte Rostowzow die genauen Worte des Gesprächs niedergeschrieben, um der Gesellschaft zu beweisen, daß er sie nicht verraten, sondern nur versucht habe, ohne Blutvergießen das gewünschte Ziel zu erreichen. In diesem Schreiben war weder von dem Dasein einer geheimen Gesellschaft Erwähnung getan, noch irgendein Name genannt. Es enthielt nur die Behauptung, daß ein Plan existiere, die Thronbesteigung von Nikolaus zu verhindern, weil Blutvergießen wahrscheinlich die Folge davon sein würde.

Bestuschew fragte, als er das Papier las: „Bist du sicher, daß das Gespräch nicht weiter ging, als hier geschrieben ist?"

„Obolenski schwur, daß der Bericht wahr sei und daß Rostowzow ihn freiwillig niederschrieb."

„Obolenski glaubt dies, weil er zu gutmütig ist, um Argwohn zu hegen," erwiderte Bestuschew, „aber ich

glaube, daß Rostowzow den Leuchter Gott und dem Teufel (Russisches Sprichwort) hinhält. Er hat uns verraten und in dieser Schrift versucht er, sich zu entschuldigen. Aber selbst angenommen, daß er nichts mehr gesagt hat, als was hier geschrieben steht, so ist es doch sicher, daß Nikolaus jetzt das Dasein einer Verschwörung kennt, und wenn er im Augenblick zu sehr beschäftigt ist oder aus Furcht und Politik nicht wagt, die Sache zu untersuchen, so könnt Ihr doch gewiß sein, daß er es den Tag nach seiner Thronbesteigung tun wird. Rostowzow wird dann genötigt werden, mehr zu bekennen."

„Du denkst also, daß die geheime Polizei uns in die Hand nehmen wird?"

„Ich wiederhole," erwidert Bestuschew, „daß Nikolaus jetzt Furcht hat, etwas anzufangen. Der starke Punkt unserer Verschwörung ist das Gefühl der Treue, das in der Armee gegen den an Konstantin geleisteten Eid vorherrscht und die offenbare Abneigung, Nikolaus den Eid zu leisten. Seid sicher, daß die geheime Polizei Nikolaus von diesen Tatsachen unterrichtet hat, aber, wie schon gesagt, er wagt noch nicht gegen uns zu handeln, weil er noch ungewiß ist, ob Konstantin nicht nach allem dennoch die Krone annehmen wird; denn in diesem Fall würde der nicht billigend auf Maßregeln gegen Personen blicken, die ihm treu gewesen sind."

„Und du glaubst, daß wir schon verraten sind?" fragte Rylejew.

„Ich zweifle nicht daran, und wir werden sicher nächstens, wenn nicht im Augenblick, aufgefordert werden, Nikolaus den Eid der Treue zu leisten. Mein Rat ist, diese Schrift niemand zu zeigen und zu handeln. Es ist besser, daß es bekannt wird, was aus uns geworden ist, als daß wir geheimnisvoll verschwinden und die Welt nicht erfahre, für welche Sache wir gefallen sind."

Rylejew umarmte den Freund mit tiefer Bewegung und sagte: „Ich war überzeugt, daß dies deine Meinung sein

würde. Laß uns denn in Gottes Namen vorgehen! Unser Schicksal ist entschieden, wir sind verloren; aber wir müssen kämpfen; das Beispiel wird bleiben. Laß uns uns selbst als Opfer für die künftige Freiheit unseres Landes darbringen."

Am Abend des 13. Dezember fand eine letzte Zusammenkunft der Gesellschaft statt. Bestuschew war verhindert, aber Rylejew kam, ihm die genommenen Beschlüsse mitzuteilen. Diese waren: den folgenden Tag, an dem der Eid geleistet werden sollte, mit den Truppen, auf die sie rechnen konnten, zum Winterpalast zu marschieren und Nikolaus nebst seiner Familie gefangenzunehmen, in der Hoffnung, daß dessen Anhänger, sich ohne Anführer sehend, gelähmt werden und die noch unentschlossenen sich ihnen dann anschließen würden.

„Ich wiederhole," sagte Rylejew, „der Erfolg einer Revolution ist in dem einen Wort enthalten: wage!"

Am Morgen des 14. Dezember kam Bestuschew früh zu Rylejew und fand ihn sich vorbereitend, das Haus zu verlassen.

„Was hast du beschlossen zu tun?" frug Rylejew.

„Meinem Entschluß treu zu bleiben. Ich gehe zu den Garden, meine Gegenwart da wird nützlich sein."

„Gut," versetzte Rylejew, „ich gehe zu dem Regiment Finnland und zu den Grenadieren, und wenn sie marschieren, stelle ich mich in die Reihen, die Muskete in der Hand."

„Wie, so in deinen Zivilkleidern?" frug Bestuschew.

„Vielleicht ziehe ich den Kaftan an und vereinige so den Soldaten mit dem Bauern in dieser ersten Anstrengung für die allgemeine Freiheit."

„Ich möchte dir davon abraten," bemerkte Bestuschew, „die Soldaten sind noch nicht reif genug, um solche Feinheiten des Patriotismus zu verstehen und würden vielleicht diese edle, aber einseitige Kundgebung schlecht aufnehmen."

„Du hast recht," sagte Rylejew nach einigem Nachdenken, „es ist besser einfach zu handeln. Wir können siegen und unsere Träume können Wirklichkeit werden — aber nein,

es ist viel wahrscheinlicher, daß wir untergehen." Er seufzte tief, die Freunde umarmten sich und schickten sich an, das Haus zu verlassen. Aber es erwartete sie noch eine peinvolle Prüfung. Rylejews Frau eilte ihnen nach, nahm Bestuschews Hand und sagte mit strömenden Tränen: „Nehmen Sie meinen Mann nicht von mir; ich weiß, er geht ins Verderben."

Bestuschew, dessen Seele mit Begeisterung erfüllt und zum Opfer bereit war — wie die Seelen aller seiner Freunde an dem denkwürdigen Tage — versuchte ihr dieselben Gefühle beizubringen, ohne zu bedenken, wie kalt ein solcher Trost für das Herz der Gattin und Mutter sein mußte. Rylejew versuchte ebenfalls, sie zu beruhigen, aber sie schien sie nicht zu hören und ihre großen dunkeln Augen irrten mit dem Ausdruck der Verzweiflung von dem einen zum andern. Dieser schmerzvolle Blick war schon beinahe zu viel für die Standhaftigkeit der Männer; und nun rief sie noch plötzlich: „Nastinka, komm und bitte deinen Vater für uns beide." Die kleine Tochter lief herbei und umarmte weinend des Vaters Knie, während die Mutter ihm beinahe leblos in die Arme sank. Er legte sie sanft auf das Sofa, riß sich von dem Kind los und verließ das Haus.

Es war spät, als Bestuschew auf dem Platz ankam, wo der Eid geleistet werden sollte. Er fand Rylejew dort, der sagte: „In diesem Augenblick sind wir alle frei, wir fühlen diese Freiheit, wir atmen sie und sie ist es wert, freudig unser Leben für sie hinzugeben."

Die Einzelheiten des Kampfes und das Mißlingen des Unternehmens sind bekannt.

Am 15. waren die meisten der Verschwörer schon in der Festung und in den Gefängnissen. Während des Prozesses benahm sich Rylejew mit der größten Würde, leugnete nichts und lud so viel Verantwortung wie möglich auf sich. Der Prozeß dauerte mehrere Monate. Am 12. Juli 1826 wurde endlich das Urteil gesprochen. Rylejew, Pestel, Murawjew, Bestuschew (Bruder des Schreibers

dieser Memoiren) und Kachowski wurden zum Tod am Galgen verurteilt; die übrigen, mehrere hundert an der Zahl, zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in den Bergwerken von Sibirien.

Der folgende Brief, den er unmittelbar vor seiner Hinrichtung an seine Frau schrieb, ist das letzte, was Rylejew geschrieben hat:

„Gott und der Zar haben mein Schicksal entschieden. Ich muß sterben — den Tod eines Verbrechers sterben. Dieser Brief wird Dir, meine teure, meine unschätzbare Freundin, durch den ehrwürdigen Vater, den Metropolitan Mislowski, überbracht werden. Er hat versprochen, für meine Seele zu beten. Gib ihm meine goldene Tabaksdose als ein Zeichen der Dankbarkeit oder vielmehr als eine Erinnerung, denn Gott allein kann ihn belohnen für das Gute, das er mir durch seine Gespräche getan hat. Bleibe nicht lange mehr hier, beeile Dich, Deine Angelegenheiten zu ordnen und zu Deiner verehrten Mutter zurückzukehren; bitte sie, mir zu vergeben und das erbitte von allen. Gib meine liebevollsten Grüße an K. H. und seine Kinder und sage ihm, mich nicht wegen M. L. anzuklagen. Nicht ich habe ihn in das allgemeine Verderben gelockt, er selbst bezeugt das.

Ich beabsichtigte, um eine Zusammenkunft mit Dir zu bitten, aber nach reiflicher Überlegung dachte ich, es würde mich zu sehr erschüttern. Ich bete zu Gott für Dich, für meine Nastinka und meine arme Schwester und ich werde die ganze Nacht im Gebet verbringen. Beim Morgengrauen wird der Metropolitan, mein Freund und Wohltäter, mir das heilige Abendmahl reichen. Ich segne Nastinka in Gedanken mit dem Bildnis unseres Erlösers, und ich empfehle Euch alle dem Schutz des lebendigen Gottes. Ich bitte Dich, vor allem über Nastinkas Erziehung zu wachen und ich wünsche, daß sie bei Dir erzogen werde. Suche ihr Deine Frömmigkeit einzuflößen, dann wird sie glücklich sein, was ihr auch im späteren Leben begegnen möge. Wenn sie sich verheiratet, möge sie ihren Gatten so glücklich machen als

Du, meine teure, meine gute, meine würdige Freundin, mich während acht Jahren gemacht hast. Kann ich Dir mit Worten danken? Sie könnten meine Gefühle nicht ausdrücken; Gott wird Dich belohnen. Dem ehrwürdigen P. L. meinen aufrichtigen, tiefgefühlten Dank. Lebt wohl! Man befiehlt mir, mich umzukleiden. Sein heiliger Wille geschehe!

Dein wahrer Freund

Konrad Rylejew."

In der Mitte der Nacht reichte der Metropolitan Mislowski vieren der Verurteilten das Abendmahl. Pestel war ein Protestant und empfing den Besuch eines Predigers. Dann öffneten sich Türen in den Gängen der Kasematten und zwischen dem Geklirr von Ketten, dem Geräusch von Stimmen und Fußtritten hörten einige der Gefangenen, die angstvoll lauschten, wie Rylejew im Vorübergehen sagte: „Lebt wohl, lebt wohl, meine Brüder."

Im Hof der Festung wurden die fünf Opfer von Grenadieren mit aufgestecktem Bajonett umgeben. Der Tag brach an, und in dem trüben Dämmerlicht verließ der traurige Zug die Festung und bewegte sich langsam nach dem Platz hin, wo die Galgen errichtet waren. Als sie ankamen, näherte sich Mislowski, der sie begleitete, Rylejew, um ihm einige Worte des Trostes zu sagen. Rylejew nahm seine Hand, legte sie auf sein Herz und sagte: „Fühlt, mein Vater, klopft es schneller als gewöhnlich?"

Er ging dem Tod nicht allein mit Ergebung, sondern mit der Befriedigung eines Märtyrers entgegen, der weiß, daß sein Opfer nicht umsonst gebracht wird.

Die fünf nahmen Abschied voneinander und drückten sich noch einmal die Hand. Dann wurden ihnen die Stricke um den Hals befestigt. Mislowski ging von den Stufen weg, und als er sich rückwärts wandte, sah er mit Entsetzen zwei der Verurteilten hängen und drei mit zerrissenen Stricken auf die Plattform fallen. Murawjew war

schwer verletzt, sein Bein war gebrochen und er rief aus: „Armes Rußland, wo sie nicht einmal verstehen einen Mann zu hängen!“ Kachowski fluchte; Rylejew sagte kein Wort. General Tschernitschew, welcher die Hinrichtung überwachte, befahl, die Stricke wieder instand zu setzen. Die Prozedur fing von vorn an und bald hatten Rylejew und seine Leidensgefährten aufgehört zu leben. Sie wurden in ein unbekanntes Grab geworfen.

Diese Hinrichtung brachte eine ungeheure Aufregung unter der großen Zahl der Zuschauer und sogar unter den Gegnern der Opfer hervor. Einer der dabei gegenwärtigen Offiziere, der ein Jahr nachher starb, sagte, daß die Erschütterung, die ihm jener Anblick verursacht habe, die Veranlassung seines Todes sei. „Ich kann niemals“, sagte er, „ohne Tränen an diese unglücklichen Männer denken.“

II.

Die Memoiren des Iwan Dimitriew Jakuschkin erzählen uns einige merkwürdige Einzelheiten von der Art, in der die Verfolgung der Angeklagten geführt wurde und von den willkürlichen und zugleich törichten Maßregeln, durch die es dem Despotismus gelang, obgleich moralisch besiegt durch die edlen und offenen Charaktere der Angeklagten, diese eifrigen Verteidiger des Rechts und der Gerechtigkeit gänzlich zu unterdrücken.

Nach dem unfruchtbaren Kampf für die Sache der Freiheit am 14. Dezember wurden viele der Verschworenen alsbald gefangen genommen.

Jakuschkin blieb in Freiheit bis zum 10. Januar 1826. Am Abend dieses Tages saß er mit den Seinigen beim Tee, als man ihm den Polizeimeister meldete, der ihn allein zu sprechen wünsche. Da er seine Gefangennahme längst erwartete, war alles darauf vorbereitet und er erklärte dem Polizeimeister auf dessen Frage nach seinen Papieren, daß er keine hätte, daß er aber, hätte er welche gehabt, sie gewiß verbrannt haben würde, da man ihm Zeit genug dazu

gelassen hätte. Er hatte indes mit Absicht einen geschriebenen Prospekt zur Emanzipation der Leibeigenen auf den Tisch gelegt, weil er wünschte, er solle von den Behörden gelesen werden.

Der Polizeimeister verschmähte, diesen „unnützen Pads" zu nehmen und befahl Jakuschkin, ihm zu folgen. Jakuschkin nahm in seiner Gegenwart Abschied von der Familie und wurde dann zu dem Oberpolizeimeister Schulgin geführt, der ihn mit der Bemerkung empfing, „daß er seiner Sache durch die Zerstörung seiner Papiere sehr geschadet habe." „Daß Sie keine gehabt hätten, ist unmöglich," setzte er hinzu. „Sie haben lesen und schreiben gelernt, Sie müssen Briefe bekommen und beantwortet haben."

Jakuschkin erinnerte sich, zwei Briefe zurückgelassen zu haben, einen von seiner Schwester und einen andern von seinem Starost, die auf seinem Tisch lägen.

„Das ist ganz genügend," sagte Schulgin, „ich werde schicken, sie zu holen. Es ist durchaus nötig, einige Papiere zu haben, da in dem vom Fürsten Galizyn unterschriebenen Verhaftsbefehl gesagt ist, Sie und alle bei Ihnen gefundenen Papiere festzunehmen."

Hierauf wurde Jakuschkin auf das Oberpolizeiamt und von da auf das Generalstabsbureau geführt; dort gab man ihm einen Adjutanten mit, der ihn zum General Potapow führte, der ihn höflich empfing und ihn in den Winterpalast zu dem Kommandanten von Petersburg brachte, der ihm ein Zimmer zu ebener Erde anwies, dessen Türen und Fenster von Soldaten mit gezogenem Säbel besetzt waren. Hier verbrachte er die Nacht und den folgenden Tag. Am Abend des letzteren wurde er in einen Saal der Eremitage geführt, wo General Lewaschew in voller Uniform an einem mit grünem Tuch bedeckten Spieltisch saß und folgendermaßen ein Verhör mit ihm begann:

„Gehörten Sie zur geheimen Gesellschaft?"

„Ja!"

„Was wissen Sie von deren Handlungen?"

„Nichts Besonderes."

„Mein lieber Herr", sagte Lewaschew, „glauben Sie, daß wir so unwissend sind? Der Aufstand am 14. war unzeitig, aber wir wissen, daß bereits im Jahr 1818 ein Plan gemacht war, den Kaiser Alexander zu ermorden, und daß das Los Sie bestimmt hatte, dies auszuführen."

„Ich bitte um Verzeihung, Sie irren sich, Exzellenz," unterbrach ihn Jakuschkin, „ich selbst erbot mich, den Streich auf den Kaiser zu führen, ich wollte diese Ehre keinem andern überlassen."

Lewaschew schrieb diese Worte nieder und forderte dann Jakuschkin auf, die Namen aller bei jener Entscheidung Gegenwärtigen zu nennen. Jakuschkin verweigerte es, indem er sagte, daß er beim Eintritt in die Gesellschaft gelobt habe, niemals den Namen eines Mitgliedes zu nennen.

„Dann muß ich Sie zwingen, dieses zu tun," sagte Lewaschew. „Ich gehe zu der Pflicht des Richters über und sage Ihnen, daß in Rußland die Tortur noch angewendet wird."

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, Exzellenz, für diese Benachrichtigung, aber jetzt werde ich erst recht niemand nennen."

„Alle Ihre Gefährten versichern, daß das Ziel der geheimen Gesellschaft gewesen sei, die Autokratie mit der konstitutionellen Monarchie zu vertauschen."

„Das ist sehr möglich."

„Was wissen Sie von der Konstitution, die man in Rußland einführen wollte?"

„Ich weiß entschieden gar nichts davon", erwiderte der Gefragte, und wirklich kannte er den Entwurf Murawjews nicht und hatte nur vor längerer Zeit einen Teil von Pestels „russischen Rechten" lesen gehört, in dem es sich aber nur um die Gemeinde-Organisation handelte.

„Was war Ihre besondere Tätigkeit in der Gesellschaft?" frug Lewaschew weiter.

„Ich beschäftigte mich besonders mit Plänen zur Befreiung der Leibeigenen."

„Was dachten Sie darüber?"

„Daß dies ein Knoten sei, den die Regierung versuchen müsse aufzulösen, denn wenn er gewaltsam zerhauen würde, könnte es gefährliche Folgen haben."

„Was könnte aber die Regierung dabei tun?"

„Die Leibeigenen den Besitzern abkaufen."

„Unmöglich, Sie wissen ja, daß die russische Regierung wenig Mittel hat."

Hierauf folgte eine neue Aufforderung, die Namen der Verschworenen zu nennen, und auf eine abermalige Verneinung mußte Jakuschkin das Blatt Postpapier unterschreiben, auf das Lewaschew seine Antworten aufgeschrieben hatte; er tat dies, ohne es zu lesen. Dann wurde er in einen anderen Saal geführt und mit den Wachen allein gelassen. Während des Verhörs war es ihm ganz leicht ums Herz gewesen und er hatte mit Freude ein Bild der heiligen Familie von Domenichino angesehen, das hinter Lewaschews Stuhl hing. Jetzt allein und seinen Gedanken überlassen, fielen ihm die Worte wieder ein, daß in Rußland die Tortur noch angewendet werde, und das machte ihn schaudern. Nach kaum zehn Minuten öffnete Lewaschew die Tür und winkte ihm, einzutreten. An dem Spieltisch stand der neue Kaiser Nikolaus. Er winkte Jakuschkin, näherzukommen und sagte: „Sie brachen Ihren Eid."

„Ich bitte um Vergebung, Majestät."

„Was erwartet Sie in jener Welt? Ewige Verdammnis. Sie können die Meinung der Menschen verachten, aber Sie sollen zittern vor dem, was Sie in jener Welt erwartet. Doch wünsche ich nicht, Sie auf ewig zu verderben. Ich werde Ihnen einen Priester schicken. — Nun, warum antworten Sie mir nicht?" rief er zornig.

„Was wünschen Sie von mir, Majestät?"

„Ich denke, ich habe deutlich genug gesprochen, wenn Sie

Ihre Familie nicht ruinieren wollen, daß wir Sie wie ein Schwein behandeln, so müssen Sie alles bekennen."

„Ich gab mein Ehrenwort, niemand zu nennen, und was ich über mich selbst zu bekennen hatte, habe ich schon Seiner Exzellenz gesagt," erwiderte Jakuschkin und zeigte auf Lewaschew, der in demütiger Haltung zur Seite stand.

„Was, zum Teufel, habe ich mit Ihrem ‚Exzellenz' und Ihrem dummen ‚Ehrenwort' zu tun?"

„Ich werde niemand nennen, Majestät."

Der Kaiser sprang drei Schritte zurück, ballte die Faust nach Jakuschkin hin und schrie: „Man muß ihn so in Ketten legen, daß er weder Kopf noch Fuß rühren kann."

Jakuschkin, der gefürchtet hatte, der Kaiser würde ihn durch Mitleid erniedrigen, ihn von der Ohnmacht der Gesellschaft überzeugen und durch Großmut besiegen, war während des Gespräches ganz ruhig geworden und hatte sich dem Kaiser überlegen gefühlt. Aber als er auf einen Wink Lewaschews abgeführt wurde, überfiel ihn von neuem die Angst vor der Tortur. Er war überzeugt, man werde sie bei ihm anwenden und der Kaiser habe das Wort nur nicht ausgesprochen, weil er es nicht für schicklich gehalten habe. Er wurde in ein Zimmer geführt, das vordem eine Kapelle gewesen war und dieser düstere Raum sowie der Anblick der Diener und Beamten, die noch in Trauer um den verstorbenen Kaiser waren — alles wirkte auf seine aufgeregte Phantasie. Endlich hörte er Stimmen und das Klirren von Ketten in dem anstoßenden Raum. Der Befehlshaber der Festung trat ein mit seinen Gehilfen, näherte sich einem Licht, hielt ein Blatt Postpapier daran und las: „Auf den Befehl des Kaisers sollst du in Ketten gelegt werden." Darauf wurden ihm an Händen und Füßen Ketten angelegt und er fühlte sich fast getröstet, denn Ketten waren noch keine Tortur. Er wurde dem Adjutanten Trussow übergeben, der ihm ein Tuch über den Kopf warf und ihn in einem Schlitten in das Gefängnis der Festung abführte. Als sie die Zugbrücke passierten, gedachte Jakuschkin an Dantes Worte: „Laßt

alle Hoffnung schwinden, die Ihr hier eintretet." Denn von diesem Gefängnis insbesondere sagte man, daß von den vielen, die hineingebracht waren, keiner je wieder herausgekommen sei. Soldaten führten ihn in ein kleines Zimmer, wo ihn der Kommandant, ein siebzigjähriger Greis, erwartete. Hier zwang man ihn, den Gefängnisanzug anzulegen, eine grobe Jacke und ebensolche grobe Hosen, die schon sehr vertragen waren und über die seine Ketten wieder befestigt wurden. Der Kommandant wünschte ihm gute Nacht und setzte hinzu: „Gott rette uns alle." Darauf ward die Tür geschlossen und er war allein.

Das Zimmer, in dem er sich befand, war nicht sehr groß und die Wände trugen die Spuren der Überschwemmung von 1824. Die Fenster waren mit weißer Farbe übermalt und mit starken Eisengittern versehen. Die Tür war verriegelt und vor dieser standen Wachen. Trotz dieses traurigen Aufenthalts und trotz der Ketten an Händen und Füßen, die 22 Pfund wogen, fühlte Jakuschkin sich fast glücklich, als er sich allein fand, der Tortur entgangen war und Zeit hatte, seine Gedanken zu sammeln. Um sieben Uhr abends brachte ihm ein Soldat zu essen, und da er beinahe 48 Stunden gefastet hatte, aß er mit gutem Appetit und würde ebenso gut geschlafen haben, hätte ihn das Geräusch seiner Ketten nicht zuweilen geweckt.

Früh am folgenden Morgen erschienen der Kommandant und zwei Subalterne, um nach seiner Gesundheit zu fragen. Er blieb den ganzen Morgen im Bett. Gegen 12 Uhr hörte er Fußtritte vor seiner Tür und die geflüsterte Frage: „Wer ist hier?" und die ebenfalls geflüsterte Antwort: „Dimitriew." Die Tür wurde geöffnet und der Pope der Festung trat ein, setzte sich an sein Bett und nach einigen Worten der Teilnahme an Jakuschkins trauriger Lage, erklärte er, daß der Zar ihn geschickt habe und fing mit den gewöhnlichen Fragen und Ermahnungen an.

„Haben Sie wenigstens einmal im Jahr das heilige Abendmahl genommen?"

„Ich habe es während fünfzehn Jahren nicht genommen, noch habe ich gebeichtet."

„Hielten die Pflichten des Dienstes Sie ab, diese christliche Schuldigkeit zu vollziehen?"

„Nein, ich habe schon seit acht Jahren meinen Abschied; aber ich habe nicht gebeichtet und kommuniziert, weil ich es nicht als eine bloße Zeremonie tun wollte und weil ich weiß, daß man in Rußland mehr als irgendwo Toleranz für religiöse Meinungen hat, denn ich bin in der Tat kein orthodoxer Christ."

Der Pope ermahnte ihn nun nach besten Kräften und erinnerte ihn schließlich daran, was sein Schicksal in der zukünftigen Welt sein würde.

„Wenn Sie an einen barmherzigen Gott glauben", erwiderte Jakuschkin, „so müssen Sie überzeugt sein, daß uns allen dort vergeben werden wird; Ihnen, mir und meinen Richtern."

Der Pope war ein guter Mann, er weinte und beklagte es, daß er nichts für den Gefangenen tun könne. Als er fort war, brachte ein Soldat diesem etwas schwarzes Brot anstatt des Mittagessens. Gegen Abend hatte er einen anderen offiziellen Besuch, den Adjutanten Trussow und sein Gefolge; sie brachten ihm eine Pfeife und etwas Tabak. Jakuschkin fand erst später aus, daß dies ein Mittel der Bestechung hätte sein sollen. Am folgenden Tag bekam er wieder geistlichen Besuch; der Metropolitan der Kathedrale von Kasan, Mislowski, erschien bei ihm, fiel Jakuschkin um den Hals, küßte ihn zärtlich und bat ihn, sein Geschick mit Mut zu tragen nach dem Beispiel der Apostel und der Väter der Kirche.

„Kommen Sie im Namen der Regierung?" frug Jakuschkin trocken.

Diese Frage verwirrte den Priester in etwas und er sagte, daß er freilich ohne die Erlaubnis der Regierung nicht hätte kommen können, daß er aber gedacht habe, in Jakuschkins Lage könne selbst die Gegenwart eines Hundes

angenehm sein und daß ihm daher sein Besuch nicht unwillkommen sein würde.

„Ein Besuch mit der einfachen Absicht der Unterhaltung würde allerdings in meiner Lage sehr willkommen sein. Aber es ist besser ganz offen mit Ihnen zu sein, Sie sind ein Priester und als solcher können Sie mir durchaus keinen Trost gewähren, während Ihre Gegenwart vielleicht vielen meiner Gefährten sehr tröstlich sein wird."

„Ich frage nicht nach Ihrem Glauben," erwiderte Mislowski, „ich weiß nur, daß Sie leiden und ich würde glücklich sein, wenn meine Besuche, nicht die des Priesters, sondern des Menschen, Ihnen etwas gut tun könnten."

Nach dieser Erklärung konnte Jakuschkin nicht anders, als ihm die Hand reichen und ihm danken. Mislowski kam nun täglich, benahm sich einfach teilnehmend, ohne von Religion zu sprechen, und da er den langen Weg von der Kathedrale bis zur Festung zu Fuß machte, verschmähte er nie Jakuschkins Mittagessen, das aus Schwarzbrot und Wasser bestand, von ihnen im Scherz Champagner genannt, zu teilen.

Nach einigen Tagen wurde die Stille des Gefängnisses am Abend in einem der anstoßenden Zimmer durch einen furchtbaren Lärm unterbrochen. Jakuschkin erfuhr später durch Mislowski, daß man einen der Gefangenen, den unglücklichen Bulatow, in das Hospital gebracht habe, da er durchaus keine Nahrung zu sich habe nehmen wollen und halb von Sinnen und sterbend sei. Vor seinem Tode habe man ihm erlaubt, seine zwei kleinen Töchter, die er leidenschaftlich liebte, zu sehen, aber sie erkannten ihn nicht wieder und liefen mit Entsetzen von ihm weg.

An einem andern Abend, als die letzten Gefängnisbesuche gemacht waren, trat ein Soldat in Jakuschkins Zimmer und brachte ihm etwas Weißbrot, das sein Offizier ihm schickte mit der ausdrücklichen Bitte, es gleich aufzuessen, damit man nicht am Morgen die Spuren davon fände, die den Geber in Verlegenheit bringen würden. Jakuschkin hatte kein

Verlangen zu essen, aber noch weniger wollte er dem Offizier Verdruß bereiten und so aß er alles auf. Da er aber durch seine bisherige Diät sehr geschwächt war, verursachte ihm die ungewohnte Speise eine schlaflose Nacht und Magenkrämpfe. Am Morgen kam, wie gewöhnlich, der Doktor und er teilte ihm die Wirkung mit, ohne ihm die Veranlassung zu nennen, worauf der Doktor sagte, er dürfe nicht bloß trockenes Brot essen. Wahrscheinlich infolge des Berichts vom Doktor kam der alte Festungskommandant, um Jakuschkin zu sehen, drückte ihm die wärmste Sympathie mit seiner Lage aus und beschwor ihn, seine Mitverschworenen zu nennen und so derselben ein Ende zu machen. Jakuschkin erwiderte, daß nichts in der Welt ihn bewegen würde, dies zu tun, aber er war gerührt durch des alten Mannes Flehen und bedauerte seine Unfähigkeit, ihm etwas Angenehmes erzeigen zu können. Der Kommandant fing nun an, den neuen Kaiser zu preisen und ging so weit, ihn einen Engel zu nennen.

„Gebe Gott, daß dies wahr sei," versetzte Jakuschkin.

„Sie haben sich umsonst ins Verderben gestürzt," sagte der Alte, „solch ein ungeheures Reich, wie Rußland, muß durch einen autokratischen Monarchen regiert werden. Gesetzt, Ihr Unternehmen am 14. wäre gelungen, so wäre das Resultat doch nur die Anarchie gewesen und es würde mehr als zehn Jahre erfordert haben, um nur irgendeine Ordnung einzuführen."

„Wir dachten auch nie daran, daß alles mit einemmal gehen würde," bemerkte Jakuschkin.

Nachdem er vergebens zur Nachgiebigkeit ermahnt hatte, sagte der Alte endlich, daß trotz der Hartnäckigkeit Jakuschkins er ihm jetzt zu essen schicken wolle und befahl ihm aufs sorglichste, daß er erst warmen Tee trinken solle, ehe er Fleischsuppe äße, von der sein Magen sich entwöhnt habe. Jakuschkin war gerührt von des alten Mannes Fürsorge und sprach davon in den dankbarsten Ausdrücken, als Mislowski am Abend kam. Dieser milderte jedoch in

etwas seinen Enthusiasmus, indem er ihm versicherte, daß des Kommandanten Fürsorge wahrscheinlich aus der Angst entspringe, daß Jakuschkins Gesundheit sich verschlechtern und daß er vom trockenen Essen sterben könne, wie Bulatow vor Hunger gestorben sei; denn die Untersuchungskommission wäre besonders besorgt, daß keiner der Gefangenen vor Beendigung der Untersuchung sterben solle.

Anfangs Februar erhielt Jakuschkin einen Brief von seiner Frau, der ihn ganz glücklich machte. Der Gedanke an seine Familie war ihm bisher so schrecklich gewesen, daß er ihn von sich gewiesen hatte, da es ihm unmöglich schien, ihn zu ertragen. Dieser Brief aber brachte ihm die Nachricht, daß seine Frau einen Sohn geboren habe und daß sie und alle Kinder wohl seien. Jakuschkin fühlte sein Herz von schwerer Sorge befreit und konnte seinen Gedanken nun wieder erlauben, bei den ihm Teuersten zu verweilen. Er legte sich mit dem Gefühl schlafen, daß er einer der glücklichsten Menschen in Petersburg sei. Doch kaum war er eingeschlafen, so öffnete sich die Tür mit Lärm, der wachthabende Offizier mit Gefolge traten ein, brachten ihm seine eigenen Kleider seinen Pelzmantel und befahlen ihm, sich anzukleiden. Während der Toilette wurden ihm die Ketten abgenommen und als diese beendet war, wieder angelegt. Dann führte man ihn mit verbundenen Augen in das Haus des Kommandanten. Dort mußte er lange warten, erst gegen Mitternacht wurde er wieder von Zimmer zu Zimmer und endlich in einen hellerleuchteten Saal geführt, wo man ihm das Tuch von den Augen nahm. Vor ihm stand ein Tisch mit rotem Tuch bedeckt, um den die Mitglieder der Untersuchungskommission saßen, unter ihnen des Kaisers Bruder, Großfürst Michael. Als man ihm das Tuch von den Augen nahm, herrschte einen Augenblick tiefes Schweigen, nur unterbrochen durch das Klirren von Jakuschkins Ketten, als er sich auf den feierlichen Wink des Generals Tschernitschew dem Tisch näherte. Tschernitschew begann jetzt das formelle Verhör. Jakuschkin antwortete wie früher bei

Lewaschew und dem Popen und sah mit einer Art von Verachtung auf die Mitglieder der Kommission, denn jetzt ward ihm plötzlich klar, daß man ihm den Brief seiner Frau geschickt habe, nur um ihn zu bestechen. Tschernitschew, nachdem er dieselben Fragen wie der Pope in bezug auf die Beobachtung religiöser Zeremonien getan und dieselben Antworten erhalten hatte, sagte:

„Haben Sie dem Kaiser Nikolaus Treue geschworen?"

„Nein, das tat ich nicht."

„Warum nicht?"

„Weil ich den Eid als unnütz und unpassend ansehe und durchaus nicht an seine Heiligkeit glaube."

Abermals aufgefordert, seine Gefährten zu nennen, verweigerte er es von neuem und Tschernitschew fragte:

„Was macht Sie so hartnäckig in diesem Punkt?"

„Ich wiederhole, daß ich mein Wort gab, niemanden zu nennen."

„Sie hoffen, Ihre Gefährten zu retten, aber Sie irren sich."

„Wenn ich das für möglich gehalten hätte, würde ich wahrscheinlich auch an meine eigene Sicherheit gedacht haben und General Lewaschew nicht gesagt haben, was ich ihm sagte."

„Sie können sich nicht retten. Wenn die Kommission Sie aufforderte, Ihre Gefährten zu nennen, so war es mit dem Wunsch, Ihnen die Gelegenheit zu geben, Ihr Schicksal zu mildern. Aber da Sie hartnäckig bleiben, so wollen wir Ihnen diejenigen nennen, die bei jener Versammlung im Jahr 1818 zugegen waren. Es waren Alexander, Nikita, Sergius und Matthias Murawjew, Lunin, von Wiesen und Jakowski. Einige Ihrer Gefährten sagen, daß Sie durchs Los erwählt wurden, andere, daß Sie sich selbst erboten, den Kaiser zu töten."

„Die letzte Aussage ist die richtige, ich bestätige das."

„Welch schrecklicher Zustand muß es sein," sagte Prinz Galizyn, „den Gedanken eines solchen Verbrechens auf dem Gewissen zu haben. Haben Sie den Popen gesehen?"

„Ja, er kam, mich zu besuchen."

Kutusow, ein Mitglied der Kommission, der die ganze Zeit geschlummert hatte, fuhr plötzlich auf und schrie, ohne zu wissen, was gesagt war: „Was, er wollte nicht einmal den Popen sehen?"

Galizyn beruhigte ihn darüber, als aber Jakuschkin erklärte, daß er kein orthodoxer Christ sei, rief ein anderes Mitglied der Kommission spottend aus: „Ah so, wir sind weiser als unsere Voreltern, wir brauchen nicht zu glauben, was die für wahr hielten."

Tschernitschew begann sein Verhör aufs neue und fragte, warum Jakuschkin, da er doch eines der kühnsten Mitglieder gewesen sei, nachher die geheime Gesellschaft verlassen habe? Jakuschkin erwiderte, daß er, überzeugt, daß Rußland nicht unglücklicher werden könnte, als es unter Alexander I. gewesen sei, sich auf jener Versammlung in Moskau erboten habe, den Kaiser zu töten und daß sich niemand dieser Idee widersetzt habe. Am folgenden Tag hätten aber seine Gefährten erklärt, er würde alles durch solch eine Tat verderben und hätten ihn beschworen, es aufzugeben. Dies hätte ihn bestimmt, sich von der Gesellschaft zurückzuziehen, denn es wäre ihm klar geworden, daß er entweder absichtlich veranlaßt worden sei, ein solches Verbrechen begehen zu wollen oder daß man ihm die Gelegenheit verweigert habe, eine Tat zu vollbringen, die nur aus der heißesten Liebe für sein Land beabsichtigt und gerechtfertigt werden konnte.

„Aber war denn keiner da," fragte Tschernitschew, „der Ihnen von Anfang an riet, die Tat nicht zu begehen?"

„Ja, Michael von Wiesen tat es," erwiderte Jakuschkin, in der Hoffnung, von Wiesen durch dieses Geständnis zu nützen. Während des letzten Teils des Verhörs kam ihm wieder der furchtbare Gedanke der Tortur, denn er konnte nicht hoffen, ein zweites Mal verschont zu werden. Um so angenehmer war er überrascht, als Tschernitschew ihm sagte, daß er ihm in Zukunft schriftliche Fragen zuschicken werde, die er ebenfalls schriftlich beantworten solle. Schon

am folgenden Tag brachte ihm Trussow solche. Es waren beinah dieselben, die man ihm mündlich am Tag vorher gestellt hatte. Jakuschkin schrieb seine Antworten langsam und bedächtig während zehn Tagen. Seine Aussagen waren auch fast dieselben wie zuvor, nur, als er an die Frage nach dem Namen seiner Gefährten kam, zögerte er. Es blieben nur noch wenige zu nennen außer denen, die den Richtern bereits bekannt waren. Indem er sie nannte, konnte er sie kaum einer Gefahr aussetzen, denn einer war im Ausland und die andern hatten einen zu geringen Anteil an den Handlungen der Gesellschaft gehabt, um dafür verantwortlich gemacht zu werden, während seine Weigerung für ihn selbst verderblich werden und ihn vielleicht auf immer von seiner Familie trennen konnte. In dieser Unschlüssigkeit suchte er Rat bei Mislowski, mit dem er jetzt sehr vertraut geworden war. Dieser hatte ihm einen zweiten Brief von seiner Familie gebracht und hatte seine Dienste als Vermittler zwischen dieser und ihm angeboten. Jakuschkin hatte zuerst gezögert, diese Hilfe anzunehmen, aus Furcht, Mislowski dadurch zu schaden. Aber der war über diesen bloßen Gedanken empört gewesen, indem er sagte, daß er es nicht für ein Verbrechen halte, einem Mitmenschen in Jakuschkins Lage zu helfen und daß er die Folgen nicht fürchte. Auch hatte er so vorsichtig gehandelt, daß Jakuschkin sich beruhigt fühlte und durch ihn mit seiner Familie verkehrte.

Auf die obige Frage um Rat, erwiderte Mislowski, daß er die Weigerung Jakuschkins für bloßen Eigensinn halte und daß er, während alle seine Gefährten bekannt hätten, durch seine Hartnäckigkeit den Gang der Untersuchung aufhalte.

„So sind denn auch Sie gegen mich, Vater," sagte Jakuschkin traurig, „das hätte ich nicht erwartet."

Als er diese Worte hörte, fiel Mislowski ihm um den Hals und rief aus: „Teurer Freund, handle nach deinem Gewissen und möge Gott dich leiten."

Jakuschkin schickte seine Antworten ein, ohne jeman-

den zu nennen, aber er fühlte selbst, daß seine Festigkeit erschüttert sei und daß die entsittlichenden Einflüsse des Gefängnisses, der Ketten und angedrohten Torturen ihr Werk getan hatten. Er überredete sich mit allerlei Sophismen, daß seine Aussagen vielleicht seinen Gefährten eher nützlich werden könnten und schrieb am folgenden Tag einen Brief an die Kommission, worin er sagte, daß er zu dem Beschluß gekommen sei, sein Geständnis könne dienen, einige seiner Gefährten zu rechtfertigen. Dies war die erste Folge von den unmoralischen Wirkungen des Gefängnislebens. Er erhielt sogleich die betreffenden Fragen und fügte darauf zu den der Kommission schon bekannten Namen die von zwei andern Mitgliedern hinzu, von denen das eine im Ausland weilte und das andere eben gestorben war; für beide war also das Bekenntnis nicht gefährlich.

Hierauf wurde Jakuschkin eine Zeitlang in Ruhe gelassen. Dann kam die Fastenzeit. Er wurde gefragt, ob er fasten wolle oder nicht und auf seine Antwort, daß es ihm einerlei sei, erhielt er Fastenspeise, d. h. jeden Tag Kohlsuppe. Er hatte bis dahin nicht wieder über Religion mit Mislowski gesprochen, aber jetzt konnte er nicht umhin, diesem vorzuhalten, daß die russische Regierung niemals jemand wegen der Beobachtung religiöser Zeremonien belästigt habe. Mislowski erwiderte, daß dies allerdings der Fall sei, daß es aber doch vorkäme, daß die Regierung die von der Kirche Abgefallenen zuweilen in ein Kloster stecke und sie dort halte, bis sie ihren Irrtum eingesehen hätten. Diese Worte wurden eine neue Versuchung für Jakuschkin. Er bedachte nun, daß die Regierung zufrieden sein würde, wenn er die Zeremonien des Kultus vollziehe und erklärte daher Mislowski, daß er beichten und das Abendmahl nehmen wolle, daß er es jedoch nur als eine Formalität tue, da Mislowski seine Ansichten über den Gegenstand wohl kenne. Mislowski fragte ihn darauf einfach, ob er an Gott glaube, und da Jakuschkin dies bejahte, sagte er ein Gebet und reichte ihm das Abendmahl. Später erfuhr Ja-

kuschkin, daß dies ein wahrer Triumph für Mislowski gewesen sei, und daß dieser sich gerühmt habe, den hartnäckigsten Atheisten zum Christentum bekehrt zu haben.

Zu Ostern wurden Jakuschkin die Ketten abgenommen und er blieb einen ganzen Monat lang unbelästigt. Doch wurde ihm die Zeit entsetzlich lang und nur hie und da von fröhlichen Empfindungen unterbrochen. So erinnerte er sich z. B., daß er in Moskau durch Familienrücksichten genötigt gewesen war, jeden Sonntag bei seinem Onkel zu speisen und daß die Stunden, die er dort verbrachte, voll tötender Langeweile für ihn gewesen waren. Jetzt freute er sich an jedem Sonntag, wenn der Soldat ihm seine Gefängnissuppe brachte, daß er nicht mehr bei seinem Onkel speisen mußte.

Als der Sommer kam, wurde es allen Gefangenen erlaubt, in dem kleinen Garten des Gefängnisses spazieren zu gehen. In diesem Garten befand sich das Grab einer Prinzessin Jarakanow. Das Leben dieser reizenden und ausgezeichneten Frau würde der Feder eines Novellisten einen interessanten Stoff liefern. Sie war die Tochter der Kaiserin Elisabeth und Rasumowskis und hatte demnach einen unzweifelhaften Anspruch auf den Thron. Wohl wissend, daß dies allein genügte, sie zu einem Gegenstand der Eifersucht von Katharina II. zu machen, zog sie sich freiwillig nach Florenz zurück, um die wahrscheinliche Verfolgung zu vermeiden. Die Vorsicht war indes nicht ausreichend, es war nicht so leicht, der Ungunst Katharinas auszuweichen. Ein russisches Schiff, unter dem Befehl des Grafen Orlow, wurde an die Küste von Florenz gesandt mit dem ausdrücklichen Auftrag, sich der unglücklichen Prinzeß zu bemächtigen. Nachdem der Graf sich auf jede Weise um ihre Gunst beworben hatte und dahin gelangt war, ihr Vertrauen völlig zu gewinnen, lud er sie zu einem Fest auf seinem Schiffe ein. Nicht von fern an einen Verrat denkend, nahm sie die Einladung an und fand sich bald als eine Gefangene auf dem Weg nach Petersburg. In der vollen Blüte der Jugend und Schönheit wurde sie eingekerkert und starb im Gefängnis

in ihrem siebzigsten Jahr, zur Zeit der großen Überschwemmung. Man kann sich denken, daß der Anblick dieses Grabes nicht dazu dienen konnte, die Spaziergänge der Gefangenen zu erheitern.

Am Anfang Juni wurde Jakuschkin vor den obersten Gerichtshof beschieden, um seine Aussagen zu bestätigen. Man zeigte ihm eine ungeheure Menge von Papieren und fragte, ob er ihren Inhalt anerkenne? Sie sorgsam durchzulesen, würde unmöglich gewesen sein, denn 121 Angeklagte mußten durch dieselbe Förmlichkeit in dem Zeitraum von achtundvierzig Stunden gehen. Jakuschkin sah mit einem Blick auf die Papiere eine große Anzahl falscher Aussagen außer seinen eigenen. Aber man forderte ihn auf, zu unterzeichnen und er tat es. Es war eine Scheinformalität, um den Anschein eines regelrechten Gerichtshofes aufrecht zu erhalten.

Am 12. Juli 1826 wurde Jakuschkin in das Haus des Kommandanten geführt und in einem Zimmer gelassen, wo er zu seiner größten Freude Nikita und Matthias Murawjew, Wolkonski und zwei andere ihm unbekannte Mitglieder der Gesellschaft fand. Dies Zusammentreffen und die Unterhaltung, besonders mit Nikita Murawjew taten Jakuschkin unendlich wohl. Matthias allein sah bekümmert aus, er schien seines Bruders Sergius Schicksal zu ahnen (eines der fünf Gehenkten). Die anderen waren hoffnungsvoll und erfreuten sich des Zusammenseins. Jakuschkin sah jedoch mit Betrübnis die Veränderung in dem Aussehen all der Gefangenen, als sie durch das Zimmer geführt wurden. Zuletzt kam Mislowski, nahm Jakuschkin beiseite und flüsterte ihm zu: „Sie werden etwas von Todesstrafe hören, aber seien Sie ruhig, es wird nicht so weit kommen."

Die sechs Angeklagten blieben längere Zeit zusammen, dann wurden sie durch eine lange Reihe von Gemächern vor die Versammlung des obersten Gerichtshofs geführt. Metropolitane, Popen, Mitglieder des Staatsrats und Generale saßen um einen Tisch, der mit rotem Tuch bedeckt war. Hinter

diesen saß der Senat. Aller Blicke richteten sich auf die Angeklagten, die einer nach dem andern aufmarschierten. Der Justizminister, Fürst Lobanow, schrieb genau die zu befolgende Ordnung der Verhandlung vor. Die Namen der Angeklagten wurden ausgerufen und ein jeder hatte seine Identität durch eine Verbeugung zu bezeugen. Als einer von ihnen nicht schnell genug antwortete, schrie Lobanow: „Antworten Sie auf der Stelle!" Hiernach wurde das Urteil verlesen. Jakuschkin, als er das seinige hörte, konnte kaum ein Lächeln unterdrücken, so sehr erschien ihm das ganze Verfahren wie eine Komödie. Das Todesurteil wurde für sämtliche Gefangenen in lebenslängliche Zwangsarbeit verwandelt. Als die Zeremonie vorüber war, wurden die Gefangenen in ihre Zellen zurückgeführt. Jakuschkin hatte kaum seine Gefängniskleider wieder angelegt, als der Arzt kam, nach seiner Gesundheit zu fragen. Zu seiner Überraschung versicherte ihm Jakuschkin, daß er sich sehr wohl befinde mit Ausnahme von etwas Zahnweh. Der Arzt wurde zu allen Gefangenen geschickt, um zu sehen, ob die eben stattgefundene Zeremonie ihnen nicht geschadet habe. Jakuschkin nahm sein Abendessen wie gewöhnlich und fiel bald darauf in tiefen Schlaf. Um Mitternacht wurde er geweckt, mußte seine eigenen Kleider wieder anziehen und wurde auf die Brücke geführt, die vom Gefängnis in die Festung führt. Hier traf er wieder mit Nikita, Murawjew und anderen Freunden zusammen, denn all die Gefangenen wurden aus den verschiedenen Zellen zu demselben Platz geführt.

Als sie alle versammelt waren, marschierten sie, von dem Regiment Pawlow begleitet, durch die Festung zu deren Tor. Aus diesem heraustretend, erblickten sie ein Gerüst, das noch nicht das Ansehen eines Galgen hatte. Jakuschkin fühlte keine Furcht, da Mislowski ihm versichert hatte, daß keine Todesstrafe stattfinden würde. Auf den Wällen der Festung standen einige wenige Personen, meist fremden Gesandtschaften angehörig. Sie waren gekommen,

dem Vorgang zuzusehen und erstaunten über die Fassung der Gefangenen, die ruhig miteinander sprachen, obgleich sie im Begriff waren, alles zu verlieren, was dem Leben Wert verleiht. Die Gefangenen wurden vor dem Gitter des Tores aufgestellt, den Rücken nach der Festung gewandt. Während das Urteil verlesen wurde, mußten sie knien. Das Verfahren begann bei Jakuschkin, sein Degen wurde über seinem Kopf zerbrochen. Der Soldat, der dies vollbringen mußte, gab ihm, ohne es zu wollen, einen furchtbaren Schlag, ohne daß ihm das Experiment gelang. Jakuschkin fiel hin und sagte: „Wenn du mich noch einmal so schlägst, so wirst du mich totschlagen." Zugleich fiel sein Blick auf General Kutusow, der dem Vorgang lachend zusah.

Alle Uniformen und Dekorationen wurden zu einem Scheiterhaufen getragen, der hundert Schritte davon entfernt errichtet worden war.

Die Vollziehung dieses Urteils geschah zu solch früher Stunde, daß, wie schon gesagt, nur wenig Zuschauer beiwohnten. Als es vorüber war, wurden die Gefangenen zu ihren früheren Zellen zurückgeführt. Der Soldat, der, wie gewöhnlich, Jakuschkins Mittagessen brachte, sah sehr blaß aus und sagte, daß etwas Furchtbares hinter der Festung vor sich gegangen sei und daß fünf der Angeklagten gehenkt worden wären. Jakuschkin lächelte ungläubig, doch wartete er mit ängstlicher Spannung auf Mislowski. Dieser kam gegen Abend. Jakuschkin eilte ihm entgegen und fragte, ob die schreckliche Nachricht wahr sei. Mislowski versuchte, der Frage auszuweichen, als aber Jakuschkin auf einer Antwort bestand, fiel er auf einen Stuhl und weinte bitterlich.

Als er seine Fassung wiederfand, erzählte er die ganze traurige Geschichte. Pestel, Rylejew, Sergius Murawjew, Bestuschew und Kachowski waren nach dem Urteil in besondere Zellen gebracht worden. Die Schwester Murawjews, als sie hörte, daß ihr Bruder sterben müsse, eilte nach Zarskojeselo, um den Kaiser anzu-

flehen, ihren Bruder noch einmal sehen zu dürfen. Es wurde bewilligt und die Zusammenkunft fand im Hause des Kommandanten statt. Murawjew war ruhig und beschwor seine Schwester, ihren Bruder Matthias zu trösten. Der Kommandant jedoch, der Zeuge der traurigen Szene war, erzählte, daß der Augenblick des ewigen Abschieds schrecklich gewesen sei. Als Murawjew in seinen Kerker zurückkehrte, näherte sich ihm der Major Poduschkin mit dem Ausdruck wahrer Trauer. Murawjew kam seinem Auftrag zuvor: „Sie sind gekommen, mir die Ketten wieder anzulegen."

So war es in der Tat; er und die andern vier Verurteilten wurden wieder in Ketten gelegt. Sie sahen alle ruhig auf die Vorbereitungen zur Hinrichtung, ausgenommen Bestuschew, der noch sehr jung war und den Tod fürchtete. In der Nacht kam Mislowski, ihnen allen das Abendmahl zu reichen, nur Pestel empfing es von einem protestantischen Geistlichen. Als Jakuschkin und seine Gefährten nach der Zeremonie zu ihren Zellen zurückkehrten, wurden jene fünf auf den Platz hinter der Festung geführt. Es war zwei Uhr morgens. Mislowski mußte Bestuschew der sich schwach fühlte, unterstützen. Als Murawjew dies sah, bat er den Freund um Vergebung, weil er ihn überredet hatte, an der Verschwörung teilzunehmen und sich so ins Verderben zu stürzen. Als sie beim Galgen angekommen waren, bat Murawjew um Erlaubnis, beten zu dürfen, fiel auf die Knie und sagte: „Mein Gott, errette Rußland und den Zar." Viele wunderten sich über dieses Gebet, aber Murawjew hatte tief christliche Gesinnungen und betete für den Zar, wie Christus am Kreuz für seine Feinde gebetet hatte. Darauf kam der Priester zu einem jeden von ihnen mit dem Kreuz. Als er zu Pestel kam, sagte dieser: „Ich bin zwar kein orthodoxer Christ, doch bitte ich, daß Ihr mich segnet für die weite Reise."

Die Freunde nahmen Abschied voneinander und drückten sich warm die Hand. Dann wurden ihnen weiße Hemden

übergeworfen, Kappen über den Kopf gezogen und die Hände gebunden. Ungeachtet dieses Hindernisses gelang es Pestel und Murawjew, sich noch einmal die Hand zu drücken. Endlich standen sie auf dem Schafott und die Stricke wurden ihnen um den Hals gelegt. Mislowski wendete sich noch einmal um und sah mit Entsetzen drei von ihnen wieder herunterfallen und die schreckliche Zeremonie sich wiederholen.

Am 25. Juli wurde auf dem Isaakplatz eine große Parade gehalten, um den Sieg über die Insurgenten zu feiern und der Metropolitan sollte, umgeben von seinem ganzen Klerus, die Messe lesen. Aber Mislowski ließ das Bild der Mutter Gottes aus der Kathedrale von Kasan in den Händen der anderen Priester, zog einen schwarzen Talar an und las in der Zeit in der Kathedrale eine Totenmesse für die fünf Märtyrer. Der Minister Bibikow, der zufällig in die Kathedrale ging zu beten, war nicht wenig erstaunt und geärgert, als er Mislowski im schwarzen Gewand im Gebet laut die Namen Sergius, Paul, Michael, Konrad aussprechen hörte.

III.

Der Fürst Obolenski war unter der Zahl der nach Sibirien zur Arbeit in den Minen Verurteilten. Am Abend des 21. Juli 1826 brachte man ihm einen grauen Überrock und ebensolche Beinkleider von dem groben Tuch, wie es die Soldaten tragen, in das Gefängnis und befahl ihm, sich zur weiten Reise vorzubereiten. Seine Brüder hatten ihm einen besseren Anzug und Wäsche geschickt, da er aber kein Geld hatte, beschloß er, den groben Anzug zur Reise anzutun, um den anderen zu schonen. Nach Mitternacht führte man ihn in das Haus des Festungskommandanten, wo er mit mehreren seiner Gefährten zusammentraf, die ebenso gekleidet waren wie er, was ihnen Veranlassung zum Scherzen wurde. Der Kommandant der Festung, General Sukin, öffnete die Tür und rief mit grobem Ton: „Auf Allerhöchsten Befehl werdet Ihr in Ketten nach Sibirien gehen.“ Obolenski wandte

sich zu ihm mit der Bitte, ihm seine goldene Uhr, die man ihm bei der Gefangennahme weggenommen hatte, zurückzugeben. Der General gab den Befehl und die Uhr wurde gebracht. Darauf wurden sämtliche Gefangenen an den Füßen mit Ketten gefesselt und Gendarmen wurden ihnen zur Begleitung gegeben.

Im Augenblick des Scheidens nahte sich der Platzmajor Poduschkin Obolenski und reichte ihm die Hand. Obolenski erwiderte dies Zeichen der Teilnahme mit herzlichem Druck, da hörte er kaum vernehmlich die Worte flüstern: „Nehmen Sie, es ist von Ihrem Bruder." Zu gleicher Zeit fühlte er Geld in seiner Hand. Schweigend dankte er Poduschkin durch einen Händedruck und freute sich im stillen über die unerwartete Hilfe.

Am Tor der Festung standen vier Troikas. Als Obolenski in die seinige steigen wollte, trat Koslow, Adjutant des Kriegsministers und geschickt, um Zeuge der Abreise zu sein, an ihn heran und umarmte ihn mit strömenden Tränen, als wenn er sein Bruder gewesen wäre, obgleich sie sich früher wenig gekannt hatten. Mit Windeseile führten die Troikas sie nun davon; auf jeder Station wurden frische Pferde vorgespannt und die Schnelligkeit der Reise und die neue, ungewohnte Lage ließen den Reisenden kaum Zeit, sich äußerer Eindrücke bewußt zu werden. Die allgemeine Teilnahme konnte sich auch nur überall, wo sie hinkamen, mit Blicken kundgeben. In Nischni kaufte sich Obolenski mit einem Teil der 150 Rubel, die er erhalten hatte, einen Pelz und einige unentbehrliche Dinge und sparte den Rest für fernere Notfälle auf. Gegen Ende August kamen die Gefangenen in Irkutsk an.

Der Staatsrat Girlow, der in Abwesenheit des Generalgouverneurs dessen Stelle vertrat, nahm sie freundlich auf. Während der Unterredung mit diesem bemerkte Obolenski, daß einer der jüngeren Beamten mit inniger Teilnahme auf ihn blickte. Als der Staatsrat und die übrigen Beamten sich entfernt hatten, nahte er sich Obolenski

und, die Augen voll Tränen, sagte er ihm mit vor Bewegung zitternder Stimme: „Um Gottes willen verweigern Sie mir nicht dies anzunehmen" und legte 25 Rubel in Obolenskis Hand. Dieser zögerte, die Gabe anzunehmen, aber der Beamte flüsterte noch einmal: „Um Gottes willen, nehmen Sie." Es war keine Zeit zu Hin- und Herreden und Obolenski konnte ihm nur mit einem Händedruck danken. Der Beamte tat dasselbe bei den übrigen Gefangenen und nötigte alle, die Liebesgabe anzunehmen. Auch von anderen Einwohnern von Irkutsk, reichen Kaufleuten und Beamten, erfuhren die Gefangenen die herzlichste Teilnahme; alle waren bestrebt, deren Lage zu erleichtern. Aber dieser verhältnismäßig gute Zustand dauerte nicht lange. Die näheren Bestimmungen über das Schicksal der Gefangenen trafen ein und Obolenski wurde mit einem der Gefährten, Jakubowitsch, in die Salzwerke von Usolje abgeführt, die 60 Werst von Irkutsk entfernt lagen, während die übrigen Leidensgefährten nach anderen Orten verteilt wurden. Sie trennten sich in der Hoffnung auf ein Wiedersehen unter glücklicheren Verhältnissen.

Als die beiden an dem Salzwerk ankamen, wurden sie in das Bureau geführt, wo man ihnen das Geld, das sie bei sich hatten, abnahm und sie dann in dem Hause einer Witwe in deren einzigem Wohnzimmer einquartierte, während diese in die Isba (das Bauernhaus) wohnen ging.

Der Vorsteher des Salzwerkes war noch abwesend, es wurden daher weiter keine Anordnungen getroffen und sie genossen in den ersten Tagen ziemlich viel Freiheit. Die Polizei überwachte sie nur insgeheim. Berührungen mit Menschen hatten sie keine, außer mit dem Polizeimeister. Mit den das Salzwerk umgebenden Landleuten kamen sie nur in Berührung, wenn sie ihre Lebensmittel von diesen kauften und sie für kleine geleistete Dienste bezahlten. Trotz der Überwachung der Polizei gelangte aber doch die Nachricht zu ihnen, daß die Prinzeß Trubetzkaja in Irkutsk angelangt sei, um sich mit ihrem Mann, der unter den Gefangenen war, zu vereinen.

Sie konnten an der Wahrheit dieser Nachricht nicht zweifeln, da in Usolje niemand etwas von der Existenz dieser Prinzeß gewußt hatte und man die Nachricht demnach nicht erfunden haben konnte. Sie waren ungefähr zwei Wochen in Usolje, als sie dies erfuhren. Zu derselben Zeit langte auch der Berghauptmann Krukow, der Vorsteher des Salzwerks, an. Die Gefangenen wurden zu ihm geführt, um zu erfahren, welches ihre Bestimmung sei. Krukow empfing sie nicht nur freundlich, sondern mit so herzlicher Teilnahme, daß es sie tief rührte. Der gebildete Mann wußte dem Gespräch eine solche Wendung zu geben, daß es die Unglücklichen in keiner Weise verletzen konnte. Nach einiger Zeit kam seine Tochter herein und brachte vortrefflichen Kaffee, den sie selbst bereitet hatte. Erst später erfuhren sie, daß man sogar die Diener aus dem Haus entfernt hatte, damit es nicht verraten werden könne, wie freundlich man den Gefangenen begegnet sei. Der Berghauptmann versicherte ihnen auch, daß sie sich nicht zu beunruhigen brauchten, da man ihnen nur des Scheins wegen Arbeit auferlegen werde und daß sie keinerlei Demütigung erfahren würden. Beruhigt kehrten sie in ihre Wohnung zurück, denn es war ihnen schon Angst gewesen wegen dem, was ihnen bevorstand, als sie die wirklichen Sträflinge aus den Salzwerken zurückkommen gesehen hatten, um ihre bestimmte Anzahl Eimer mit salziger Flüssigkeit in der Siederei abzuliefern. Die Haare, die Bärte, die Kleider dieser armen Leute waren ganz mit Salzkristallen bedeckt.

Am Tag nach dem Besuch beim Berghauptmann kam der Polizeimeister, brachte ihnen zwei Äxte und sagte, daß sie zum Holzfällen bestimmt seien; leise aber setzte er hinzu, daß ihnen das nur ein Spaziergang sein solle und daß ihre Arbeit von anderen getan würde. Es wurde ihnen ein Platz im Walde in der Nähe des Salzwerks angewiesen und sie kehrten nach Hause zurück, zufrieden mit dem Spaziergang und mit der Behandlung. Inzwischen verließ sie der Gedanke an die Prinzeß Trubetzkaja nicht, da sie sicher annehmen konnten, daß diese ihnen Nachrichten von den Ihrigen mitgebracht

hätte; aber sie wußten nicht, wie sie sich mit ihr in Verbindung setzen sollten.

Am Morgen des Tages, an dem ihre regelmäßige Arbeit beginnen sollte, nahm Obolenski seinen Mantel um, steckte die Axt in den Gürtel, nahm Abschied von Jakubowitsch, der eine Augenentzündung hatte und das Haus nicht verlassen konnte, und begab sich in den Wald an den ihm zum Holzfällen bezeichneten Ort. Hier überlegte er, daß es besser sei, die Zeit mit Arbeiten hinzubringen, als untätig zu bleiben, um so mehr, da es dem Berghauptmann doch hätte Schaden bringen können, wenn seine Nachsicht bekannt geworden wäre. Er fing also tapfer an, Holz zu fällen, hatte aber große Mühe, bis er den ersten Baum zu Fall brachte. Dann aber, wennschon in Schweiß gebadet, trat er fröhlich den Rückweg an im Bewußtsein, eine Pflicht der Dankbarkeit gegen ihren gütigen Vorgesetzten erfüllt zu haben. Auf dem Weg durch den Wald begegnete er einem Menschen in einem guten Anzug, einem mit Tuch überzogenen Halbpelz und mit bedeutenden Gesichtszügen, der ihm mit dem Ausdruck besonderer Teilnahme den gewöhnlichen Gruß bot. Am Abend desselben Tages zeigte sich derselbe Mensch in der Nähe des Hauses, wo die zwei Gefangenen wohnten und es schien ihnen, als mache er ihnen geheimnisvolle Zeichen. Am Morgen darauf, als Obolenski zur Arbeit ging, sah er den Unbekannten wieder, der ihm mit einem geheimnisvollen Zeichen auf den Wald hindeutete, nach dem er seine Schritte lenkte. Obolenski vertiefte sich wieder so eifrig in seine Arbeit, daß er den Mann beinah vergessen hatte, als er ihn plötzlich wieder im Dickicht des Waldes erscheinen und ihn mit flüchtigem Wink dorthin einladen sah; Obolenski bedachte sich nicht lang und ging zu ihm hin.

Der Unbekannte empfing ihn feierlich mit den geheimnisvollen Worten:

„Wir wußten längst von Eurer Ankunft; im Propheten Hesekiel wird von Euch gesprochen und wir erwarten Euch.

Unserer sind viele hier; hofft auf uns, wir werden Euch nicht verlassen."

An diesen Worten erkannte Obolenski sogleich den Sektierer, es war aber keine Zeit, sich auf eine Diskussion einzulassen, denn der große Weg durch den Wald, den die Bauern fuhren, führte nahe vorbei; schon hörte man das Knarren einer Telega und sie hätten leicht gesehen werden können.

Ohne sich lange zu besinnen, sagte daher Obolenski: „Du irrst dich, mein Freund, aber wenn du mir einen Liebesdienst erzeigen willst, so besorge mir einen Brief an die Prinzeß Trubetzkaja in Irkutsk. Bezahlen kann ich dich aber nicht dafür, denn ich habe kein Geld."

Der Unbekannte erwiderte nach kurzem Überlegen:

„Sei ruhig; morgen in der Abenddämmerung werde ich auf jenem Platz sein; bring den Brief, er soll besorgt werden."

Obolenski erriet, daß sein Unbekannter zu der Sekte der Duchoborzen (eine sehr zahlreiche Sekte in Rußland mit vielen mystischen Ideen, aber ganz demokratisch-kommunistischen Tendenzen) gehöre. Er beriet sich mit Jakubowitsch, schrieb den Brief und brachte ihn dem Sektierer, der noch dieselbe Nacht nach Irkutsk abging. Der Auftrag wurde treu vollführt und nach zwei Tagen erhielt Obolenski eine Antwort der Prinzeß Trubetzkaja, die beiden Gefangenen beruhigende Nachrichten über ihre in Rußland zurückgebliebenen Verwandten gab und ihnen einen zweiten Brief versprach vor ihrer Abreise nach den Branntweinbrennereien von Nikolajew, wohin ihr Mann geschickt war. Auch dieser Brief kam nach einiger Zeit glücklich in ihre Hände durch die Fürsorge eines trefflichen Kaufmanns aus Irkutsk, der ihnen schon bei ihrem Aufenthalt daselbst viel Freundschaft erwiesen hatte. In dem Brief befanden sich fünfhundert Rubel, welche die Prinzeß ihnen sandte und das Anerbieten, ihnen Briefe in die Heimat durch den Sekretär ihres Vaters besorgen zu lassen; dieser hatte sie

nach Irkutsk begleitet und kehrte nun nach Petersburg zurück. Natürlich benutzten die Gefangenen dies Anerbieten mit Freuden.

Die Prinzeß Katharina Iwanowna Trubetzkaja war eine geborene Gräfin Lawal. Ihr Vater, ein Franzose, hatte sich zur Zeit der französischen Revolution in Rußland niedergelassen und eine reiche, junge Russin geheiratet, deren Vermögen dazu verwendet wurde, dem Leben im Hause jene Vollendung zu geben, in der der Luxus nur die Blüte der höchsten Bildung und des edelsten Kunstsinns ist. Umgeben von Glanz, Geschmack und Schönheit, war Katharina Iwanowna von Kindheit an der Gegenstand der grenzenlosen Liebe und Zärtlichkeit von Eltern und Verwandten gewesen.

Im Jahr 1820 war sie mit ihrer Mutter nach Paris gegangen, hatte dort den Prinzen Trubetzkoi kennen gelernt und ihm Herz und Hand geschenkt. Das höchste Familienglück war die Frucht dieser Ehe gewesen. Aber die Verehrung und warme Freundschaft, die der Prinzeß von allen, die sie kannten, zuteil wurden, verwandelten sich in die heißeste Bewunderung, als sie, nach der Verurteilung ihres Mannes zur Zwangsarbeit in Sibirien, freiwillig aus dem Glanz und der Verwöhnung ihres Lebens schied, um ihrem Mann in die Verbannung zu folgen. Vergebens boten ihre Eltern, ihre Freunde, selbst der Kaiser alle Überredungskunst auf, sie zurückzuhalten; sie blieb bei ihrem Entschluß und erbat es sich als einzige Gnade von dem Kaiser. Endlich begab sie sich, nur von dem Sekretär ihres Vaters begleitet, auf die weite Reise. Unterwegs zerbrach ihr Wagen, es war unmöglich, ihn an dem unwirtlichen Ort, wo es geschah, herzustellen.

Sie bedachte sich nicht lange, bestieg eine Bauerntelega, ein entsetzliches Fuhrwerk für die nicht daran Gewöhnten, und fuhr hundert Werst weit bis nach Kraßnojarsk, wo sie einen Wagen kaufte, den sie zurücksandte, um ihren Reisegefährten zu holen, der zurückgeblieben war, weil er das Fahren in der Telega nicht vertragen konnte.

Sie konnte sich endlich mit ihrem Gatten vereinen und wurde von da an der Schutzengel und die Trösterin von vielen jener Unglücklichen, deren hartes Los sie sechsundzwanzig Jahre lang teilte.

Übrigens war sie nicht die einzige, deren heroisches Liebesopfer den russischen Frauen in der Geschichte eine erhaben schöne Stelle sichert. Viele edle Frauen, Gattinnen, Mütter und Schwestern der Verurteilten taten das gleiche, gaben Vermögen, Rang, Heimat, ja das Recht, nach Rußland zuzurückzukehren, auf, um die leidenvolle Existenz der Verbannten zu teilen.

Um aber zu unseren Gefangenen in den Salzwerken zurückzukehren, so ging ihr Leben eine Zeitlang in der oben beschriebenen Weise weiter. Jeden Morgen begaben sie sich an die Arbeit im Wald und erlangten bald große Gewandtheit im Holzfällen. Um drei Uhr nachmittags kehrten sie nach Haus zurück, nahmen ihr einfaches aber genügendes Mittagsmahl ein und verbrachten den Abend entweder in Gesprächen oder mit Schachspielen. Obolenski war so zufrieden mit ihrer Lage, daß er jede Veränderung fürchtete, da er dachte, sie könne nur zum Schlechteren sein. Jakubowitsch hingegen hoffte bestimmt, der Kaiser Nikolaus werde am Tag seiner Krönung eine Amnestie erlassen und ihnen die Heimkehr gestatten. Jeder blieb bei seiner Ansicht, als am 5. Oktober plötzlich der Polizeimeister abends, als sie beim Schach saßen, bei ihnen eintrat und verkündete, daß ein Befehl gekommen sei, sie nach Irkutsk zu bringen. Jakubowitsch hoffte alsbald, man werde ihnen dort die Begnadigung ankünden. Obolenski schwieg und packte in der Stille so viele Sachen, als der Koffer halten wollte, zum Gebrauch im fortgesetzten Exil ein. Ein jeder von ihnen wurde in eine besondere Troika zusammen mit zwei Kosaken gesetzt, der Polizeimeister fuhr in einer dritten hinterher. Jakubowitsch, der in der ersten saß, winkte dem Freund öfter mit dem Taschentuch, je näher sie Irkutsk und der gehofften Freiheit kamen. Während sie durch Irkutsk fuhren,

wehte das Taschentuch unaufhörlich, aber als sie zu der Stadt hinausfuhren, ohne anzuhalten, hörte es auf zu wehen. Sie fuhren weiter und weiter, bis sie endlich ein Gebäude vor sich sahen, das von berittenen Kosaken und von Infanterie umgeben war. Die Wachen ließen sie durch, die Troiken hielten an und die Gefangenen mußten aussteigen. Sie befanden sich in den Kasernen der Kosaken. Jakubowitsch sagte scherzend zu deren Führer: „Ihr habt hier Kavallerie und Infanterie, wo ist denn Eure Artillerie?"

Der Kosakenchef lächelte, führte sie aber schweigend in ein Zimmer, wo sie zwei ihrer Gefährten fanden, die Fürsten Trubetzkoi und Wolkonski, und auch das wirkliche Ziel ihrer Reise erfuhren: man brachte sie alle vier in die Minen von Nertschinsk.

Während die Troiken zur ferneren Reise bereitet wurden, gab man den Reisenden Tee und Frühstück. Obolenski stand am Fenster und sah eine ihm unbekannte Dame in den Hof fahren, aus dem Wagen steigen und mit den Kosaken reden. Er wußte durch Trubetzkoi, daß dessen Frau noch in Irkutsk sei, dachte, die unbekannte Dame käme vielleicht von ihr und lief hinunter, sie zu fragen. Es fand sich, daß es die Prinzeß Schachowskaja war, die ihre Schwester, Gemahlin von Alexander Murawjew, zu diesem nach Werchne-Udinsk begleitete, wohin er auf Lebenszeit verbannt war. Ihre erste Frage war, ob Fürst Trubetzkoi da sei, und als es bejaht wurde, sagte sie: „Katharina Iwanowna (die Fürstin Trubetzkaja) folgt mir auf dem Fuß, um ihren Mann noch vor der Abreise zu sehen. Sagen Sie ihm das." Obolenski berichtete das eiligst an Trubetzkoi, aber der Kommandeur wünschte nicht, daß die Begegnung stattfände und beschleunigte die Anstalten zur Abreise. Die Gefangenen suchten zu zögern, so lang es irgend ging, aber endlich mußten sie in die Troiken steigen. In demselben Augenblick kam die Fürstin in einer Mietskutsche an, sprang aus dem Wagen und rief ihrem Gatten. Trubetzkoi flog aus der Troika

in die Arme seiner Frau und sie hielten sich unter strömenden Tränen fest umschlungen. Der Polizeimeister wurde unruhig und befahl ihnen, sich zu trennen, aber sie hörten ihn nicht, bis sie endlich doch scheiden mußten und die Troiken die Gefangenen mit verdoppelter Eile entführten.

Die Fürstin blieb in Ungewißheit über ihres Gatten Schicksal, denn niemand hatte den Mut gehabt, ihr den neuen Bestimmungsort zu nennen. Aber sie war fest entschlossen, ihn zu wissen, ihrem Mann dorthin nachzufolgen und sein Schicksal, welches es auch sei, zu teilen. Sie wandte sich an die Behörden in Irkutsk, um die Erlaubnis zu erhalten, ihm folgen zu dürfen. Eine Zeitlang gelang es, sie mit ausweichenden Antworten hinzuhalten, aber als auch die Prinzeß Wolkonskaja ankam, ebenfalls entschlossen, ihrem Mann zu folgen, vereinigten sie ihre Bemühungen und weder Überredung noch Drohungen konnten sie in ihrem Entschluß wankend machen. Man ergriff endlich das Mittel, ihnen die Gesetze für die Frauen von Sträflingen in den Anstalten der Zwangsarbeit vorzulesen. Diese mußten allen Rechten der Geburt und des Ranges entsagen, durften weder Geld noch Briefe empfangen, die nicht erst von den Vorgesetzten gelesen waren und mußten sich für Zeit und Ort des Zusammenseins mit ihren Männern der Anordnung der Vorgesetzten fügen. Diese endlich konnten sie zu den allerniedrigsten Dienstleistungen, wie das Waschen von Fußböden und dergleichen verpflichten. Beide Frauen bedachten sich nicht einen Augenblick und unterschrieben die einzugehenden Verbindlichkeiten. Dies nötigte die Behörden, endlich zuzugeben, daß sie nach den Minen von Nertschinsk nachreisen durften.

Während dieser Unterhandlungen der Frauen mit den Behörden hatten die Gefangenen schon auf einem kleinen zweimastigen Schiff den Baikalsee überschifft und sich am anderen Ufer mit noch vier ihrer Leidensgefährten vereinigt. Sie fuhren in acht Troiken auf der großen Landstraße nach Nertschinsk weiter, von Kosaken unter dem Befehl von zwei Offizieren begleitet. Alle diese waren gute Leute, bereit, ihnen

zu helfen und zu nützen und überzeugt, daß die Gefangenen nichts tun würden, was sie, die Begleiter, in Widerstreit mit ihrer Pflicht bringen könnte. So waren sie eines Abends hinter Werchne-Udinsk an das Ufer eines Flusses gelangt, der überfahren werden mußte. Das sollte am folgenden Tag geschehen und sie wollten daher die Nacht in der Isba (Bauernhaus) des Fährmanns zubringen.

Man brachte ihnen den Samowar und sie fingen an, Tee zu trinken, als ein gut gekleideter junger Mann eintrat und ihnen auf gut russisch sagte: „Mein Großvater bittet Euch, Salz und Brot von ihm anzunehmen." (Die Sitte der russischen Bauern ist, Salz und Brot zum Zeichen der Gastfreundschaft anzubieten.) Bei diesen Worten überreichte er ihnen einen Korb mit Weißbrot, mit Semmeln und Zwieback. Alles das war so gut, reinlich und kunstvoll zubereitet, daß sie nicht wenig erstaunt waren, einen solchen Luxus in diesem fernen, öden Lande anzutreffen. Sie dankten dem Jüngling auf das herzlichste und drückten den Wunsch aus, den Großvater zu sehen, wenn es anginge. Nach einiger Zeit kam dieser wirklich und sie verbrachten eine angenehme Stunde im Gespräch mit ihm. Er nannte sich einen Ursibirier, denn seine Vorfahren waren zur Zeit der ersten Niederlassungen in jenen Gegenden hergekommen und nach und nach durch Feldarbeit und den Handel mit Pelztieren zu dem Wohlstand gelangt, dessen sie sich jetzt erfreuten. Noch lange nachher erinnerten sich die Gefangenen öfters des freundlichen alten Mannes und der Geschichte des Landes, das er ihnen mit so viel Liebe beschrieben hatte. Auf dieser Reise wurden ihnen auch noch andere angenehme Eindrücke zuteil, die Zeugnis gaben von der Sympathie, mit der das gute russische Volk die Unglücklichen betrachtet. So wurden sie z. B. an ihrem nächsten Ruheort von einem Kaufmann so freundlich bewirtet, daß sie voll Dank und Rührung von ihm schieden. Ein Umstand jedoch fiel ihnen, Mitleid erregend, auf, nämlich daß sie in den Dörfern, durch die sie kamen, kleine Kinder völlig nackt, bei einer Kälte von zehn Grad und mehr, vor den Hütten stehen und sich

von der Sonne bescheinen lassen sahen. Im Verhältnis zu dieser Armut mußten sie sich sagen, daß es die Kronbauern bei den Minen und Salzwerken noch sehr gut hätten.

Endlich langten die Gefangenen an ihrem Bestimmungsort Nertschinsk an und die Troiken hielten vor den für sie bestimmten Baracken. Dieselben bestanden aus zwei Isbas, eine für die Kosaken, die andere für die Gefangenen. In dieser befand sich links vom Eingang der große russische Ofen; an der rechten Seite waren der ganzen Länge der Hütte nach drei Verschläge angebracht, durch dünne Bretterwände voneinander geschieden und mit eingehängten Türen, zu denen zwei Stufen emporführten. Die zwei kleineren derselben wurden von Jakubowitsch und Dawidow einzeln in Besitz genommen; in der dritten größeren richteten sich Trubetzkoi, Wolkonski und Obolenski ein. Der Raum war aber so eng für drei Betten, daß Obolenski noch halb mit auf Trubetzkois Bett lag. Dem Eingang gegenüber wurde an der Wand noch ein Verschlag aus Brettern gezimmert für Murawjew und die zwei Brüder Borissow. Die Wache bestand aus einem Unteroffizier und drei der Bergwerksoldaten, die nicht gewechselt wurden, für die Gefangenen kochten, sie bedienten, sie liebten und ihnen auf alle Weise nützlich zu sein suchten.

Man gab ihnen drei Tage Zeit, sich von der Reise auszuruhen. Ihr Geld wurde ihnen abgenommen, aber mit der Erlaubnis, sich soviel Vorräte dafür zu kaufen, als sie wollten. Der Berghauptmann Burnaschew kam, sie zu sehen, seine Worte und sein Aussehen waren hart und rauh, aber mit seinen Anordnungen zeigte auch er den Wunsch, das Schicksal der Unglücklichen möglichst zu erleichtern und ihnen jede unnötige Demütigung zu ersparen. Am vierten Tag mußte jedoch die Arbeit beginnen. Um 5 Uhr morgens kam ein Obersteiger mit Sträflingen, die es um gemeiner Verbrechen willen waren und die Lehrer beim Anfang der Arbeit sein sollten. Der Obersteiger rief: „Trubetzkoi" und als dieser geantwortet: „hier", wurde der Name eines Sträf-

lings gerufen, der ihm zugeteilt wurde und so fort, bis alle in Paare geteilt waren. Jeder erhielt ein Talglicht, einen Hammer, eine Axt und nun wurden sie in die verschiedenen Schachte geführt. Die Arbeit war nicht sehr schwer, die Temperatur unter der Erde nicht kalt und wenn es einmal kalt war, so genügten ein paar Hammerschläge, um sich zu erwärmen. Um elf Uhr verkündete eine Glocke das Ende der Arbeit; dann kehrten sie in ihre Kaserne zurück und machten Anstalten zum Mittagsmahl. Jakubowitsch war von ihnen zum Haushalter erwählt, da er lange im Kaukasus gedient hatte und an einen Soldatenhaushalt gewöhnt war. Im Innern ihrer Kaserne erfreuten sie sich einer relativen Freiheit, hatten ihre gemeinschaftlichen Mahlzeiten und fanden ihren Trost darin, daß sie beisammen waren und hier in ihrer armen Behausung den Bund fester schließen und dieselben Ideen und Überzeugungen aussprechen konnten wie einst in den prunkvollen Palästen Petersburgs. Die Freundschaft, die sie vereinte, wurde mit jedem Tag fester und inniger.

In den ersten Wochen quälte sie das Schicksal der Fürstinnen Trubetzkaja und Wolkonskaja sehr. Aber bald wurden sie auch hierüber beruhigt, denn die beiden Damen langten wohlbehalten an und richteten sich in einer kleinen Isba bei den Minen, in geringer Entfernung von den Baracken der Männer, ein. Die Besuche der Damen in der Kaserne wurden sogleich geregelt; es wurde ihnen aber nur immer eine Stunde des Zusammenseins mit den Gatten erlaubt. Die Fürstin Trubetzkaja kam zuerst und die Gefangenen zogen sich in die übrigen kleinen Räume zurück, um sie mit dem Gemahl allein zu lassen. Ebenso machten sie es mit der Prinzeß Wolkonskaja, die nachher kam.

Die Anwesenheit dieser beiden edlen Frauen gab den Gefangenen das Gefühl des Familienlebens zurück und wurde für sie ein unaussprechlicher Segen. Sie sahen mit Bewunderung und Ehrfurcht zu ihnen auf und wurden ihrerseits die einzigen Gegenstände der weiblichen Fürsorge und liebevollsten Teilnahme. Mit eigenen Händen nähten die Frauen

alles, was die Gefangenen brauchten, und was sie nicht selbst machen konnten, kauften sie für sie ein. Sie wurden Köchinnen und Bäckerinnen, um den Mittagstisch der Gefangenen mit Weißbrot und mancher feinern Speise zu versorgen, die, so gering sie auch sein mochte, den Gefangenen herrlicher schien als alle Leckerbissen, die einst auf prächtigen Schüsseln die Tische in Petersburg bedeckten. Aber der größte Trost, den die Männer ihnen verdankten, war die Verbindung und der Verkehr mit den fernen Lieben, die sie herzustellen wußten. An den Tagen, wo keine Zusammenkunft mit ihren Gatten stattfinden konnte, nahmen sie zwei Stühle mit, setzten sich dem einzigen Fenster der Kaserne gegenüber und verbrachten da eine Stunde in stummem Gespräch mit ihren Gatten. Die Kälte stieg oft bis zu 20 Grad, aber, eingehüllt in ihre Pelze, blieben sie, bis ihnen die Glieder steif wurden. Obolenski bemerkte eines Tages, daß die Fürstin Trubetzkaja die Füße so bewegte, daß man sah, sie litt an der Kälte daran. Er machte Trubetzkoi darauf aufmerksam und dieser sah nun, daß sie alte und verbrauchte Stiefel anhatte. Den folgenden Tag bei der Zusammenkunft schalt Trubetzkoi die Gattin, daß sie nicht ihre neuen, starken und warmen Stiefel bei einer so intensiven Kälte angezogen habe. Da gestand sie denn, daß sie es nicht habe tun können, weil sie die Bänder der neuen Stiefel zu einer seidenen Mütze für Obolenski gebraucht habe, um ihn vor den Erzen zu schützen, die bei jedem Hammerschlag herunterfielen und sich fest in Obolenskis dichtes Haar einsetzten, während er in den Minen arbeitete.

Nach einiger Zeit wurde jedoch dies verhältnismäßig ruhige Leben gestört durch die Ankunft eines jungen Beamten der Bergwerke, der besonderen Befehl hatte, die Gefangenen zu überwachen. Sie dachten nicht an eine Veränderung ihrer Lage, als sie plötzlich den Befehl erhielten, ihre Schlafkammern nie mehr, außer zur Zeit der Arbeit, zu verlassen und auch ihre Mahlzeiten in denselben zu nehmen, noch dazu bei geschlossenen Türen. Sie zeigten Rick diese Kam-

mern und bemerkten ihm, daß es unmöglich sein werde, achtzehn Stunden lang ohne Unterbrechung darin zu atmen und daß keine Gesundheit solch eine Probe werde aushalten können. Aber alle Vorstellungen waren vergeblich; Rick dachte nur, sie wollten sich seiner Autorität widersetzen und rief den Soldaten zu: „Jagt sie hinein". Die Gefangenen wichen darauf schweigend der Übermacht und gingen hinein und die Soldaten, die ihre Resignation kannten und sie liebten, rührten sich nicht. Als Rick fort war, berieten sich die Unglücklichen, was nun zu tun sei. Es war vollständig wahr, daß die Luft in diesen Räumen ungesund werden mußte, denn sie waren so eng und niedrig, daß sie sich nur auf dem Bett sitzend oder liegend darin aufhalten konnten und Trubetzkoi, der sehr groß war, konnte nicht aufrecht darin stehen, sondern mußte sich bücken, um nicht mit dem Kopf anzustoßen. Nachdem sie lange überlegt und hin und her beratschlagt hatten, schlug einer vor, sie wollten sich der Nahrung enthalten und entweder Hungers sterben oder die Behörden so zwingen, den Beschluß zu ändern. Alle stimmten damit überein und sie führten den Vorsatz sogleich aus, tranken sogar das Wasser nicht mehr, das man ihnen brachte. Am dritten Tag rief man sie nicht mehr zur Arbeit, sondern sagte ihnen, der Oberberghauptmann Burnaschew werde kommen. Sie bereiteten sich auf eine harte Behandlung vor. Um Mittagszeit kamen ein Unteroffizier und zwei Soldaten mit ausgestreckten Bajonetten und holten Trubetzkoi und Wolkonski ab zum Direktor. Die Freunde ließen sie voll Sorge und trüber Ahnung gehen; Obolenski sah ihnen aus dem Fenster nach und bemerkte die zwei Prinzessinnen, die am Wege standen trotz der schrecklichen Kälte, um ihre Männer gehen zu sehen und ihnen durch Zeichen ihre Angst auszudrücken. In peinlicher Spannung erwarteten alle die Rückkehr der beiden und als diese endlich erfolgte, wurden Obolenski und Jakubowitsch alsbald zum Direktor beschieden. Trubetzkoi berichtete, daß Burnaschew in großem Zorn und aufs äußerste

heftig und grob gewesen sei, sie beschuldigt habe, sie wollten eine Verschwörung machen, versichert hätte, er werde das nicht dulden und im Notfall die Knute anwenden lassen. Die Gefangenen, die nach und nach alle vor ihn geführt wurden, antworteten einfach und ruhig, daß er sich erinnern solle, wie sie sich bisher ohne Widerrede allen Verordnungen gefügt und sich immer mit seinen Einrichtungen zufrieden gezeigt hätten, ohne je dagegen zu verstoßen; wie ihre einzige Verschwörung die gewesen sei, nicht mehr zu essen in jenen dunklen, engen Räumen, in die Rick sie eingeschlossen habe, ihnen dadurch die einzige unschuldige Freiheit nehmend, die ihnen noch geblieben sei. Der Direktor besänftigte sie in etwas, gab ihnen aber keine Hoffnung auf Zurücknahme des grausamen Gebots.

Zur Zeit des Mittagessens jedoch wurden die engen Verschläge wieder geöffnet und alles kehrte in die frühere Ordnung zurück. Die Gefangenen mußten wie früher arbeiten, aber sie freuten sich ihres gehabten Mutes, denn es gab sogar eine kleine Verbesserung, indem Trubetzkoi und Wolkonski die Erlaubnis erhielten, ihre Frauen in deren Isba zu besuchen, allerdings in Begleitung zweier Soldaten, die während der Zusammenkunft Wache standen.

Als der Frühling kam, wurde es den Gefangenen auch erlaubt, in den Mußestunden durch die reichen Wiesen spazieren zu gehen, die sich bis an die Ufer des Flusses Argun erstrecken. Im Anfang wagten sie sich nicht mehr als zwei oder drei Meilen weit weg von ihren Baracken, bald aber wurden sie kühner und gingen bis zum Flusse selbst, der neun Meilen weit entfernt war. Sie erstaunten über den Reichtum der Flora und die Naturschönheiten von Sibirien, das so wenig gekannt und so viel verleumdet ist. Die zwei Brüder Borissow insbesondere, die sich mit den Naturwissenschaften beschäftigt hatten, machten eine prächtige Sammlung getrockneter Blumen und Pflanzen, die später die Bewunderung vieler Männer der Wissenschaft erregte und ebenso eine wertvolle zoologische Sammlung, besonders Käfer von ungemeiner Schönheit.

Nach einiger Zeit kam ein Beamter aus Irkutsk, um aus dem eigenen Mund der Gefangenen zu vernehmen, ob die Arbeit unter der Erde ihrer Gesundheit nicht schade und sie nicht vorzögen, in freier Luft zu arbeiten. Sie versicherten einmütig, bei der Arbeit unter der Erde bleiben zu wollen, da diese nicht zu hart sei und sie weniger dem Wechsel der Temperaturen aussetze. Ungeachtet dieser Erklärung wurden sie aber am folgenden Tag doch zu neuer Beschäftigung beordert, die sich entschieden als eine Verschlimmerung ihres Zustandes erwies. Unter der Erde hatten sie kein bestimmtes Maß der Arbeit gehabt, sondern nur so viel getan, wie sie wollten und sich auch dazwischen ausgeruht. Dann hörte die Arbeit überhaupt um 11 Uhr auf und von da an waren sie in ihrer Kaserne ganz frei. Außerdem aber hatten sie auch bei ihren Gefährten, den Sträflingen für gemeine Verbrechen, so viel rührende Teilnahme gefunden, daß auch dies sie dort festhielt. Auf jenen armen Leuten ruhte der bei weitem schwerere Teil der Arbeit. Erstens trugen sie Ketten, dann mußten sie neue Schachte aufgraben, unterirdische Galerien bauen, die mit Säulen gestützt und durch Galerien verbunden werden mußten, das Wasser, das die neu gegrabenen Öffnungen füllte, herauspumpen, endlich das von allen gemeinsam abgehauene Erz zu der Stelle tragen, von wo es mittels Stricken nach oben zur Weiterbeförderung gezogen wurde. Diese armen Menschen, die sich hier um irgendeines Verbrechens willen befanden, bewiesen den Gefangenen von Anfang an eine stumme, aber herzliche, unzweideutige Teilnahme. Einer von ihnen, mit Namen Orlow, ein berüchtigter Räuber und ein schöner kräftiger Mensch, hatte unter andern Dingen sich eine besonders rührende Art, sie zu trösten, ausgedacht. Wenn er die Gefangenen, müde von der Arbeit, sich ein wenig ausruhen sah, so gab er seinen Gefährten ein Zeichen, stimmte mit einer hellen, wohltönenden Stimme eines jener melancholischen russischen Volkslieder an, das jenen wehmütig süße Erinnerungen an die Heimat erwecken mußte und seine Gefährten begleiteten ihn im Chor. Auf diese Weise

drückten sie in Tönen aus, was sie in Worten nicht sagen konnten oder durften. Öfter auch nahmen sie die Hämmer aus den Händen der Gefangenen und vollendeten in kurzer Zeit eine Arbeit, die jenen viele mühevolle Stunden gekostet hätte. Und das alles geschah einzig aus uneigennütziger Teilnahme und aus Mitleid, denn sie wußten sehr wohl, daß die Gefangenen nichts als flüchtige Worte des Dankes zu geben hatten für die vielen rührenden Aufmerksamkeiten, da sie beständig überwacht waren und kein Geld besaßen.

Nun fing aber die Arbeit über der Erde an und damit hörte jener herzliche Zusammenhang auf. Hier war das Maß der Arbeit bestimmt. Zunächst mußte das brauchbare Erz von dem unbrauchbaren geschieden werden, doch dies war hauptsächlich das Geschäft der Unterbeamten der Minen, da es für die Gefangenen zu viel Zeit erfordert hätte, das kostbare Metall von dem wertlosen unterscheiden zu lernen. Dann mußte das Erz auf großen hölzernen Tragen von dem Orte der Auswahl zu einem andern, etwa zweihundert Schritt weit entfernten Platz getragen werden und diese Aufgabe fiel den Gefangenen zu. Jedes Paar Männer hatte am Tag dreißig solcher Tragen, mit Erz gefüllt, zu bringen und jedesmal zu dem Gewicht von vierzig Pfund. Nicht alle waren der Aufgabe gewachsen, aber die Stärkeren halfen den Schwächeren und so ging es. Um 11 Uhr rief eine Glocke sie zur Ruhe; diese dauerte nur eine Stunde und danach fing die Arbeit wieder an und zog sich bis 5, 6 Uhr abends hin. So war also nicht bloß die Arbeit selbst, sondern auch die Zeit für diese verdoppelt — und die früheren Erholungen, sowie die lieblichen Spaziergänge in den Wiesen des Argun unterblieben fast gänzlich, denn am Abend und an den arbeitsfreien Festtagen waren sie froh, sich gründlich ausruhen zu können. Dennoch war ihre Lage immerhin noch erträglich; nach der Arbeit genossen sie doppelt die Augenblicke der Freiheit in den Baracken und das Glück, ihre Freundinnen und Wohltäterinnen zu sehen, die nicht selten

Zeugen ihrer Mühen und Arbeiten waren und sie ihnen durch herzliche Gespräche zu erleichtern suchten.

Leider blieb ihnen auch dies karge Glück nicht lange ungetrübt. Ein Jahr nach ihrer Ankunft in Sibirien wurden sie benachrichtigt, daß ein neuer Gouverneur der Bergwerke von Nertschinsk angekommen sei und sie sehen wolle. Einige der Gefangenen hatten ihn in Rußland als Oberst eines Regiments gekannt und erinnerten sich, daß er von seinen Untergebenen sehr geliebt worden sei als ein leutseliger, gütiger Mann. Alle freuten sich daher auf ihn und hofften auf eine Verbesserung ihrer Lage. Er zeigte sich auch bei der ersten Zusammenkunft sehr freundlich und trostreich. Aber die dadurch erweckten Hoffnungen wurden bitter getäuscht. Am folgenden Tag wurden sie zu einem Schmied geführt, der ihnen Ketten an die Füße legte; zu gleicher Zeit wurde ihre Wache um zwanzig Kosaken und einen Unteroffizier vermehrt und eine neue Art der Überwachung wurde eingeführt. Die Beamten und der Direktor der Bergwerke hatten Furcht, ihre Teilnahme zu zeigen, weil sie dachten, die Kosaken könnten sie verraten und diese fürchteten das gleiche von jenen. Auf diese Weise waren die Unglücklichen zwischen zwei Mächte gestellt, die sich wechselweise kontrollierten. Dessenungeachtet konnten sie nicht umhin, die Kosaken zu bewundern und zu lieben als Typen einer jungen, herrlichen Rasse. Fast alle konnten lesen und schreiben, hatten einen regelmäßigen Kursus von Studien in einer Provinzialschule durchgemacht und erregten das Erstaunen der Gefangenen durch ihre mannigfaltigen Kenntnisse und ihre Intelligenz; eine kaum geahnte Sache in einem fast unbekannten Land, das man eine Wüste glaubte und wo man Natur und Menschen noch in ihrer primitiven Roheit vermutete. Nun fanden sie ganz das Gegenteil und die Kosaken, die bald anfingen, die Gefangenen zu lieben, erfreuten sie durch ihren Wissensdurst, durch das Interesse, das sie an den Gesprächen derselben nahmen und durch ihr feines und herzliches Benehmen.

Sonst blieb alles beim alten, ausgenommen, daß die Schwere ihrer Ketten an den Füßen ihnen die Arbeit ermüdender machte und ihnen die Lust benahm, die schönen Spaziergänge zum Argun zu erneuen. So vergingen Tage und Wochen in einförmiger Weise, ohne irgendeine Hoffnung auf Verbesserung, einzig erhellt und getröstet durch die unermüdlichen Anstrengungen der zwei edlen Frauen, deren liebende Sorgfalt nie abnahm und sie mit solchen Banden der Freundschaft und Dankbarkeit fesselte, daß nur der Tod sie lösen konnte.

Inzwischen war eine neue Festung erbaut worden in Tschita und in ihr wurden die Verschworenen von 1825, die bisher in verschiedenen Teilen Sibiriens zerstreut gewesen waren, vereinigt. Auch an unsere Gefangenen in den Salzwerken kam die Reihe. Im November saßen sie wieder in ihren Troiken und fuhren, begleitet von ihren Kosaken, auf der großen Fahrstraße, auf der sie hergekommen waren. Bald sahen sie den neuen Bestimmungsort vor sich auftauchen. Ein hoher Wall umgab die Festung, am Tor wurden sie von dem Platzmajor empfangen, die Wache ließ sie ein und bald darauf befanden sie sich in den Armen der vor ihnen angekommenen Freunde. Die Neuangekommenen wurden in die vier, schon von den andern besetzten Zimmer verteilt. Anfangs störte das Geräusch ihrer Ketten die Freude des Wiedersehens. Aber bald gewöhnten sie sich auch daran und konnten kein Ende finden, sich ihre Erlebnisse und ihre Gedanken mitzuteilen. Alle fühlten sich eng verbunden durch Sympathie und gemeinschaftliche Ziele und Ideen. Der politische Charakter ihrer „geheimen Gesellschaft" war erloschen, aber der Geist hoher Moralität und edler Bestrebungen, welcher deren Grundlage gebildet hatte, war geblieben, hielt sie aufrecht unter den schweren Prüfungen des Exils und gab ihrer Vereinigung, selbst in den Ketten und Gefängnissen Sibiriens, eine Würde, die im Verein mit der Freundschaft, die sie unauflöslich verband, ihnen trotz allen Leiden noch

die edelsten Freuden bereitete, die dem Menschen zuteil werden können.

Dreizehn Jahre hatten sie so noch zu verbringen, teils in Tschita, teils in den Bergwerken von Petrowsk, dann begnadigte sie der Kaiser Nikolaus so weit, daß sie sich als Kolonisten in Sibirien niederlassen durften. So wurden sie wenigstens dem Familienleben zurückgegeben und der würdevolle Einfluß ihres Charakters wurde in ganz Sibirien gefühlt. Ihre Nachkommen und die ähnlicher Verurteilter wie sie bilden jetzt einen großen Teil der Bevölkerung von Sibirien. Sie sind mit Grundsätzen der Freiheit und Tugend erzogen und scheinen für eine große, unabhängige, glückliche Zukunft bestimmt in einem Lande, dessen Schätze unermeßlich sind und das sich jetzt durch die Handelsstraße des Amur schnell dem Weltverkehr öffnet.

Es kann sein, daß diese Nachkommen jener zum Exil Verurteilten, weil sie die Freiheit geliebt und gefordert hatten, eines Tages die Zivilisatoren und Führer jener großen Erdhälfte werden, in der die Wiege unseres Geschlechts stand und von wo die Geschichte zuerst ihr strenges, sphinxähnliches Haupt erhob.

Es ist noch hinzuzufügen, daß die edle Frau, deren heroische Entsagung allem gleichkommt, was je heiliger Opfermut auf Erden vollbracht hat, die Fürstin Trubetzkaja (sie war die erste der Frauen, die ihrem Manne nach Sibirien folgte) den gesegneten Tag nicht sah, der den Überlebenden jener Verbannten durch die Amnestie, die der Kaiser Alexander II. erließ, die Freiheit, das Vaterland und die bürgerlichen Rechte zurückgab. Sie starb im Jahr 1854 in Irkutsk, zwei Jahre bevor die Amnestie proklamiert wurde. Diejenigen, die dieses Glückes noch teilhaftig wurden, fühlten, daß es nicht vollkommen sein konnte, weil sie es nicht teilte. Sie liegt im Nonnenkloster zu Irkutsk begraben. —

— — — — — — — — — — — — — — — —

In dem trefflichen, zu Anfang erwähnten Buch des Fürsten Krapotkin findet sich eine sehr interessante, anmutige

Schilderung eines Aufenthalts in Sibirien zu wissenschaftlichen Zwecken, noch ehe seine politisch-revolutionäre Laufbahn begann, wo er gerade von jener jungen Bevölkerung dort und den sibirischen Kosaken mit solcher Anerkennung spricht, daß man sieht, wie auch dort der Same aufging, den jene edlen Märtyrer durch Wort und Beispiel gesät.

*

Erinnerungen an Alexander Herzen

Vor dem Jahr 1848 gab es einen Teil von Europa, der dem westlichen Teil desselben noch ein beinahe verschlossenes Buch war und jede Kunde, die über dies, in fast sagenhafte Nebel gehüllte Ostreich herüber kam, wurde mit lebhaftem Interesse und voll Neugier aufgenommen. So ging es mit dem Buche des Marquis de Custine, eines vornehmen Franzosen, der Rußland bereist, sich aber meist nur in den höhern Gesellschaftskreisen aufgehalten hatte und daher besonders über das Leben der bevorzugten Klassen berichtete. Dann erschien das Buch des Freiherrn von Harthausen, das ein helleres Licht auf die Zustände warf, die den entwickelten Staatsformen des Westens längst fremd geworden waren, auf die primitive Einrichtung der ländlichen Gemeinden, die durch den gemeinschaftlichen Besitz des Bodens eine Garantie zu bieten schienen gegen das Proletariat, dessen furchtbares Anwachsen schon die Denkenden des Westens als ein notwendig zu lösendes Problem auf das ernsteste beschäftigte. Auch meine Gedanken waren damals schon ganz den sozialen Problemen zugewendet und ich war nicht wenig erfreut, als mir kurz vor meinem Weggehen von Hamburg, wo ich mich zurzeit aufhielt, ein soeben erschienenes Buch, „Vom anderen Ufer" betitelt, bekannt wurde, das ein neues, noch viel helleres Licht auf jene russischen Verhältnisse warf und zugleich eine Offenbarung des russischen Geistes war, die durch ihre kühne Offenheit, ihre geistvolle Kritik und ihre Idealität inmitten der Brutalität der sie umgebenden Welt überraschte und lebhaft anzog.

Den Namen des ungenannten Verfassers erfuhr man bald, da das Buch in deutscher Sprache (nicht als Übersetzung) bei Campe in Hamburg erschienen war. Es war Alexander Herzen aus Moskau, der eben Rußland verlassen hatte, als die revolutionären Bewegungen von 1848 und 1849 im westlichen Europa vor sich gingen, an denen er sich gleich

mit dem ganzen Ungestüm einer kühnen, feurigen, von den höchsten Idealen erfüllten Seele beteiligte.

Im Frühling des Jahres 1852 mußte auch ich wie so viele andere den Weg des Exils wandern, und wenige Monate nach meiner Ankunft in London kam auch Herzen dahin und ich machte seine Bekanntschaft. Ich habe an einem anderen Ort*) über den Eindruck gesprochen, den seine Persönlichkeit machte; ich füge hier hinzu, was Herr von Sperber in seinem kürzlich erschienenen Buch „Über die sozial-politischen Ideen A. Herzens" von dessen Persönlichkeit sagt: „Bei dem Vergleich zwischen Rittertum und Bourgeoisie kommt in Herzen das ihm im Blute liegende und durch allen Radikalismus späterer Jahre nie ganz unterdrückte aristokratische Element seiner Denkweise zum Ausdruck; wenn er sich auch geflissentlich von jedem Idealismus ohne realen Boden fern hielt, so achtete er doch das integre Streben nach dem Ideal bei andern, ganz abgesehen davon, daß ihm Begriffe von Ehre und persönlicher Würde zu eigen und dermaßen in Fleisch und Blut übergegangen waren, daß er sie als notwendige Attribute seiner selbst ansah." Dieses Element eines angeborenen Aristokratismus neben der kühnsten Freiheit des Denkens gab seiner Persönlichkeit den eigentümlichen Reiz, der keinem der übrigen politischen Flüchtlinge eigen war.

Herzen war der illegitime Sohn eines russischen Fürsten Jakowlew, eines ganz merkwürdigen Typus, den der Sohn in seinen Memoiren vortrefflich charakterisiert hat. Voltairianer in seinen Ansichten, skeptisch und sarkastisch, egoistisch und tyrannisch, liebte er dennoch die Frau, eine Deutsche, die ihm aus Liebe gefolgt war, konnte sich aber nicht entschließen, die Ehe legal zu machen, weil er Malteserritter war und diese Auszeichnung nicht aufgeben wollte. Doch genoß sie alle Ehren der Hausfrau, und ganz besonders ehrte er sie in dem Kind, dem Sohn, den er viel-

*) „Memoiren einer Idealistin".

leicht mit dem einzigen warmen Gefühl seines Herzens liebte, so daß er jeden Abend an das Bett des Kleinen ging, um zu sehen, ob er gut gebettet und bedeckt sei. Trotz dieser Liebe aber war er oft hart und tyrannisch auch gegen den Sohn, besonders aber gegen die Mutter, die, herzensgut aber schwach, viel von seinen Launen zu leiden hatte und, wie es die Art schwacher Naturen ist, nur in den kleinen Dingen Opposition machte, während sie in den großen Fragen vollständig unter seiner Autorität blieb. In den ewigen häuslichen Zwistigkeiten nahm die zahlreiche Dienerschaft stets Partei für die Mutter, die sehr beliebt war, während man den Vater eher haßte. In dieser traurigen Mitte wuchs der arme einsame Knabe auf und es konnte nicht fehlen, daß seine früh wache Intelligenz durch vieles, was er sah, betroffen wurde, ganz besonders aber durch eine Unterredung zwischen zwei Frauen, deren Aufsicht er anvertraut war, die auf die außergewöhnliche Stellung seiner Mutter und seiner selbst Bezug hatte. Dazu kam später eine andere Unterredung, zu deren Zeugen ihn der Zufall machte, zwischen seinem Vater und zwei von dessen Freunden, alten Generalen, die dringend rieten, den Sohn Militär werden zu lassen, indem sie sich für sein rasches Vorrücken verbürgten, weil dies die einzige Art sei, ihm eine Stellung in der Gesellschaft zu sichern. Der Vater hingegen bestand auf seiner Idee, den Sohn studieren zu lassen und ihm den Weg in die Diplomatie oder das höhere Beamtentum zu bahnen. Der Knabe entnahm diesem Gespräch die entschiedenste Abneigung gegen das Militärleben, während ihn früher die glänzenden Uniformen eher gelockt hatten, aber besonders setzte sich dadurch der Gedanke bei ihm fest, daß seine Stellung in der Welt eine außergewöhnliche, abnorme sei und daß er daher auf sich selbst, auf seine eignen Kräfte zu rechnen habe.

So wurde der Kämpfer in ihm geboren, der in seiner edlen Natur sich nicht zum Rächer eines persönlich an ihm begangenen Unrechts, sondern des an Tausenden immerfort neu verübten Unrechts heraus bildete. Durch so kleine Anlässe

gibt das Schicksal den Fingerzeig, welcher der angeborenen Natur den Weg zeigt, den sie zu gehen hat, anfänglich meist noch unbewußt, dann immer klarer, bis man zuletzt, im hohen Alter den ganzen Weg überschauend, mit wahrem Erstaunen wahrnimmt, wie alles zusammengetroffen ist, um uns zu dem zu machen, was wir unserem innerstenSeelenkern nach werden mußten. Sind wir es nicht geworden, dann haben wir uns selbst anzuklagen; denn unser Schicksal kommt von innen und unsere Tugend besteht darin, dies zu verstehen und danach zu handeln. Immer nur von außen alles erwarten und die Magnetnadel nicht erkennen, die nach dem rechten Pol zeigt, führt meist zu bitteren Enttäuschungen und ist die eigentliche Sünde gegen den heiligen Geist.

Herzen folgte dem inneren Wegweiser schon früh mit Bewußtsein. Noch fast im Knabenalter empfing er die geistige Taufe, die zur Weihe für die Religion seines ganzen Lebens wurde. Es war das die erschütternde Kunde von der Hinrichtung von fünf der bedeutendsten Männer Rußlands, deren Verbrechen darin bestand, die Führer einer geheimen Gesellschaft zu sein, die den Zweck hatte, das russische Volk vom Elend der Unwissenheit und Knechtschaft zu erlösen. Der Kaiser Nikolaus I. begann seine Regierung mit diesem gesetzlichen Mord. Der noch nicht zum Jüngling gereifte, aber schon in tiefster Seele von dem Schicksal dieser Märtyrer betroffene Knabe schwur, zusammen mit seinem gleichaltrigen Freunde Ogarew, beim Sonnenuntergang auf einem Hügel bei Moskau, die Gemordeten zu rächen. Was damals in noch halb kindischer Empörung durch die junge Seele blitzte, entzündete sich bei dem Jüngling zur hellen Flamme, als er in den Kreis der studierenden Jugend, an die Universität zu Moskau kam. Die russische Jugend nährte sich damals von der Begeisterung für die Ideale, die ihr aus dem westlichen Europa herüber zu leuchten schienen und das brennende Verlangen weckten, Rußland zu freierer Entwicklung zu führen.

Herzen wurde einer der eifrigsten und begeistertsten Ver-

treter dieser Ideen und wurde auch eines der ersten Opfer derselben, als die Regierung anfing, sie, obgleich sie bisher nur theoretisch geblieben waren, auf das strengste zu verfolgen. Sehr charakteristisch für die damaligen russischen Zustände ist die Erzählung in den Memoiren Herzens von den Vorgängen bei der Untersuchung und schließlichen Verurteilung, erst zu neun Monaten Gefängnis, dann zum Exil in Perm und danach in die kleine Provinzialstadt Wjatka an der sibirischen Grenze. Was er dort in der Nähe sah und miterlebte, bestärkte ihn nur in seinen Ideen und erhob sie zur festen Überzeugung durch die Erfahrung der Tatsachen.

In die düstere Öde dieses Aufenthalts fiel nur ein heller tröstender Strahl, das waren die Briefe seiner Kusine, Natalie Zacharina. Dieses junge siebzehnjährige Mädchen, ebenfalls in einer traurigen Mitte bei einer Tante, einer alten Fürstin Chowanskaja, erzogen, hatte schon längst in dem jungen Vetter Alexander ihr Ideal gefunden, während er sie noch wie ein Kind betrachtete. Erst als sein Verbannungsurteil ausgesprochen war und seine Mutter, begleitet von der jungen Kusine, kam, um Abschied von ihm zu nehmen, was auf dem kleinen Kirchhof bei dem Gefängnis, in dem er neun Monate verbracht hatte, geschah, erst da sah er plötzlich in dem kindlichen Mädchen die erblühende Jungfrau und erkannte, daß die schwesterliche Zuneigung, die er bisher in der jungen Verwandten gefunden zu haben glaubte und die er herzlich erwiderte, bereits zu jenem vergötternden Gefühl geworden war, das über das Leben des Menschen entscheidet. Von da an entspann sich eine eifrige Korrespondenz, die drei Jahre hindurch dauerte und in beider ödes Leben einen Glanz von Poesie, Liebe und Erhebung warf, wie keine Dichterphantasie ihn je schöner und reiner geschaffen hat.

Das junge Mädchen, umgeben von engherzigen, vorurteilsvollen alten Frauen, die jeden ihrer Schritte beobachteten, sie nie in Freiheit ließen und sie nur aus dem alten, düsteren fürstlichen Haus hinausführten, um sie in die Kirche zu begleiten, mußte diesen Briefwechsel geheim halten, denn

man hätte ihn ihr, obschon mit dem Verwandten, nicht erlaubt. Sie schrieb die Briefe nachts, wenn ihre Argusse im Schlaf lagen oder tags auf ihren Knien, in irgendeine Ecke gedrückt und immer ängstlich horchend, ob man sie nicht überrasche. In diese Briefe ergoß sich die Fülle und die Poesie ihres inneren Lebens, denn ihr äußeres armes Dasein bot ihr wenig Stoff zu schönen Mitteilungen; aber ihre Seele war so voll unerschöpflicher Harmonie, daß ihr auch die äußere Form ungelernt in anmutigster Weise zu Gebote stand.

„Du bist eine Dichterin, mein Engel," schreibt ihr Alexander einmal, „es ist die Liebe, die Dir diesen Gesang voll Wahrheit und Tiefe gelehrt hat, wie er sich in all Deinen Briefen findet." Man kann sich kaum denken, wenn man sie liest, daß sie in Eile, in einem Versteck, von einem jungen Mädchen geschrieben wurden, um deren Erziehung und Bildung sich niemand bekümmerte. „Zuweilen," sagt Alexander wieder, „wenn ich Deine Briefe zum zehnten, zum zwanzigsten Male gelesen habe und sie dann einmal vom literarischen Standpunkt aus betrachte, so könnte ich, ich gestehe es, wenn Du nicht mein wärst, auf ein solches poetisches Talent eifersüchtig werden; beinah jeder Brief ist ein Gedicht; das Gefühl entströmt Deiner Seele harmonisch wie von einer Harfe und Du weißt es selbst gar nicht, daß es ein Gesang ist, den Du ausströmst. Es ist Dir ebenso natürlich wie Deine Liebe zu mir."

Aber auch in Herzens Seele wurde dieser Briefwechsel ein entscheidender Lebensmoment; die begeisterte Liebe dieses reinen Mädchenherzens half ihm den Sieg erringen über die niedrigen Lockungen, denen in der brutalen Öde seines Exils ein feuriges Temperament wie das seine ausgesetzt war. Sie wurde seine vita nuova und seine Beatrice führte auch ihn den Höhen seiner Entwicklung zu. In diesen Briefen konzentrierte sich ihr beiderseitiges Leben mit allen inneren und äußeren Erlebnissen in unumschränkter Wahrhaftigkeit und es ist rührend zu sehen, mit welch edler

Demut sich die reiche, stolze, hochbegabte Natur Herzens vor der Hoheit dieser jungen Seele beugt, sich selbst anklagt und von ihr dann in triumphierender Liebe freigesprochen wird.

Wie eine Frühlingsblüte entkeimt dem Mädchenherzen in unschuldvoller Schönheit aus dem düsteren Lebenskreis, in den sie gebannt war, das Gefühl, das sie zuerst nur als Freundschaft, als unbedingte Hingabe an ein Ideal ansah. So schreibt sie einmal im Anfang der Korrespondenz in einer Nacht: „Alles schläft um mich her; ich bin allein mit meinen Gedanken, mit meinem Alexander. Sonst verursachte mir meine Lage tiefe Traurigkeit, sie schien mir furchtbar; jede Stunde wurde durch einen bitteren Gedanken vergiftet, nichts befriedigte mich völlig, mein Kinderherz fühlte die Qualen der Vereinsamung der Waise, selbst das Gebet war mir keine Arznei für meine kranke Seele; die Vorstellung von Gott blieb unvollkommen, der Glaube war tot — aber Du bist gekommen — — und nun habe ich gelernt, daß die Wünsche der Sterblichen keine Schranken haben, daß wir schon auf der Erde im Himmel leben können; habe gelernt, daß es einen Zustand für den Menschen gibt, in dem die Seele nur Hymnen des Dankes singt.

Adieu, es ist furchtbar kalt in meinem Zimmer, ich könnte mich in Sibirien glauben; die Eiskruste an meinem Fenster ist dicker wie die Hand, nur das Licht der Laternen, das unten über die Eisschollen streift und in allerlei Farben glitzert, erinnert mich, daß ich in Moskau bin. Ich bin ganz erfroren, adieu also; ich drücke Deine Hand, die Hand meines Bruders, o Gott, Dank Dir, meines Bruders! Deine Kusine Natascha."

Diesem vergötternden Gefühl gegenüber, das sich noch immer nicht Liebe zu nennen wagte, fühlte sich Herzen in edelster Offenheit gezwungen, sein gestörtes und getrübtes Selbstbewußtsein zu offenbaren und seine Selbstanklage vor diesem Tribunal der absoluten Reinheit und Unschuld zum Urteil niederzulegen. Schon mehrere Male hatte er von dem trostlosen Zustand, in den sein gegenwärtiges Leben seine Seele versetze, geschrieben und gesagt: „Seit langem ist meine

Seele nicht rein und klar gewesen. Nein, mein jetziges Leben ist schlecht, auf welche Weise immer ich versuche, mich darüber zu erheben, ich kann es nicht. Das Exil ist schlimmer als das Gefängnis. Die geräuschvollen Vergnügungen, mit denen ich zuweilen die Zeit zu töten suche, hinterlassen nur Leere und geistigen Nebel. Nicht ein sympathisches Wesen ist da — — ja doch: ein Wesen ist da, das mich versteht, ein Wesen voller Poesie, die Dame (Madame Mjedwjedewa), von der ich Dir einmal im Scherz gesprochen habe, aber sie ist gebrochen vom Schicksal und vielleicht noch unglücklicher als ich. Mit 15 Jahren hat man sie an einen korrumpierten, widerwärtigen Mann verheiratet, er lebt noch und ist ihr Tyrann. Schafft die Natur wirklich nur edle und großmütige Seelen, damit sie gequält werden? Nein, diese Qualen sind die Erfindung des Menschen, man muß niemand anderes darum anklagen."

In einem späteren Brief dann, als ihre begeisterte Empfindung jede seiner Selbstanklagen zurückweist und ihr unbegrenztes Vertrauen nur zwei Heiligtümer ihres Herzens anerkennt: Die Liebe zu Gott und die Liebe zu ihm — schreibt er: „Meine Freundin Natascha, in Deinem letzten Brief wirfst Du mir einen Mangel an Festigkeit vor, weil ich mir widersprochen hätte. Erinnerst Du Dich nicht, wie oft ich Dir wiederholt habe, daß Du meinen Charakter zu poetisch auffassest? Der Strahl einer fettigen Kerze leuchtet, von einem Diamanten zurückgeworfen. Deine Seele ist noch so himmlisch frisch, daß sie nur widerspiegelt, was es Lichtes in meiner Seele gibt; doch dieses Lichte ist ein irdisches Feuer mit sehr viel Glanz, aber Rauch, Ruß, Verfinsterungen sind auch davon unzertrennlich. Denke zuerst an mein Leben, an einen Charakter, der außerordentlich feurig ist und in dem sich der Trieb zum Schaffen mit tiefster Erregung des Gefühls vereinigt. Der erste Stoß, den ich empfing, wurde tödlich für mein Gefühlsleben*) und aus dessen Grab erwuchs

*) Es war dies die endliche Gewißheit, daß seine Mutter nicht gesetzlich verheiratet und er ein illegitimes Kind sei.

dann die kaustische Ironie, die mehr ärgert als lachen macht. Ich glaubte alles Gefühl durch dieses Lachen ersticken zu können, doch die Gefühle haben genommen, was ihnen gehört und haben sich verkündet durch die Liebe für eine Idee, für einen erhabenen Gedanken, für den Ruhm. Aber meine Seele war noch nicht ganz gereinigt. Die Liederlichkeit, auch wenn sie nicht ganz lasterhaft ist — das bin ich nie gewesen — erschöpft die Seele und läßt giftige Keime zurück, die fortwirken. Ein Ozean könnte darüber hinströmen, ohne den Flecken abzuwaschen. Der Abgrund ist unermeßlich und der Flecken ist auf dem Grund. Ich habe gesagt, daß ich niemals lasterhaft war, und das zwar, weil ich niemals kalt bei Vergehungen war. Kaltes Blut und schlaue Überlegung sind die Merkmale des Lasters. Bei mir war es Fortgerissenheit — Ungestüm — schon schlimm genug! Wehe der Seele, die sich durch niedrige Lockungen fortreißen läßt! Das Gift war genommen, aber das Schicksal hatte ein Gegengift bereitet und dies Gegengift war das Gefängnis. Es war eine herrliche Zeit für die Seele! Da war ich hoch und edel, da war ich ein Dichter und ein großer Mensch. Wie ich alle Tröstungen verachtete, wie standhaft ich alles ertrug und wie fest ich blieb in allen Prüfungen! — Das ist die beste Zeit meines bisherigen Lebens gewesen. Für meine Eltern, für meine Freunde war sie bitter; aber ich war glücklich. Dem Gefängnis ist das Exil gefolgt. Höre meine Beichte bis zuletzt, ich sage Dir alles, ich entschleiere Dir alles. In Perm hatte ich nicht die Zeit, mich zu orientieren*), aber hier, zurückgekehrt in das gewöhnliche Leben, umgeben von lächerlichen und niedrigen Nichtigkeiten und kleinlichen Ärgernissen, ist meine Seele wieder von ihrer Höhe gefallen und mit dem Bedürfnis, aus diesem ‚far niente‘ herauszukommen, sind die sinnlichen Genüsse und damit die Vergehungen wieder herrschend geworden. So habe ich einige Monate verbracht — es ist abscheulich! — — Zuweilen, wenn ich Deine Briefe

*) Er blieb nur kurze Zeit in Perm, wurde dann nach Wjatka geschickt.

erhielt, kochte mein Blut; ich schämte mich; ich zerbiß mir die Lippen; ich schaute in diese Lichtwelt, aus der ich geschieden war und — ich schwöre es Dir — zu der ich nicht die Kraft hatte, mich wieder zu erheben. Nur Deine Stimme konnte mich erwecken; sie allein kam aus jener Welt, in der meine Seele geblüht hatte; ich liebte Dich immer mehr und der Augenblick unseres Abschieds*) tauchte täglich vor mir auf wie ein Traum. Ich arbeitete nichts und auch jetzt tue ich nichts, denn meine dienstlichen Beschäftigungen rauben mir einen Abgrund von Zeit**). Ich gewöhnte mich an das alberne Leben der Salons und der Provinzler; ich gestehe es offen, es gefiel mir, die erste Rolle in der Gesellschaft zu spielen und ich vergaß, daß es die Gesellschaft von Wjatka war. Endlich aber wurde meine Seele matt; sie ermüdete; sie war so tief gefallen, aber sie hätte emporspringen mögen, als sie all die Leere, die abscheuliche Leere, nur voll von Ansteckung, von verpestetem Atem, von künstlichen Leidenschaften erkannte — und da — durchleuchtete plötzlich all diesen Nebel ein Blitz und vor seinem Licht zerfloß der Nebel, der Tag kam noch nicht, aber der Nebel war zerteilt. Und dies Feuerwort war — die Liebe. Zuerst wollte ich den Gedanken oder dies prophetische Gefühl zurückweisen, ich fürchtete es und da schrieb ich Dir, daß ich nicht lieben darf, daß ich diese Empfindung fürchte. Aber die Stimme in meiner Brust war zu stark. Nun erkalteten für mich die Umarmungen, die heute dem einen gelten und morgen dem andern; Ekel überkam mich vor dem Kuß von Lippen, die noch nicht trocken sind von den Küssen von gestern. Ich bedurfte eine Seele und nicht einen Körper. Die Idee der Liebe ist das Höchste, welches alles Unreine ausschließt; es ist eine heilige Idee, denn auch die christliche Idee ist die Liebe, ja das wahre Christentum ist nichts anderes als die Liebe.

---

*) Auf dem Kirchhof bei dem Gefängnis in Moskau.

**) Er mußte täglich in der Kanzlei der Regierung von 9 Uhr morgens bis 2 Uhr und nachmittags von 5 bis 8 Uhr arbeiten.

Du sagst: ‚vollende, was Du angefangen hast‘. Nein, ich bin nicht ganz verloren, ich verzweifle nicht an der Zukunft. Adieu!

Dein Cousin Alexander."

Darauf schreibt Natalie nach Mitternacht:

„Hurra: Ich habe Deinen Brief! Ich ermüde schnell, wenn ich vergebens einen Brief von Dir erwarte; meine Seele wird krank, melancholisch; alles langweilt mich, das Leben wird unerträglich. Diesen Morgen hörte ich, daß Ern*) angekommen sei; die paar Stunden, bis ich ihn sah, schienen mir eine Ewigkeit; ich war außer mir vor Ungeduld, endlich — Gott sei Dank! — — Mein Freund! Du gibst mir zu viel und Du nimmst mir viel! Wenn ich wirklich so bin, wie Du es sagst, wie muß ich dann den ansehen, der mich so gemacht hat, den, der mein ganzes Leben hindurch mein einziger Stern war, mein einziger Retter? Ohne Dich wäre ich immer und ewig in Nichtigkeit, in Finsternissen verloren geblieben; welche Stimme, wenn nicht die Deine, hätte mich hervorgerufen aus dieser Nichtigkeit, aus diesem Dunkel? Und wer muß mein Schutzengel sein, wenn nicht Du? Du bist mir von Gott gesandt, Du bist seine Vorsehung für mich; Alexander, mein Freund, mein Retter! Nein, Du bist nicht das Licht einer fettigen Kerze, sondern eine Sonne und diese Sonne glänzt und spiegelt sich in meiner Seele wie in dem reinen Wasser eines klaren Baches. Oh, schau Dich an in diesem Bach, wie Du schön bist, wie Du wunderbar bist in seinem Spiegel! Und diese Sonne geht nicht unter, dieser Bach kennt keine Nacht, kennt nicht den Mond, nicht die Sterne, er kennt nur allein die Sonne, sieht nur die Sonne und fließt seine klaren Wellen fort, in denen sich nur die Sonne spiegelt. Ich kenne die Liebe nicht, ich kann nicht lieben, denn meine Seele ist erfüllt von Dir allein; es ist kein

*) Ein junger Angestellter beim Gouverneur von Wjatka, welcher Herzen adorierte.

Platz für ein anderes Wesen, für ein anderes Gefühl als für die Freundschaft für Dich. Ich wollte Dir keinen Vorwurf machen, Dich nur erinnern, nicht zu nehmen, was einem anderen gehört. Was ist Liebe? Ist sie denn etwas Höheres als die Zuneigung, die ich für Dich empfinde? Kann das Ideal der Liebe schöner sein? Bleibt mir noch ein Gedanke, der nicht Dir gehört, kann ich noch mehr lieben? Nein, nein, nein! Selbst wenn das Schicksal will, daß ich mein ganzes Leben fern von Dir bleibe, so wird meine Seele mit derselben Empfindung, die sie jetzt erfüllt, zum Himmel eingehen und weder Trennung, noch Zeit und Verhältnisse können sie erschüttern. Vielleicht sogar wird ihr Gesang von dort aus zu Dir dringen, der Gesang, mit dem sie Dich im Himmel feiern wird. Doch genug; liebst Du mich denn nicht genug, um Vertrauen in mich zu haben? Möge Deine Seele in meiner Seele das lesen, was mir nicht gelingt, zu schreiben.

Du sagst, mein Freund, daß ich blind, daß ich parteiisch für Dich bin und daher nur sehe, was Gutes in Dir ist — nein, ich sehe Dich, glaube ich, ganz wie Du bist und ich bewundre und liebe Dich. Aber hör, sag was du willst, Du hast die Macht nicht, den Glanz dessen zu verdunkeln, den ich in dem Tempel meiner Seele verehre, mich von dem zu trennen, von dem weder der Tod noch der Himmel mich scheiden können. Du kannst die Klänge in meiner Seele schweigen, Du kannst mich verschwinden machen, ich werde in allem gehorchen; aber Du kannst die Gefühle und Gedanken meiner Seele nicht entreißen; sie sind Dir geweiht, sind erfüllt von Dir, sind das eigentliche Wesen meiner Seele.

Also, das Gefühl der Liebe erschreckt Dich nicht mehr, es ist Deiner Seele genaht, es kann Dich nicht verderben. Liebe, liebe, segle auf dem Meer der Liebe; es ist stürmisch, dunkel, furchtbar erregt, seine Wellen werden Dein Fahrzeug vielleicht dem Himmel zutragen! — — Aber komm zuweilen, einen Blick auf die reinen, ruhigen Wasser des Baches zu werfen; in seinem Spiegel siehst Du den Himmel; siehst Du Dich selbst; komm, Dich an seinem Ufer auszuruhen; lausche auf sein

Geflüster; Du wirst eine bekannte vertraute Stimme darin erkennen, die Stimme Deiner Freundin,

Deiner Natascha."

Herzen hatte einen Stiefbruder, älter als er, den Sohn einer Leibeigenen, einen guten, aber kränklichen Menschen, der einzige der Familie, der öfter in das Haus der alten Prinzeß Chowanskaja kam und sich dann mit der jungen Kusine beschäftigte. Eines Tages aber hatte er ihr gesagt, daß er sie liebe und sie gefragt, ob sie seine Frau werden wolle. Sie war tief bestürzt von diesem entscheidenden Wort, denn sie hatte die Natur seiner Gefühle für sie wohl geahnt, aber jede Äußerung derselben als Scherz behandelt, da sie ihn nicht kalt wie andere, die ihr genaht, abweisen wollte, denn sie war ihm von Herzen gut und hatte inniges Mitleid mit ihm, der in vieler Hinsicht ein unglücklicher Mensch war. Ihn zu heiraten aber war ihr ein entsetzlicher Gedanke und sie sagte entschieden nein, obgleich ihre Aussicht in die Zukunft als mittellose Waise, ohne Schutz und Anhalt, keineswegs eine heitere war und obgleich der Gedanke, ihn noch unglücklicher zu machen als er ohnehin war, sie tief schmerzte.

Alles dies schreibt sie dem fernen Freund und er antwortet aus Wjatka: „Natalie! In Deinem Brief vom 2. Dezember ist ein Satz, den Gott selbst Dir diktiert hat*). Diesen Satz, in dem Du mir volltönend und sonnenhell sagst, was Du für mich bist und was ich Dir bin und den ich schon hundertmal wieder las, habe ich mit Tränen in den Augen geküßt: ‚Was gäbe ich nicht, um Dich zu sehen! Aber was kann ich geben? Ich habe nur Dich!' Ja, meine Freundin, ich bin Dein; ja, Du hast mich verstanden; jetzt erkläre ich mir, warum jener Brief Dich nicht erschreckt hat. Du hast Dein Schicksal in meine Hände gelegt und ich habe mich Dir gegeben. Nichts kann uns mehr trennen. ‚Fürchte nichts, ich werde verschwinden, wenn es Dir nötig ist.' Warum aber hast Du

*) Es ist ihre Antwort auf den Brief seiner Selbstanklage gemeint.

das geschrieben? In diesen Worten versteckt sich ein kalter Gedanke, aber vielleicht irre ich mich — was für Dinge gehen uns nicht zuweilen durch den Kopf?

Was Dir mit meinem Bruder begegnet ist, hat mich tief erschüttert! Ja, es ist schrecklich, einen Unglücklichen noch unglücklicher machen zu müssen! Daß Du dabei nicht kalt warst, glaube ich, ich würde aufhören Dich zu lieben, wenn Du es gewesen wärst. Die Fatalität ist eine furchtbare Sache; wenn sie jemand verfolgt, so verfolgt sie ihn bis an das Ende. Bemühe Dich, auf alle Weise seine Leidenschaft zu beruhigen, aber erinnere Dich, daß jedes kalte Wort ein Messer in das Herz stößt. Ich denke mich an seine Stelle — nein, ich kann es mir nicht denken, denn ich kann Dich mir nicht vorstellen ohne Deine Liebe für mich. Diese Nachricht hat mich traurig gemacht, um so mehr, als ich sie gar nicht erwartete.

Ich habe Dich verstanden in dem Gefängnis von Kroutitzi, ‚als Du schwiegst', sagst Du — ja, ich habe damals viel verstanden.

Meine Melancholie, die Du bemerkt hast, vergeht. Ich habe jetzt einen Mann in meiner Nähe, der jeden Enthusiasmus versteht, das ist der unglückliche Dichter Witberg. Ich kann nicht ganz allein leben, er ist mir wie ein vom Himmel Gesandter erschienen. So versteht das Schicksal die Wunden, die es schlägt, zu heilen. Wie er seine Frau liebt und mit welcher Begeisterung er von ihr spricht! Warum sprichst Du mit solcher Verachtung von der Heirat? Die Freundschaft scheint Dir zu genügen, aber was Du, mein Engel, unter dem Wort verstehst, ist gar nicht Freundschaft, sonst wären die Worte nicht aus Deiner Seele gekommen: ‚Ich habe meine Seele vergeben und kann ich sie teilen?' Dann könntest Du sie teilen. — — — — — Du wirst mein Bild haben; Witberg wird es für meinen Vater machen (bemerke, daß es ein großer Mann ist, der das erste Bild von mir macht) *), aber ich habe schon eine gute Kopie für Dich verlangt. Möge es

*) Witberg war Architekt, Maler und Dichter, ein bedeutender Künstler.

Dich trösten in der Trennung; unsere Trennung wird lang sein, Natascha, sie wird nicht mit Wjatka enden. Aber endlich, wenn alles vorüber ist, wenn die Jahre des Nomadenlebens vorüber sind, wenn der Weg zu Ende ist, den ich gehen kann, dann werde ich mein Haupt an Deine Brust legen, dann werde ich Dir sagen, daß es ein vollkommenes Glück gibt, dann — dann — aber es ist noch fern — fern, mein Engel!

Leb wohl! Dein Alexander."

Auf einen anderen der von Liebe und Poesie erfüllten Briefe Nataschas antwortete der Verbannte wieder: „Ich bin überwältigt von Glück, meine schwache irdische Brust kann die Seligkeit, das Paradies, das Du mir schenkst, kaum tragen. Wir haben uns verstanden, es ist nicht Freundschaft, die uns vereint, es ist Liebe! Ich liebe Dich, Natalie, ich liebe Dich unaussprechlich, so viel, so stark wie meine Seele lieben kann. Du hast mein Ideal verwirklicht; Du hast den Forderungen meiner Seele entsprochen. Wir konnten nicht uns nicht lieben. Ja, unsere Seelen sind verlobt und unsere Geschicke werden sich auch vereinen. Hier ist meine Hand, sie gehört Dir; hier ist mein Schwur, weder Zeit noch Verhältnisse können ihn brechen. In traurigen Stunden dachte ich, daß alle meine Wünsche unerfüllbar seien; wo sollte ich das Wesen finden, nach dem meine Seele sich sehnte? Solche Wesen sind die Schöpfung der Dichter und finden sich nicht unter Menschen. Und siehe da — ganz nah bei mir ist ein Wesen erblüht, ohne Übertreibung viel vollkommener als mein Traum und dieses Wesen liebt mich und dieses Wesen bist Du, mein Engel. Wenn alle meine Wünsche sich erfüllen sollen, wo nähme ich ein Dankgebet zu Gott her, das würdig genug wäre?"

Darauf schreibt Natalie: „Als Du mir gesagt hast, Alexander, daß Du mir gehörst, habe ich gefühlt, daß meine Seele rein und erhaben ist, ja, daß mein ganzes Wesen schön sein muß. Mein Freund, ich war glücklich, Dich zu bewundern,

zu lieben; ich wurde edler, wohltätiger durch den Wunsch, mich Deinem Ideal zu nähern, es schien mir so hoch wie ein himmlischer Stern. Ich lebte nur durch Dich, ich atmete durch Deine Freundschaft und die Welt schien mir nur schön durch Dich. Ich fühlte mich als Deine Schwester und ich dankte dem Himmel dafür, ich suchte, was ich noch wünschen könnte und wahrhaftig, ich fand nichts; so erfüllt war meine Seele, so genügte mir Deine Freundschaft. Aber Gott hat mir noch einen anderen Himmel öffnen wollen, hat mir zeigen wollen, daß die Seele noch mehr Glück fassen kann, daß für die, welche lieben, das Glück keine Grenzen hat, daß die Liebe noch höher ist als die Freundschaft — — — — O, mein Alexander, Du kennst dies Paradies der Seele, Du hast seinen Gesang gehört, Du hast ihn selbst gesungen; aber ein Licht erleuchtet meine Seele zum ersten Male; ich verehre, ich bete, ich liebe.

Mein Freund, ich möchte ein Engel werden, um Deiner vollkommen würdig zu sein; ich möchte, daß in der Brust, auf die Du Dein Haupt legen wirst, ein ganzer Himmel wäre, in dem Dir nichts fehlte und daß sie reich wäre durch die Liebe, durch Dich allein. Und mit dieser Liebe, welches Vertrauen in Dich! Aber kann man lieben ohne Vertrauen? Nein, mein Freund, Dein Ideal ist zu hoch, suche es dort — dort — näher bei Gott, auf dieser Erde existiert es nicht. Du kannst ein Ideal sein für viele, aber das Deine zu sein — — Ich werde oft traurig, wenn ich mich selbst beobachte und meine Nichtigkeit vor Dir erkenne, mein Alexander. Meine Brust ist zu eng, um alles zu enthalten, was Du wünschest, vielleicht ist meine Seele auch noch zu weit von der Deinen, um sich mit ihr in eins zu verschmelzen? Nein, mein unvergleichlicher Freund, so wie ich bin wirst Du viele finden; neige Dein Haupt nicht auf eine schwache Brust, die nicht stark genug ist, so viel Schönheit, so viel Heiligkeit zu tragen. Ich bin traurig geworden. Leb wohl!"

Später: „Verzeih mir diese traurigen Gedanken, mein Freund. Die Trennung, die Entfernung, alles das verwirrt

zuweilen meine Seele und bedeckt sie mit Wolken. Wenn ich noch weit unter Deinem Ideal bin, noch sehr fern davon, so wird mich die Liebe für Dich ihm nähern. Ich fühle, daß ich schon sehr verändert bin, daß ich besser werde — aber wie schön muß die Seele sein, die Dich zu verstehen und zu lieben weiß.

„Mit welcher Ekstase gehe ich jetzt in den Tempel Gottes! Mit welcher Ekstase bete ich! Ich weiß, für wen ich flehe; ich weiß, für wen ich bete. Und wie ich alle Menschen liebe und wie ich wünsche, daß sie mich lieben mögen! Liebt, liebt die Schwester, die Freundin Alexanders! Liebt die, auf deren Brust sein Haupt ruhen wird.

Heute ist der Namenstag Deiner Mutter; ich gratuliere Dir, mein Freund. Wie ich gewünscht hätte, diesen Tag mit ihr zu verbringen, aber es ist unmöglich! Wenn ich sie öfters sehen könnte, würde unsere Trennung weniger schrecklich für mich sein, aber auch dessen bin ich beraubt*). Alles verfolgt mich auf der Erde; wenn es aber Gottes Wille ist, so möge diese Trennung noch länger dauern; doch ich will nicht zweifeln, ich will Glauben haben, daß die Zeit kommt, daß die Tage kommen, wo ich mit Dir sein werde und dann kann nur der Tod mich von meinem Freund trennen.

Vielleicht wirst Du denken, ich sei eine Träumerin; aber, sag, mein Freund, kann ich von den Träumen und Gedanken lassen, von denen Du unzertrennlich bist? Oft, wenn die Menschen sich nicht zu sehr um mich drängen, verschwindet mir alles auf der Erde, alles, was lebt, und nur Du, von dem ich mich nie trennen kann, bleibst bei mir. Die Augenblicke sind schön! Wir sind dann so nah bei Gott, alles ist so erfüllt von unserer Liebe, daß es in solchen Augenblicken scheint, als wenn selbst der Himmel uns beneidete; Gott selbst segnet unsere Liebe, das ganze Universum feiert sie, als wenn alles nur Liebe wäre. Lichtvoll ist mein Leben, Alexander, und noch lichtvoller meine Seele.

*) Die Prinzeß Chowanskaja verbot ihr, Herzens Mutter, die sie nicht liebte, zu sehen.

Wenn ich mit Dir sein werde, dann wird dieses Licht in Dir verschwinden wie ein Stern im Glanz der Sonne."

„Wjatka, 22. Januar 1836.

Natascha, Du kannst Dir nicht vorstellen, was meine Seele in diesen Tagen gelitten hat. Nachdem ich durch Ern (den schon genannten jungen Beamten, der zwischen Wjatka und Moskau zu reisen hatte und Natalie immer in Moskau sah) Deine Briefe empfangen hatte, war ich wie neu belebt, atmete freier, sah alles klarer, mit einem Wort, war wie neu geboren. Da, inmitten der reizendsten Träume, wenn alle Gefühle so wie die Luft der Berge durch ihre Reinheit fast bedrücken, — erfahre ich den Tod Mjedwjedews, von dessen Frau ich Dir gesprochen habe. Witberg und ich eilten hin zu ihr. Furchtbar! Er hat nichts hinterlassen als seinen Leichnam und das Elend mit all seinen Schrecken! Sie lag in tiefer Ohnmacht. Wir blieben da, gaben Befehle, ordneten an, aber denke Dir: Ihre Ohnmacht hat zwei und einen halben Tag gedauert. Und dabei sah man die Folgen der gesellschaftlichen Organisation und der hohen Entwicklung, welche die Menschen sich einbilden, erreicht zu haben! Sie lag da, verlassen, allein; nicht eine Dame, nicht eine Hand ausgestreckt, um ihr zu helfen. In diesen Augenblicken hat sich mir der Egoismus der Menschen in all seiner kalten Verworfenheit so stark gezeigt, daß ich alle verabscheute. Endlich habe ich einige durch Beschämung und Vorwürfe genötigt zu kommen. Während zwei Nächten ist Witberg nicht von der Unglücklichen gewichen. Jetzt ist sie wieder zu sich gekommen, aber für welche Zukunft? Für eine dunkle, tränenvolle Reihe von Unglück und Sorgen. In ihrem ganzen Leben hat sie das Wort Glück nicht gekannt. Sehr schön und gebildet, wurde sie von ihrem Vater in die Arme eines Spielers geworfen, er hat alles verspielt. Sie ist eine Blume, die gebrochen ist, nicht um eine junge Brust zu schmücken, sondern um auf einem Grabe zu verwelken. Und drei Kinder — ist es nicht schreck-

lich? Ich habe an Jegor Iwanowitsch*) geschrieben, daß er mir 1000 Rubel leihen soll, die will ich ihr zukommen lassen. Nur sprich, bitte, nicht davon, denn ich habe nicht gesagt, wofür ich dies Geld brauche; sie mögen denken, es sei für irgendeine Dummheit. Sag es überhaupt niemand, es muß ein Geheimnis bleiben. Ist es nicht schrecklich für sie, für eine edle, hohe Seele, Almosen zu empfangen? Ach, in der Stille und dem Nebel des häuslichen Lebens gibt es schrecklichere Leiden als das Gefängnis Kroutitzi und die Ketten. Diese zehren mit Lärm, die andern still, und ohne daß man es merkt, am Herzen wie ein Wurm und vergiften das Leben für immer.

Und es waren Leute da, die lachten sogar über ihr Unglück und über meine Teilnahme. Das sind aber keine Menschen! Andere haben gesagt, sie stelle sich nur so unglücklich; doch sie sind es, die sich stellen, als ob sie Menschen wären, während sie doch nur wilde Tiere sind.

Dagegen mit welcher Freude habe ich Witberg, diesen ausgezeichneten Mann, und dann auch noch Ern und Fräulein Pauline gesehen, die, Heim, Schlaf und Nahrung vergessend, für alles dort gesorgt haben! Ihr Lohn ist in ihrer Seele und dort vielleicht werden sie noch anderen Lohn haben. Aber hier nicht, hier spottet man über sie. Doch auch ich verstehe es zu spotten und in meiner Ironie ist Gift.

Leb wohl, mein Engel, Dein liebenswürdiges Bild hat mich getröstet in diesen trüben Stunden; der Gedanke an Dich hat mich aufgerichtet und gestärkt."

In einem späteren Brief schreibt Natalie:

„Meine Studien zerstreuen mich nicht mehr wie sonst; die Bücher sind mir kein Trost mehr; jetzt kann ich die Beschreibungen der Gefühle, der Liebe nicht mehr mit Eifer lesen — alles ist elend, ist niedrig im Vergleich mit dem, was in meiner Seele ist. Nur ein einziger Wunsch, ein einziges Streben ist noch ebenso glühend in mir wie sonst und scheint

*) Herzens Stiefbruder.

sich da festgewurzelt zu haben von dem ersten Blick an, den ich auf die Welt warf, nämlich: alles zu umfassen, alles zu erreichen, die Wahrheit von Angesicht zu Angesicht zu schauen, alles zu kennen, was unter dem Himmel ist. Dieser Wunsch hat sich mit meiner Liebe für Dich verstärkt, ohne diese wäre er erloschen, verschwunden. Aber ich wünsche, ich wünsche, ich strebe, ich strebe — und komme keinen Schritt vorwärts. Alles Nachdenken, alles Forschen, alle Bemühungen entfliegen wie die Schwalben bei dem einzigen Gedanken: Er liebt mich! Danach, was noch wünschen, was noch suchen, was noch lernen? Wissend, daß Du mich liebst, weiß ich alles; im Besitz Deines Herzens, besitze ich alles. Mein Freund, meine Seele, mein alles, wann endlich werde ich Dich wiedersehen, werde ich Deine Stimme hören und Deine Liebe selbst in Deinen Augen lesen, wann werde ich darin den Widerschein meiner Liebe sehen?

Heute ist der 10. April! Ein Jahr ist um! Es ist traurig zu sagen: Ein Jahr der Trennung*)!

Geheiligter Tag! Geheiligte Stunden meines Lebens! Damals las ich in einem Deiner Blicke mein Schicksal, meine Zukunft, mein Glück. Du nahmst meine Hand und ich zitterte unwillkürlich und erschrak dann, als Du sie wieder fahren ließest, aber Dein Haupt an meine Schulter lehntest, wie um Dich auszuruhen von dem Vergangenen und Dich zu stärken für das Zukünftige; da sahen wir uns an und in diesen Blicken erschauten wir, uns unbewußt, unsere Herzen bis auf den Grund; unsere Seelen sprachen, liebten sich und Gott vereinte uns in dem Augenblick für immer."

„7. April 1836, Wjatka.

Ich bin traurig heute, Natascha, und deshalb schreibe ich Dir. Unsere Trennung ist zu peinvoll. Ich versuche alles umsonst, erfinde Beschäftigungen und Zerstreuungen, aber es gibt kein wirkliches, völliges Vergnügen ohne Dich. In-

*) Den 9. April 1835 hatte Natalie ihren Vetter im Gefängnis Kroutitzi gesehen und am 10. April war er nach Perm abgereist.

mitten des Lärms, der Ausgelassenheit, der fröhlichen Gesichter steigt plötzlich ein dunkler Gedanke aus dem Grund des Glases, das man in der Hand hält, auf; das Lächeln erstirbt auf den Lippen und das düstere Gefühl der Trennung legt sich beängstigend auf das Herz. Meine Seele verwelkt ohne Dich; wenn noch so viel Schlechtes in mir ist, so ist es, weil Du nicht bei mir bist; die Berührung mit einem Engel reinigt den Menschen. Deine Briefe haben mich erweckt; ich suchte die Mittel, mich selbst zu vergessen, und fiel; Deine Liebe allein kann mich über die gemeine Menschheit erheben. Du hast geweint, als ich schrieb, daß die Liebe der moralische Anfang meines Daseins würde; ich sehe die Wahrheit dieser Worte unaufhörlich bestätigt. So bald mir etwas Gewöhnliches, etwas Niedriges in den Sinn kommt, erhellt der Gedanke an Deine Liebe meine Seele und vor diesem Licht verschwinden alsbald alle dunklen und niedrigen Dinge. O, Natascha, glaub mir, es ist die Vorsehung, die Dich mir gesandt hat. Meine heftigen Leidenschaften, durch wen konnten sie zurückgehalten werden? Durch die Liebe einer Frau? Nein, ich habe es erfahren — nur durch die Liebe eines Engels, eines himmlischen Wesens. Deine Liebe allein kann mich leiten."

„Am 10. April.

Gestern, mein Engel, hast Du den ganzen Tag an mich gedacht, das weiß ich, und ich habe auch an Dich gedacht. Obgleich getrennt, waren wir doch vereint. Es ist ein großer Tag, wie Du sagst; Gott selbst hat uns an ihm vereint. Neun Monate Gefängnis, ein Jahr des Exils sind vergessen um dieser einen Stunde willen. Gestern habe ich zwei Briefe von Dir erhalten, von denen der eine mich sehr unzufrieden macht. Was hast Du, Natascha? Woher kommt dieser peinliche, bittere Ton in Deine Seele, in der nur die Liebe allein herrschen sollte? Es ist nicht die Trennung, die Traurigkeit darüber verstehe ich; ich selbst, ein Baum, seinem heimischen Boden, seinem Himmel entrissen, bin traurig,

aber da ist noch etwas anderes: ‚Erinnere Dich nur, Alexander, daß bei Deiner Natascha außer der Liebe durchaus nichts anderes ist‘. Das ist ja gerade, was meine Seele wünschte, weshalb denn so etwas sagen? Du hast entweder nicht nachgedacht, indem Du das schriebst, oder Du vergaßest, daß Du an Alexander schriebst. Gerade daran sehe ich, daß außer der Liebe auch noch Vorurteile da sind. Indem Du dies: ‚erinnere Dich‘ schriebst und noch dazu unterstrichst, scheint es fast, als wolltest Du Bedingungen stellen, unter denen Du mein sein willst; Natascha, Du bist eine hohe Natur, ein Engel, verwirf solche Dummheiten; ich kenne Dich; nicht ich habe Dich gewählt, Gott hat Dich für mich gewählt. Erinnere auch Du Dich, daß die, welche er für mich wählte und welche schon das Ideal, das meine Phantasie sich geschaffen hatte, übertroffen hat, höher sein muß als gewöhnliche Wesen. Ein Kuß der Liebe soll uns versöhnen. Ich verstehe, daß sich zuweilen ein Augenblick der Trauer in die Seele schleicht und daß sie dann traurige Klänge gibt wie die zerrissenen Saiten einer Harfe.

Sieh, was wir jetzt tun müssen. Ich bin doch fast in offenem Krieg mit der Fürstin*), ich muß mich mit ihr versöhnen. Wie könnten wir uns sonst sehen? Könnte man nicht machen, daß sie mir schriebe, wenn es auch nur ein Wort wäre in einem Brief an meinen Vater? Dann schrieb ich ihr und wir würden versöhnt. Du wiederholst meine Worte, daß die Liebe meine Zukunft verderben würde; ich bin jetzt anderer Meinung; ich wollte damals die Idee der Liebe mit aller Macht verbannen und deshalb schrieb ich das. Ich habe Dich auch nicht gesucht, aber die Vorsehung hat Dich mir gegeben. Sei überzeugt, daß sie es gut mit uns meint. Nein, die Liebe kann die Zukunft nicht verderben. Und wer

---

*) Die Fürstin Chowanskaja, bei der Natalie war, liebte Herzen nicht wegen seiner Offenheit und seines Widerwillens gegen alle Schmeichelei. Seine Gefangennahme beleidigte sie noch mehr und sie nannte ihn nun nur noch: „der unglückliche Sohn meines Bruders Iwan“.

darf sich auch eine besonders hohe Zukunft versprechen? Auch darin muß man es der Vorsehung anheimstellen.

Dein für immer! A. Herzen."

Endlich sei noch ein besonders charakteristischer Brief Herzens aus jener Zeit angeführt, in dem sich seine edle Seele, die aus jeder Verirrung siegreich hervorgeht, in schöner Offenheit, welche ein Hauptzug seiner Natur war, enthüllt.

„Wjatka, Ende April 1836.

Es ist schon lange her, teure Freundin, daß ich keinen Brief von Dir habe. Gebe Gott, daß die Post mir heute etwas bringt, wären es auch nur einige Worte. Natascha, Du weißt es ja selbst, welche Freude es ist, Briefe zu empfangen und welche Qual, umsonst welche zu erwarten. Glücklicherweise hat mein frivoles Leben nun ein Ende genommen; ich arbeite wieder, nicht ganz so viel wie früher, aber mit wahrem Nutzen. Man muß sich von den Menschen und der realen Welt nicht entfernen, das ist nur ein altes deutsches Vorurteil, denn es ist in der realen Welt, daß das Leben seinen vollen Inhalt erreicht, der sich nicht in der Studierstube findet und aus dem man viel lernt. Aber wehe dem, der seine Seele in die Leere der Welt dahingibt und die andere höhere Seite derselben vergißt. Als ich hier ankam, war ich niedergeschlagen, krank, traurig und deshalb suchte ich Trost in dem falschen Lärm. Das konnte aber nicht lange dauern. Du hast noch meine Rückkehr zum Ideal beschleunigt und dies Jahr ist kein ganz verlornes in meinem Leben. Es ist reich an Erfahrungen, an Gefühlen und besonders an Liebe für Dich, mein Engel. Jetzt habe ich den Plan eines sehr wichtigen Artikels in Gedanken, für dessen volle Entwicklung man vielleicht einen ganzen Roman schreiben muß, der das Thema, von dem ich Dir im vorigen Briefe sprach und dabei vieles aus meinem eignen Leben enthalten wird. Ich will entschieden in jeder meiner Kompositionen einen Teil

meines Seelenlebens aussprechen, ihre Zusammenstellung nachher wird vielleicht eine hieroglyphische Biographie von mir; es ist einerlei — ob die Eindrücke, durch die ich durchgegangen bin, in einzelnen Novellen wiedergegeben werden, wo alles reine Erfindung ist, wenn nur der Grund wahr ist.

Jetzt bin ich sehr mit einer religiösen Idee beschäftigt: dem Fall Luzifers; eine kolossale Allegorie; ich bin dabei zu wichtigen Resultaten gekommen. Aber das ist noch im Werden.

Nun naht der Mai; es ist ein Jahr, daß ich hier bin, aber noch ist keine wirklich feste Hoffnung auf Rückkehr da. Gott, wie die Menschen uns hart behandeln! Im Lauf von beinah zwei Jahren haben sie uns eine einzige Zusammenkunft von einigen Minuten und einen einzigen Kuß gegönnt und das war ein Abschiedskuß! Ach, und wir sind uns so nötig einer dem andern! Das Schlimmste ist, daß noch gar keine bestimmte Hoffnung ist, niemand will sich direkt für einen Exilierten verwenden. Ach, Natascha, hier habe ich noch erst recht die Niedrigkeit der gewöhnlichen Menschen kennen gelernt, denn hier zeigt sie sich in ihrer ganzen Nacktheit, ohne nicht einmal mit dem geringsten Schleier von Erziehung bedeckt zu sein. Und wie muß ich dem Schicksal danken, daß ich selbst hier noch eine hohe Seele gefunden habe: Witberg.

Aber weißt Du, das wird Dich sehr wundern, daß ich sogar hier von Dir spreche, beinah alle Tage — hier, in Wjatka! Ja, beinah alle Tage, und das ist für mich eine unaussprechliche Freude. Du wirst fragen: Aber mit wem? Die Liebe ist schüchtern, deshalb habe ich nie ein Wort darüber an Witberg sagen können, dessen granitner Charakter solche Anvertrauungen eher entfernt. Ich habe auch nicht darüber mit Pauline Mjedwjedewa sprechen wollen, denn ich weiß, es würde sie geschmerzt haben und sie ist schon außerdem unglücklich genug*). Aber Du erinnerst Dich wohl einer

*) Madame Mjedwjedewa liebte Herzen; er hatte sich eine Zeitlang hinreißen lassen, dies Gefühl scheinbar zu teilen, eine Schuld, die er sich nachher Natalien gegenüber bitter vorwarf.

andern Pauline, einer Deutschen, die hier bei einer Freundin lebt, von der ich Dir schon schrieb. Sie hat sehr viel Poesie und ich weiß nicht, wie es kam, aber sie war die einzige, der ich meine ganze Liebe für Dich sagen konnte, und seit dem Augenblick bist Du der Gegenstand unserer Unterhaltungen. Schreibe ihr daher, bitte, ein freundliches Wort, sie verdient es, denn sie wünscht von ganzem Herzen, daß Dein Alexander bald in Deine Arme eilen könne.

Mama hat mir geschrieben, daß Du ein neues Piano bekommen hast. Mach so viel Musik, wie Du kannst. Ich werde nach Haus schreiben, daß man Dir ein Rondo von Herz gibt, das ich außerordentlich liebe und mir hier oft vorspielen lasse."

„29. April.

„Du schreibst, Ogarew habe sich in seine Braut verliebt wegen der deutschen Literatur, und weil Du sie nicht kennst, sei es nicht der Mühe wert, Dich zu lieben. Hör doch auf, solchen Unsinn zu schreiben, liebe Natascha, schäme Dich. Deine Seele erstaunt mich oft durch ihre Hoheit, ihre Heiligkeit, während, wenn Du auch selbst die Astronomie wüßtest, mich das noch nicht zur Bewunderung hinreißen würde. Erniedrige Dich nicht, Du Engel, Du mir von Gott selbst gesandt. Ich liebe Dich für Deine Seele; ich liebe Dich für Deine Liebe, die Dein ‚Ich' ist; ich liebe Dich, weil ich nicht kann: Dich n i c h t lieben. Ist es möglich, daß die glühende Sprache meiner Briefe, diese Feuerflamme, noch den Schatten eines Zweifels übrig läßt, ob ich solchen Äußerlichkeiten irgendwelche Wichtigkeit beilege?

Und so möge der Segen Deines Vaters sich erfüllen und Alexander Newsky Dein Schutzheiliger sein*). Mich hat Dein

*) Nataliens Vater war der ältere Bruder vom Vater Herzens. Als er starb, segnete er seine Kinder alle, aber Natalie besonders mit einem Bild Alexander Newskys. Als dann die Mutter mit den Kindern Petersburg verließ und durch Moskau kam, nahm die Fürstin Chowanskaja die siebenjährige Natalie zu sich, um ihr eine Erziehung zu geben.

Vater auch mit demselben Bild einmal gesegnet und ich habe es hier bei mir. Denke noch nicht an eine neue Trennung. Es sind genug trübe Dinge in der Gegenwart. Ich werde noch nicht in Moskau bleiben dürfen, auch wenn man mich von Wjatka fortläßt, aber ich gebe Dir mein Wort, daß, wenn nur die leiseste Möglichkeit ist, ich mich nicht von Dir trenne. Ich habe Dir schon geschrieben, daß ich die Hälfte meiner Sorgen auf Deine Schultern lege, trage sie mit Deinem Alexander.

Ende dieses Monats wird sich eine ernste Frage entscheiden: Kann ich hoffen, noch 1836 nach Moskau zu gehen? Wenn das Gebet hälfe, welche Bitte würde der Himmel lieber erhören als Deine?

Wie Madame Witberg noch glücklich ist im Unglück, bei ihrem Mann bleiben zu können! Aber glaube mir, wir werden auch noch Augenblicke haben, wo das Paradies uns beneiden wird. Leb wohl, ich umarme Dich. O, daß der Augenblick schnell käme, wo ein lebendiger, langer, feuriger Kuß alles Dunkle verschwinden machte!

Dein Alexander."

Endlich, nach drei Jahren des Exils, wurde durch Verwendung des Großfürsten-Thronfolgers, der durch Wjatka kam, Herzen daselbst sah und sein unverdientes Schicksal erfuhr, dessen Aufenthalt dort beendet und er wurde nach Wladimir geschickt, das, siebenhundert Werst näher an Moskau, ihm schon eine halbe Befreiung schien. Dennoch verließ er Wjatka nicht ohne Bedauern. Er hatte dort Bande aufrichtiger Freundschaft mit einigen jungen Leuten geschlossen, denen er abends in einem kleinen Zimmer, bei fünfundzwanzig bis dreißig Grad Kälte draußen, den Sinn für höhere Kulturgedanken öffnete und deren innigste Sympathie ihn, als er schied, begleitete. Mit Rührung gedachte er mehr als zwanzig Jahre später noch dieser „hyperboreischen Freunde", indem er alte Briefe von ihnen wieder las, in denen sie ihm Zeugnis gaben von dem, was er ihnen gewesen. „Ich zögere

nicht, Dir anzuvertrauen," schrieb einer von ihnen am 26. Januar 1838, „daß ich jetzt ganz unglücklich bin. Hilf mir, auf der Bahn weiter zu wandeln, wie Du uns geführt hast; Dein Rat fehlt mir. Ich will mich mit aller Gewalt belehren. Wenn Du mich verlässest, begehst Du ein großes Verbrechen." Und ein anderer schrieb: „Ich segne Dich, wie der Bauer den Regen segnet, der sein unbebautes Feld befruchtet hat." Diese Beweise, daß sein Leben dort nicht ohne edle Wirkung geblieben, waren ihm Ersatz für die neun Monate Gefängnis und die drei Jahre Exil an der Grenze Sibiriens!

Von seiner Ankunft in Wladimir an beginnt eine neue Periode seines Lebens, eine reine, klare, junge, ernste, einsame, aber von Liebe erfüllte Periode. Herzen sagt davon: „Nur zitternd kann ich davon reden, ich fürchte, die Kraft wird mir dazu fehlen. Außerordentliche Ereignisse, brennende Schmerzen kann man dem Papier leichter vertrauen, als ganz klare Erinnerungen, die keine Wolke verdunkelt hat. Ist es möglich, das Glück zu erzählen? Erwartet keine langen Berichte von dem Leben, das ich damals in meinem Innern führte. Es sind viele Dinge da vorgekommen, von denen ich zu niemandem gesprochen habe, obgleich sie nichts Geheimnisvolles hatten, aber eine Art Schüchternheit des Herzens hielt mich zurück."

Als er Wjatka verließ, schrieb er noch an Natalie: „In Wladimir wird mein ganzes Leben Dir geweiht sein; ich werde mein Herz reinigen und Dich von weitem in meinem Gebet anrufen. So hält der Pilger, bevor er in Jerusalem eintritt, irgendwo bei Emmaus an, um des Aufenthalts dort würdig zu werden, und bittet Gott, das Vergangene zu vergessen. Ich werde in dieser Stadt meine vierzig Tage in der Wüste machen."

Er hielt Wort. Vom ersten Tag an begann er ein ganz anderes Leben als das von Wjatka. Seine kleine Wohnung glich eher der Zelle eines Mönchs als der Wohnung eines Löwen der Gesellschaft in der Provinz. Auch kam ihm nicht einmal der Wunsch nach frivolen Zerstreuungen; sein Schutz-

geist war ihm nun nahe; Briefe aus Moskau kamen am zweiten Tag nach Wladimir und es schien ihm, als trügen die beschriebenen Blätter noch die Spur des Blicks, der auf ihnen geruht hatte.

Aber die friedliche Existenz, die er in Wladimir führte, wurde bald beunruhigt durch Nachrichten, die ihm aus Moskau von verschiedenen Seiten zukamen. Es handelte sich um Nataliens Schicksal.

Die Kindheit und Jugend dieses holden Mädchens war eine traurige gewesen. Wie schon gesagt, wurde sie nach dem Tod des Vaters, erst sieben Jahre alt, von Petersburg mit den übrigen Geschwistern von der Mutter, einer Leibeigenen, fortgeführt und in Moskau der Fürstin Chowanskaja übergeben, die sie zu erziehen versprach, worauf die Mutter fortzog in eine andere Stadt. Herzen hatte zunächst nur den Eindruck eines blassen, stillen, traurig aussehenden Kindes, das in einem langen wollnen Trauerkleid am Fenster saß und verschüchtert in den Hof hinunter sah, ohne zu sprechen, wenn er kam, die Fürstin zu besuchen, was nicht oft geschah, da ihm das Haus der Tante kein sympathischer Aufenthalt sein konnte. Für die arme Waise aber war seine anziehende Jünglingsgestalt, vom Feuer einer edlen, von Idealen durchglühten Seele verschönt, in der traurigen Mitte, in der sie lebte, wie ein Lichtbild aus einer besseren Welt, und die Neigung für ihn wuchs mit ihr selbst empor, wie man es aus den Briefen sieht, bis sie zuletzt zu der das Leben beherrschenden Liebe wurde, durch die sich ihre Individualität und ihr Schicksal vollendeten.

In Wladimir nun wurde das ruhige, ernste Leben, das Herzen sich bereitet hatte, gestört durch die Nachrichten, die ihm von Moskau zukamen. Die Fürstin Chowanskaja hatte schon bei der Gefangennehmung Herzens Verdacht geschöpft, als sie sah, welch tiefen Eindruck die Nachricht auf Natalie machte, aber als das Exil dem Gefängnis folgte, tröstete sie sich, indem sie meinte, daß in diesen unbekannten Orten, Perm, Wjatka, von denen niemand wisse,

wo sie seien, der „Staatsverbrecher, der unglückliche Sohn ihres Bruders Iwan", sich den Hals brechen oder jedenfalls die junge Kusine vergessen werde.

Aber endlich kam es zutage, daß dies nicht geschehen sei; die geheime Korrespondenz wurde entdeckt und alsbald erteilte die Fürstin die strengsten Befehle an die Dienerschaft, keine Briefe von Natalie fort oder welche zu ihr hinzubringen, und als nach zwei Jahren des Exils Stimmen laut wurden, daß es bald zu Ende gehen würde, da beschloß sie, ohne weitere Überlegung zu handeln, die arme Waise vor diesem „Menschen ohne Religion und ohne Grundsätze" zu retten und sie zu verheiraten. Sie ergriff dazu das sicherste Mittel; während sie früher immer seufzend bemerkt hatte, daß die arme Weise beinah nichts besitze und man daher irgendeine Versorgung für sie annehmen müsse, beschloß sie nun, in der Angst vor Herzens Rückkehr, die Waise zu verheiraten, als wäre sie ihre eigne Tochter; sie setzte ihr eine bedeutende Mitgift aus und bedachte sie in ihrem Testament. Mit solchen Vorzügen findet man überall, so auch in Moskau, leicht einen Freier, besonders wenn man noch dazu wie die Fürstin dienstfertige, alte, devote Frauen um sich hat. Diese und die Kammerfrauen begannen Natalie von dem Vorhaben der Fürstin zu unterrichten; sie erklärte ihnen aber, daß das völlig vergebliche Mühe sei. Darauf fingen unaufhörliche Verfolgungen der niedrigsten, demütigendsten Art an. Auf dem Landgut, wo die Fürstin den Sommer zubrachte, mußte sie bei kaltem, feuchtem Wetter in einem Zimmer mit drei alten Frauen bleiben, die sich von der Krankheit und dem Tod ihrer paralytischen Männer erzählten und die absurdesten Beschuldigungen gegen Herzen vorbrachten. Wieder in Moskau, wurde es noch schlimmer; sie war gezwungen, auch abends in Gesellschaft der alten Frauen zu sitzen und zu stricken und die albernen Gespräche, vermischt mit Ausfällen gegen Herzen, anzuhören, während man ihr verbot, sich in ein anderes Zimmer zurückzuziehen, um Klavier zu spielen. Als nun gar die Nachricht kam, Herzen sei nach

Wladimir, so nahe Moskau, versetzt, da galt es, eilig zu sein. Natalie wurde, in neuen Kleidern, zu einer bekannten Dame geführt, woselbst eine Gesellschaft versammelt war, in der sich ein Oberst befand, der seine Absicht unverhohlen kundgab, auch fernere Schritte tat, bis Natalie ihm ihre Abneigung so deutlich zeigte, daß er einen Vorwand suchte, sich zurückzuziehen und vorgab, die Mitgift sei zu gering. Die Fürstin entschloß sich hierauf zu dem demütigenden Schritt, noch den Besitz eines Gutes hinzuzufügen, aber auch das änderte nichts und dieser Versuch schlug fehl. Ein zweiter mit einem jungen, sehr empfehlenswerten Offizier wurde von Natalie abgeschnitten, indem sie insgeheim an den Offizier schrieb, mit edler Offenheit bekannte, daß sie einen andern liebe und ihn bei seiner Ehre beschwor, ihr nicht neue Qualen und Verfolgungen zu bereiten. Der Offizier verstand und zog sich zurück. Die Fürstin, gekränkt und beschämt, forschte nach der Ursache; sie wurde durch die Schwester des Offiziers entdeckt und nun kannte die Entrüstung der Fürstin keine Grenzen. Natalie wurde in ihrem Zimmer eingeschlossen und ein Familienrat wurde zusammenberufen, um über die unglückliche Geschichte zu beraten. Herzens Vater kam nicht; in seiner gewöhnlichen egoistischen Art liebte er nicht, sich in so mißliche Dinge zu mischen. Aber der jüngere Bruder der Fürstin, der Senator, kam mit einem Neffen, der das Wort führen sollte, und nun wurde die Delinquentin vorgeladen. Aber anstatt des schüchternen, stillen Mädchens, das sie bisher gekannt hatten, trat ihnen eine edel-stolze, entschlossene, hoheitsvolle Frau entgegen, bereit, für ihre Liebe jeden Kampf zu bestehen. Die Beredsamkeit des Wortführers stockte endlich vor den entschiedenen Erklärungen Nataliens, daß sie jede andere Bewerbung zurückweise und ihrer Liebe für Alexander treu bleibe, was man ihr auch gegen ihn vorbringen möge. Dann aber nahm die innere Erregung die Oberhand, sie brach in Tränen aus und wandte sich an den Senator, der immer gut gegen sie gewesen war und bat ihn, sie vor dieser unwürdigen Behandlung zu schützen. Er,

dem schon die ganze Szene mißfiel, geriet in völlige Wut, als die vertraute Gesellschafterin der Fürstin, die schlimmste Verfolgerin Nataliens, beim Familienrat zugegen, das Wort ergriff und mit höhnischer Bemerkung sich an die Fürstin wandte. Er donnerte die Person in solcher Weise an, daß sie erschreckt und beleidigt das Zimmer verließ. Auch Natalie hatte auf Befehl der Fürstin in ihr Zimmer gehen müssen, und nun überhäufte der Senator seine Schwester mit Vorwürfen und der Familienrat endete, wie gewöhnlich, mit Streit und Nervenanfällen der Fürstin, die zu Bett gebracht und von ihren Frauen mit Essenzen gerieben und mit dem Riechen von Salzen und dergleichen wieder gestärkt wurde. Der Senator aber ging zu Natalie, die in bitterem Schmerze in ihrem Zimmer weinte, bat sie, sich zu beruhigen, und versicherte ihr seinen Schutz und daß er nicht erlauben werde, daß man sie zu etwas zwinge.

Obgleich Natalie das Gröbste, was ihr begegnete, dem Freund verschwieg, so genügte doch schon das, was er erfuhr, ihn auf das heftigste zu beunruhigen, und er beschloß nun auch, seinerseits zu handeln. Zunächst schrieb er seinem Vater, bekannte ruhig und einfach seine Liebe für Natalie und bat ihn nur, zusammen mit dem Senator das junge verwaiste Mädchen, das ihnen doch ebenso nahe stände wie der Fürstin, vor Mißhandlungen zu schützen.

Der Vater erwiderte, daß er sich nicht in anderer Angelegenheiten mische, und daß er dem Sohn rate, eine Neigung, die wohl nur das Resultat des einsamen, langweiligen Lebens im Exil sei, ruhen zu lassen und sich für eine Reise ins Ausland vorzubereiten. Dieser Plan, schon früher angeregt und begeistert von dem Jüngling erfaßt, wurde doch aus Zartgefühl gegen den Vater kaum mehr erwähnt, da er bei seinem Abschied vor der Reise ins Exil wohl die Träne gesehen hatte, die in des Vaters Auge glänzte und er nicht freiwillig eine Trennung vorschlagen wollte, zu der er nun gezwungen worden war. Um so mehr überraschte ihn dieser Vorschlag jetzt, wo eine derartige Reise ganz außer-

halb seiner Wünsche lag. Er hatte mit aller Schonung und vollkommen aufrichtig gegen den Vater gehandelt; so zurückgewiesen, ging ihm das Bewußtsein auf, daß er seine Zukunft nun selbst in die Hand nehmen müsse, was ihm bis dahin nicht in den Sinn gekommen war, da er sie für völlig sicher und unfehlbar hielt in der Gewißheit ihrer gegenseitigen Liebe, die ihnen beglückend bisher genügt hatte. Mit dem Gedanken, daß er nun selbständig den eignen Weg gehen und sein Schicksal selbst bestimmen müsse, wurde er zum Mann der Tat, der er nun hinfort bis an sein Lebensende blieb.

Er hatte in dem Augenblick in Wladimir den Besuch seines Bruders und eines Universitätsfreundes K..., den er während der Jahre des Exils nicht gesehen hatte und der ihm nun von den übrigen Jugendfreunden, von den Veränderungen oder Fortschritten der Anschauungen usw. erzählen mußte. Ihm vertraute er seine Liebe für Natalie und seine Sorge um sie an und dieser, nachdem er umsonst alle Einwände versucht hatte, bot sich an, mit Herzens Vater zu sprechen. Zurückgekehrt nach Moskau, geschah dies alsbald, aber der Abgesandte war zu der diplomatischen Verhandlung mit dem aristokratischen, egoistischen Voltairianer nicht geeignet, und aus dem anfänglich höflichen Zwiegespräch wurde eine Diskussion der unangenehmsten Art, von seiten des alten Jakowlew mit spitzigen Bemerkungen über die Einmischung in Dinge, die jenen nichts angingen, und von diesem in Gesinnung und Form ausgeprägten Demokraten mit Heftigkeit geführt. Herzen erhielt brieflich von letzterem die Anzeige, nicht auf seinen Vater zu rechnen; so trieb ihn nun die Sorge, die ihn quälte, zu einem exzentrischen Entschluß. Er saß mit seinem Bruder, der im Begriff war, nach Moskau zurückzukehren, beim Essen und überraschte diesen plötzlich mit der Frage, ob er ihn mit nach Moskau nehmen wolle, ihn an der Barriere bei der Einfuhr in die Stadt für seinen Bedienten ausgebend. Dem Bruder fiel die Gabel aus der Hand vor Erstaunen und er glaubte falsch gehört zu haben,

aber als seine Bedenken alle an dem heißen Wunsch Herzens, Natalie zu sehen, scheiterten, entschloß er sich, die Sache zu wagen, und zwei Stunden darauf rollten die beiden mit raschen Postpferden dem ersehnten Ziel entgegen. In Moskau begab sich Herzen zu dem oben erwähnten Freund, der ihm half, sich am sichern Ort zu verbergen und am Abend, mittels einiger Natalien ergebner Domestiken, dieser eine Botschaft zu senden, die sie in Bestürzung und Seligkeit versetzte. Am folgenden Morgen um 6 Uhr konnte sie ihm eine Zusammenkunft gewähren, in der das Glück des Wiedersehens jeden andern Gedanken verschlang, so daß sie keine Verabredung irgendeiner Art getroffen hatten, als die alte Dienerin kam, sie wieder zu trennen. Der Freund erzürnte sich, als er hörte, daß nichts beschlossen sei, aber Herzen erklärte, er werde schreiben und eilte nach Wladimir zurück, damit seine Abwesenheit dort nicht bemerkt werde, da er sonst wegen dieses Ausflugs aus dem Exil ohne Erlaubnis strenger Strafe verfallen und vielleicht auf Lebenszeit nach Sibirien geschickt worden wäre. Zwei Monate vergingen nun in Vorbereitungen aller Art. Der Taufschein Nataliens mußte herbeigeschafft werden, die Fürstin hatte ihn in Verwahrung; ein Freund verschaffte einen anderen aus dem Archiv des Konsistoriums, mittels Geldgeschenken, Bitten, selbst Gastmählern usw. Herzen mußte suchen, Geld zu leihen, um die nötigen großen Ausgaben zu bestreiten, aber endlich war alles bereit und er begab sich mit seinem treuen Diener Matwej, der ihm fast ein Freund war, auf die Fahrt. In Moskau ohne Hindernisse angelangt, stieg er bei einem andern Freund, der durch K. benachrichtigt war, ab, wo dieser ihn treffen wollte. Dessen Ankunft verzögerte sich aber, da er am Sterbebett einer Freundin weilte, die er nicht hatte verlassen können. Die Verzögerung versetzte Herzen in tödliche Unruhe, denn in Moskau durfte er sich nicht lange aufhalten und die ganze Sache mußte schnell abgemacht werden, wenn sie gelingen sollte. Endlich kam K. und brachte ihm den Segen der Sterbenden, einer vortrefflichen Frau, die er früher ge-

kannt. Darauf gingen die zwei Freunde, um Natalie, die vorbereitet war, zu holen. Herzen blieb mit der Frau des Freundes, die lebhaften Anteil an der Sache nahm, in peinvoller Erwartung zurück. Nach einiger Zeit, die den Wartenden eine Ewigkeit schien, kam der Freund zurück und rief schon von weitem, es sei gelungen, K. sei mit Natalie fort und erwarte Herzen außerhalb der Stadt an einem bezeichneten Ort. Dieser warf sich schnell in eine Droschke und traf die Flüchtigen; Natalie warf sich in seine Arme und sagte: „Für immer." „Für immer," wiederholte Herzen. Sie mußten in einem kleinen Gasthof verweilen und Matwej erwarten, der mit einem Reisewagen ankommen sollte. K. wurde besorgt, als dieser ausblieb, aber Herzen war ohne Angst, denn er wußte, daß die Fürstin zu stolz sei, sie polizeilich verfolgen zu lassen, daß sie außerdem auch nichts tue, ohne den Senator zu fragen, und daß dieser wiederum nichts tun lasse, ohne Herzens Vater zu benachrichtigen, der letztere aber nicht zugeben werde, daß man den Sohn mit der munizipalen Polizei in Berührung bringe. Die einzige wirkliche Gefahr drohte nur von der geheimen Polizei dritter Abteilung, dieser furchtbaren geheimen Macht, die über den Schicksalen der Russen schwebt. Aber alles war mit solcher Raschheit ausgeführt, daß auch von dieser Seite absolut nichts zu fürchten war, und als endlich Matwej mit der Kalesche kam, entließ der treue K. sie mit herzlichem Gruß und sie rollten, selig bewegt, dem kleinen Wladimir zu.

Dort angelangt, brachte Herzen seine Braut zu einer Familie, die er kannte und begab sich sofort an die Vorbereitungen zur Hochzeit. Alles war ihm günstig, selbst der Erzbischof, den er aufsuchen mußte, um einen Priester zu bestimmen, die Trauung zu vollziehen, zeigte sich freundlich geneigt; zwei junge Leute, ein Offizier und ein Angestellter, die er kaum kannte, die er aber bat, seine Zeugen zu sein, willigten freudig ein, da sie sich durch sein Vertrauen geehrt fühlten, und als alles bereit war, fuhren sie gegen Abend zu einer kleinen Kirche außerhalb der Stadt; die sinkende Sonne grüßte sie

mit feurigen Strahlen und die Verlobten sagten lächelnd: „Das ist unser Hochzeitsgeleit.“ In der kleinen Kirche erwarteten sie der Priester und die zwei Brautführer; ein alter Küster sang eine geistliche Melodie; ein paar Kerzen erleuchteten die Kirche spärlich; der treue Matwej betrachtete das junge Paar mit Tränen in den Augen; der Erzbischof, der vorüberfuhr und hörte, was sich in dem Kirchlein begebe, schickte ihnen seinen Segen und so wurde ihr Bund geschlossen.

In dem einfachen, fast ärmlichen Heim Herzens hatte Matwej den alten Kronleuchter, der im Wohnzimmer hing, mit Lichtern versehen und diese angezündet und zwei Flaschen Wein herbeigebracht. Die wurden mit den zwei Brautführern geleert, wonach diese sich entfernten und das junge Paar seinem Glück überließen.

Am folgenden Tag schrieb Herzen seinem Vater, bat, ihm nicht zu zürnen wegen der ohne seinen Willen vollzogenen Tatsache und ihm seine Vergebung und seinen Segen zu schicken. Der alte Jakowlew hatte die Gewohnheit, dem Sohn einmal die Woche einige Zeilen zu schreiben, auch diesmal schrieb er, aber nicht früher als gewöhnlich, äußerte sein Bedauern über das Geschehene, dem er sich nun unterwerfen müsse, da es vor Gott sanktioniert sei, fügte aber hinzu, daß, da der Sohn seinem Willen zuwider gehandelt habe, er nicht das geringste der ihm bisher erteilten Pension hinzufügen werde. Im heiteren Übermut des Glückes machte diese charakteristische Äußerung des sich stets gleichbleibenden Wesens des alten Voltairianers das junge Paar herzlich lachen. Aber ihre ökonomische Lage war allerdings auf das äußerste beschränkt; das geborgte Geld war aufgebraucht; Matwej hatte sich aus Ökonomie zum Koch gemacht, aber seine Kenntnisse in der Kochkunst reichten nicht weit und die Zusammensetzung der Mahlzeiten war oft höchst komisch; auch die Garderobe war so dürftig, daß sie eine Zeitlang nicht ausgehen konnten und wie Gefangene in ihrem kleinen Heim bleiben mußten. So blieb es beinah ein Jahr lang; dann sandte der älteste Bruder Nataliens, der das väterliche Erbe allein besaß (als

der einzige legitime Sohn) eine Summe, mit der die Schulden bezahlt werden und eine geräumigere Wohnung genommen werden konnte. Auch der Vater schickte nun von Zeit zu Zeit kleine Extrasummen und so gestaltete sich das Leben auch äußerlich freundlich, da es sonst nichts zu wünschen übrig ließ an tiefster Harmonie, an Liebesfülle, an Jugendlust und höchstem sittlichen und geistigen Ernst. Endlich krönte die Geburt eines Sohnes dieses reine Glück; das Höchste, was das Leben geben kann, war erreicht und es war natürlich, als im Jahr 1839 endlich die Erlaubnis kam, nach Moskau zurückzukehren, daß Herzen sich fast schmerzlich ergriffen fühlte, diesen kleinen Ort zu verlassen, in dem er das reinste Glück, das Sterblichen zuteil werden kann, gefunden hatte und sich wieder auf den großen Lebensozean hinaus zu begeben, auf dem auch dem sichersten Schiffer Stürme und Gefahren drohen, über die er nicht Herr ist. In Moskau wurde er von dem Kreis junger Männer, die sich inzwischen um den auch aus dem Exil zurückgekehrten Ogarew gesammelt hatten, freudigst empfangen und alsbald in die philosophischen Diskussionen hineingezogen, die damals die Moskauer Jugend unter dem Einfluß der Philosophie von Hegel ganz und gar beschäftigten. Aber sein Aufenthalt in Moskau dauerte nicht lange. Auf Betreiben seines Vaters war ihm eine für seine Jugend angesehene Stellung im Ministerium zuteil geworden, und er mußte Ende des Jahres 1840 mit seiner Frau nach Petersburg ziehen. Bei seiner Abreise ermahnte ihn sein Vater, vorsichtig zu sein, da man dort überall von Spionen umgeben sei. Denselben Rat erhielt er gleich nach seiner Ankunft von mehreren befreundeten Menschen und alles, was er in der Hauptstadt sah und hörte, flößte ihm den tiefsten Widerwillen ein. Er war aber kaum in seine neuen Funktionen eingetreten, als man ihn schon wieder verdächtigt und beschuldigt hatte, eine Kriminalgeschichte, die ganz Petersburg besprach, wiederholt zu haben mit hinzugefügten Bemerkungen gegen die Regierung; der Zar Nikolaus hatte ihn daher aufs neue nach Wjatka verwiesen. Mehrere

der einflußreichen Männer jedoch, selbst der Chef der geheimen Polizei, General Dubbelt, verwendeten sich für ihn und so wurde ihm erlaubt, eine weniger entfernte Provinzialstadt als Wjatka zu wählen. Er wählte Nowgorod, woselbst er eine Stelle in der Verwaltung zu übernehmen hatte. Nach sechs Monaten dieser Arbeit aber war er so empört und mit Ekel erfüllt durch alles, was er sah und hörte, daß er Krankheit vorschützte, um nicht mehr in das Bureau gehen zu müssen. Inzwischen hatten seine Freunde alles in Bewegung gesetzt, um ihm die Erlaubnis zur Rückkehr nach Moskau zu erwirken, und die Kaiserin selbst hatte bei einem Familienfest ihren Gemahl gebeten, diese Erlaubnis zu erteilen. Es war ihr gelungen, sie zu erhalten unter dem Vorwand, daß Herzens Frau krank und die Rückkehr nach Moskau ihr notwendig sei. Darauf schrieb der Graf Benkendorf, der damals allmächtige Minister: es sei Herzen erlaubt, seine Frau zu begleiten. Sie beeilten sich, die elende kleine Stadt zu verlassen. Das war im Juli 1842.

Eine große Mutlosigkeit hatte sich Herzens bemächtigt in der sinn- und geistlosen Tätigkeit, zu der er in diesem Bureauleben verurteilt war neben dem Abscheu, den ihm der Einblick in die tiefe Korruption in allen Zweigen der Verwaltung und des öffentlichen Lebens einflößte. Der Drang nach edler Betätigung der ihm innewohnenden geistigen Kräfte, der in der Öde dieses Lebens keinen Ausweg fand, verdüsterte seine Stimmung und lag schwer auf seinem Gemüt, so daß auch Natalie anfing, deshalb zu leiden, weil sie sah, daß ihre Liebe nicht mehr allein imstande war, sein Leben auszufüllen und ihm ein heiteres Genüge zu geben. Nach Moskau zurückgekehrt in den geistig so bedeutend angeregten Kreis junger Kräfte und hervorragender Menschen, wie der geistvolle Belinski, der vortreffliche Granowski u. a., beruhigten sich diese Krisen wieder und es begann nun für Herzen die eigentliche Entfaltung seiner Manneskraft und Tätigkeit. Sein selbstgewählter Name wurde bald hervorragend und geschätzt in der russischen Literatur durch Schriften wissenschaftlichen

und belletristischen Inhalts und er zog es in edlem Selbstgefühl vor, diesen Namen beizubehalten, als sein Vater ihn legitimieren und dadurch berechtigen wollte, Namen und Fürstentitel der alten Familie Jakowlew anzunehmen. Durch sich selbst wollte er den Namen adeln, den er trug, und er hat Wort gehalten. Der Name Jakowlew ist vergessen; der Name Herzen bleibt nicht nur in Rußland ein Name von bedeutungsvollem Klang, der immer aufs neue ruhmvoll tönt, wie sehr man seinen Schall auch zu ersticken versucht hat, sondern auch im Westen Europas, ja in der ganzen gebildeten Welt ist dieser Name bekannt, von manchen gefürchtet, von vielen geliebt und verehrt, von allen anerkannt als einem Mann angehörig, der unter die bedeutendsten Gestalten der Mitte und zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gezählt werden muß.

Der Tod seines Vaters, der im Mai 1846 eintrat, löste für Herzen die engeren Bande, die ihn an Moskau knüpften, und entflammten seine Sehnsucht, den Westen Europas kennen zu lernen, besonders Paris, das den jungen Russen das Eldorado der Freiheit und der Bildung schien. Das Vermögen, das ihm sein Vater hinterließ, setzte ihn in den Stand, diesen Wunsch erfüllen zu können, aber die formellen Schwierigkeiten, um die Erlaubnis und einen Paß zur Reise zu erhalten, schienen unübersteigliche Hindernisse werden zu wollen. Er stand noch immer unter polizeilicher Aufsicht, wie ihm das gleich bei seinem Abschied von Nowgorod angekündigt worden war, und es bedurfte abermals eines Vorwandes — die Gesundheit seiner Frau, die ein ausländisches Bad besuchen müsse — und der dringenden Verwendung angesehener Personen, bis ihm endlich ein Paß für ein Bad im Ausland zuteil wurde. Am 21. Januar 1847 verließ er Moskau mit den Seinen, seine Mutter mit eingeschlossen. Eine Menge Schlitten folgten den Reisenden bis zur ersten Poststation und hier nahmen die Freunde tiefbewegten Abschied von ihnen, nicht ahnend, daß 23 Jahre später, auch am 21. Januar, diese geist- und lebensvolle Persönlichkeit Abschied vom

Leben nehmen werde, ohne das Vaterland, das er so sehr liebte und für das er zu kämpfen entschlossen war, wiedergesehen zu haben.

Die Reise ging direkt ohne Aufenthalt nach Paris. Hier bildete sich alsbald ein Kreis bedeutender Menschen um den kühnen, die höchste Freiheit des Gedankens in geistvoller Dialektik äußernden Russen. Männer aller Nationalitäten scharten sich um ihn, und als die revolutionäre Bewegung in Frankreich, Italien und Deutschland begann, stürzte er sich mit feuriger Hingebung mit in den Kampf. „Die Ferne lockte mich in das weite Feld der Tat, eröffnet durch den Kampf des freien Wortes," schrieb er später an Freunde in Rußland, „ich dürstete nach einer unabhängigen Arena, ich wollte meine Kräfte ohne Hindernisse erproben". Aber die freudige Erregung, die ihn mit der vollen Glut seines feurigen Temperaments in die revolutionäre Bewegung des westlichen Europas gezogen hatte, mußte bald der schmerzlichsten Enttäuschung weichen, als seine Ideale, anstatt sich zu verwirklichen, von der reaktionären Übermacht erdrückt, in den Staub sanken, als persönliche Kränkungen und herbe Verluste sein Herz unheilbar verwundeten und seinen Glauben nach allen Seiten hin erschütterten. „Alles ist eingestürzt," schrieb er später, „die Freiheit der Welt und das persönliche Glück! Die Revolution und der häusliche Herd, die Republik und das Dach meines Hauses!" Aber er ermannt sich und setzt hinzu: „Keine Schwachheit! Wer überleben hat können, muß den Mut haben, sich zu erinnern."

Diese Worte charakterisieren die Natur Herzens, diese feurige Kämpfernatur, die der gewaltige Intellekt auch über einen Abgrund der tiefsten Seelenschmerzen zum Sieg durch die Tat erhebt. Doch hatte er während der ersten Zeit der revolutionären Erhebung Momente der schönsten Begeisterung erlebt, besonders als er im Anfang der Bewegung mit den Seinen und einer befreundeten russischen Familie nach Italien und Rom eilte, wo die Sonne der Freiheit in leuchtender Klarheit aufgehn zu wollen schien. Er gedachte dieser

Momente in Rom mit besonderer Innigkeit und sagte: „Es ist wahr, daß, ehe ich nach Rom kam, das Paris von 1847 mich erschreckt und voller Zweifel gelassen hatte, aber ich wurde bald wieder hingerissen durch die Ereignisse, die hier um mich her in dem prachtvollen Rahmen von Italien vor sich gingen. Ich habe die Revolution am Fuß des Vesuvs gesehen; ich sah sie vor dem Vatikan; ich sah den König von Neapel vom Volk bezwungen und den Papst demütig um das Almosen der Popularität bitten — und ich fing wieder an, leidenschaftlich zu glauben, — es war eine Trunkenheit, ein Fieber, ein Sturmwind, der alles fortriß, alles aufwühlte; ganz Europa stand auf, schritt vorwärts — ich stürzte mich in den Wirbel. — Als ich anfing, wieder zu mir selbst zu kommen, war alles verschwunden; die Nachtwandlerin, durch den Ruf der Polizei erschreckt, war vom Dache gefallen. Denn es war ein Anflug von Somnambulismus in dem allen und nicht ein Erwachen."

„O Rom, wie liebe ich es, an dich zu denken, mir wie ein Geiziger über seinen Schätzen Tag für Tag, Stunde für Stunde meine Begeisterung für dich zurückzurufen! — Es ist Nacht, der Korso ist überfüllt mit Menschen; hie und da leuchten Fackeln; in Paris ist schon seit einem Monat die Republik proklamiert; aus Mailand lauten die Nachrichten, daß man sich schlägt, daß das Volk den Krieg gegen Österreich fordert; man sagt, daß Karl Albert mit seinen Truppen dazu bereit ist; das Gerede der aufgeregten Menge gleicht dem wechselnden Gebraus der heranrollenden und entfliehenden Wogen. Das Volk ordnet sich in Kolonnen: Vorwärts zum piemontesischen Gesandten, um zu fragen, ob der Krieg wirklich erklärt ist!

In die Reihen! In die Reihen, wenn ihr für uns seid! ruft man uns zu.

Wir sind Fremde!

Desto besser, willkommen! Ihr seid unsere Gäste!

Und wir treten in die Reihen.

Die Fremden voran! die Gäste voran, besonders die fremden Frauen!

Und die Masse des Volkes teilt sich mit Jubel in zwei Hälften. Ciceruacchio, der Führer des Volks, und ein junger bleicher Römer, der die Fahne trägt, durchschreiten die Reihen und kommen, uns die Hand zu drücken. ‚Die fremden Frauen unter die Fahne!' ruft das Volk. Der Volkstribun schreitet voran; mit der Fahne kommen meine Frau und die Töchter der befreundeten russischen Familie; dann der Zug der zehn- oder fünfzehntausend Menschen, der sich wie eine Riesenschlange von der Piazza del Popolo, den Korso entlang, durch die ewige Stadt windet, mit der majestätischen vornehmen Grazie, die nur der Römer besitzt und die gleich weit entfernt ist von dem soldatischen Marsch der Franzosen, wie von dem undisziplinierten Durcheinander der Engländer. Die ersten Reihen treten in den Palast des Gesandten ein. Nach einigen Minuten öffnet sich die Türe des Balkons, der Gesandte tritt heraus und bestätigt die Nachricht. Ein Sturm der Begeisterung empfängt dieselbe unten. Ciceruacchio steht neben dem Gesandten und neben ihm, unter der Fahne, vier junge russische Frauen, alles hell von Fackeln und Kandelabern beleuchtet. Ich sehe sie noch, als wäre es gestern gewesen, auf dieser steinernen, heraustretenden Tribüne eines alten Palastes und unten das hocherregte Volk, das in seinen Ruf nach Krieg und seine Drohungen öfter die Worte mischte: ‚Es leben die fremden Frauen! Vivat die fremden Schwestern!'

In England hätte man uns ausgepfiffen und beleidigt; in Frankreich uns für russische Agenten gehalten; aber der aristokratische Proletarier, der Nachkomme des Marius und der Tribunen, grüßte uns mit aufrichtigem Wohlwollen. Er adoptierte uns in dem europäischen Kampf und so kommt es auch, daß sich das Band der Liebe nur mit Italien nie zerrissen hat; diese Erinnerung des Herzens wenigstens bleibt unbefleckt.

Welch seltsamer Traum! Aber ich beneide die Klugen nicht, die damals nüchtern blieben, nicht mit einem Lächeln der

Hoffnung auf den Lippen einschliefen. Das Erwachen kam nur zu bald! Der unerbittliche Macbeth der Realität erhob schon die Hand, um den Schlummer zu töten. ‚My dream was past, it had no further change!'" —

Nach den schönen Tagen in Italien, die aber auch dort schon in Enttäuschung endeten, ging Herzen mit den Seinen in die Schweiz. In Genf schrieb er in deutscher Sprache, wobei ihm der deutsche Revolutionär Fr. Kapp behilflich war, das merkwürdige Buch „Vom andern Ufer", in das seine glühende Seele den ganzen Strom von Schmerz, Enttäuschung und Zorn über die zerstörten Ideale ergoß und das mit der geistvollsten Dialektik und mit unerbittlicher Logik die miterlebten Ereignisse, besonders die Junitage 1848 und die brutale Freude der Sieger, der sogenannten Republikaner, den Präsidenten Cavaignac an der Spitze, geißelte. Dieses Buch, unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse geschrieben, bleibt eines der wichtigsten Dokumente für die Geschichte jenes kurzen Zeitraumes von 1848 bis 1850. Es ist vollständig unparteiisch, denn der Verfasser war ein Ausländer, den kein materielles oder Parteiinteresse bei den Vorgängen beeinflußte, sein Urteil war das einer großen Intelligenz und einer von edelster Humanität und reinstem Freiheitsdrang erfüllten Seele. Wenn man es jetzt, rund fünfzig Jahre nach seinem Erscheinen, wieder liest, muß man erstaunen, wie klar damals schon das helle Auge dieses Russen bis auf den Grund der Übel drang, an denen unser westliches Europa bis auf den heutigen Tag krankt, und noch ist nichts über jene Zeit geschrieben, was überzeugender die innere Wahrheit des Vorgefallenen dartut. Aber außer der mit dem eignen Herzblut geschriebenen Darstellung der westlichen Ereignisse brachte es auch eine Betrachtung über russische Zustände, die nach Custine und Harthausen als die dritte, aber bei weitem vollständigere Offenbarung über das ferne Ostreich dem Buch noch ein besonderes Interesse verlieh. Durch dieses Buch wurde Herzens Name im westlichen Europa, besonders in Deutschland, zuerst bekannt und zwar nicht nur in

literarischen Kreisen; ich z. B. erhielt es aus der Hand eines Arbeiters in Hamburg, der es mir mit den Worten brachte: das ist auch einer von den unsern*). Von Genf kehrte Herzen allein auf kurze Zeit nach Paris zurück, wo ihn besondere Freundschaft an Proudhon fesselte, dem er, mit der großmütigen Freigebigkeit, die in seiner Natur lag, bedeutende Summen zur Herausgabe seines Journals zur Verfügung stellte. Doch konnte seines Bleibens da nicht lange sein, denn die Polizei der Republik, in der sich der Staatsstreich und das Kaiserreich vorbereitete, ahnte in dem geistvollen, feurigen Russen einen nicht zu verachtenden Gegner und wies ihn aus. Ebenso war ihm bereits die Rückkehr nach Rußland unmöglich gemacht, da sein Name schon einen zu revolutionären Klang hatte. Er wählte nun Nizza zum vorläufig festen Aufenthalt, mietete eine schöne Villa und begab sich mit seiner Familie dorthin. Hier fand er sich in einem Kreis italienischer politischer Flüchtlinge, die aus Neapel, Rom, Toskana vertrieben, hier in dem freisinnigen Piemont, das bereits für seine künftige Stellung wirkte, Zuflucht suchten. Aber es warteten seiner hier schwere Schicksalsschläge, die ein minder starkes männliches Herz gebrochen haben würden. Seine Mutter, eine noch kräftige, lebensvolle Frau, war mit ihrem Lieblingsenkel, dem zweiten Sohn Herzens, und dessen Lehrer nach Paris zum Besuch von Freunden gereist und man erwartete ihre Rückkehr in der dazu festlich geschmückten Villa. Das Dampfschiff sollte sie von Marseille her bringen und die Familie eilte zum Hafen, die Ankunft desselben zu erwarten. Aber statt des gehofften kam ein anderes Schiff und auf diesem die Kammerfrau von Herzens Mutter, die schreckliche Kunde bringend, daß bei den Hyèrischen Inseln ein Zusammenstoß der beiden Fahrzeuge stattgefunden habe, daß das Schiff, welches die Erwarteten trug, zum Sinken gebracht sei und daß diese den Tod in den Wellen gefunden hätten. Die verzweifelte Zofe war von dem unbeschädigten Schiff aus gerettet worden. Die Gesundheit von Natalie Herzen, die

*) Siehe meine „Memoiren einer Idealistin".

der Geburt eines Kindes entgegensah, wurde so heftig von der furchtbaren Nachricht erschüttert, daß sie krank wurde und nach einigen Monaten mit dem neugeborenen Kind starb. An ihr Totenbett kam die Erzieherin der Kinder Garibaldis mit ihren Zöglingen (die in dem damals noch italienischen Nizza, dem Geburtsort des Vaters, lebten) zu beten, und ein Kreis edler italienischer Patrioten umgab den schwer getroffenen russischen Gesinnungsgenossen, als er am Abend, beim Schein der Fackeln, mit seinen kleinen Waisen an dem offenen Grabe stand, in das man die Hülle der so tief geliebten Frau senkte. Die Poesie seines Lebens war dahin; ihm blieb nichts mehr als die Tat, die revolutionäre Tat für das ferne Vaterland, das er nicht mehr betreten durfte, der Kampf, geführt mit den Waffen eines an der Erfahrung zur höchsten Freiheit des Gedankens gereiften Geistes, der Same, ausgestreut auf die noch jugendfrische Erde Rußlands, in der er eine reiche Saat aufgehn zu sehen die Hoffnung hatte.

Um dies zu können, blieb ihm nur eine Zufluchtsstätte. Er verließ Nizza, wo ihm die wohltätige Pracht des Südens nun mit schwarzen Wolken verschleiert war, brachte seine kleinen Töchter nach Paris zu Freunden und kam nach London mit seinem jungen Sohn und einem Gefährten aus der Emigration, der sich ihm für einige Zeit angeschlossen hatte. Hier lernte ich ihn im Hause Kinkels kennen, wie ich an einem anderen Ort*) erzählt habe. Ich kannte ihn bisher nur, wie schon gesagt, aus seinem mich so tief sympathisch berührenden Buch „Vom andern Ufer", und die persönliche Bekanntschaft fügte dem Eindruck, den mir das Buch gemacht hatte, den einer ungewöhnlich bedeutenden und sympathischen Individualität hinzu. Ich sah ihn aber wenig in der ersten Zeit, da er alsbald an die Ausführung seines Planes zu einer literarischen Tätigkeit für das Beste der Heimat ging und eine freie russische Presse auf seine Kosten in London gründete. Im Anfang brachte diese nur Flugblätter und kürzere Abhandlungen, die zum größten Teil gegen das an Polen ver-

*) In meinen „Memoiren einer Idealistin".

übte Unrecht gerichtet waren und den Polen Worte der Versöhnung entgegenbrachten. Diese Worte eines Russen fanden in der zahlreichen polnischen Emigration in London enthusiastischen Beifall und der edelste dieser Polen, Graf Stanislaus Worcell, der für seine Treue im Kampf für die Unabhängigkeit Polens alles geopfert hatte, kam Herzen in tiefer Rührung entgegen und schloß sich ihm in einer Freundschaft an, die nur im Tod ihr Ende fand.

Doch trieb ihn sein Herz auch wieder, alles um sich zu vereinen, was ihm der Tod noch Liebes gelassen hatte; er wollte seine kleinen Mädchen bei sich haben und es mußte wohl ein Zug gegenseitiger Sympathie sein, der ihn veranlaßte, brieflich meinen Rat zu verlangen, wie er das Leben der Kleinen einrichten solle, da er sie des orthodoxen, konventionellen Zwanges wegen in keine englische Erziehungsanstalt oder Schule schicken wollte. Als ich ihm auf seine Anfrage, ob ich mich der Kinder annehmen könne, zusagte und ihm dabei meine warme Teilnahme für seine persönlichen Schicksale aussprach, schrieb er mir wieder:

„Sie erinnern mich durch Ihre Freundschaft an meine entschwundene Jugendzeit. Ihre Freundschaft ist eine tätige, das ist die einzige, die ich verstehe, die ich selbst habe. Passive Freundschaft hat man von allen Seiten, l'amitié raisonnée, collaboration, conspiration, francmaçonnerie, die Freundschaft der Glaubensgenossen — aber alles das ist unbestimmt und abstrakt. Ich danke Ihnen auf das wärmste, mich daran erinnert zu haben, daß es eine andere, menschlichere, persönlichere Sympathie gibt in diesem vacuum horrendum, mit dem uns die Welt umgibt. Glauben Sie mir, daß trotz meines Äußern à la Falstaff es kein noch so zartes, kaum faßbares echtes Gefühl gibt, das nicht ein Echo in meinem Herzen fände."

Nach der Ankunft der kleinen Mädchen, die von einer deutschen Bonne beaufsichtigt wurden, übernahm ich es, der älteren (die andere war noch zu klein) Stunden zu geben und das Leben der Kinder etwas zu überwachen. Als der Som-

mer kam, ging ich zur Erholung von dem anstrengenden Leben in London eine Zeitlang an das Meer in einen kleinen, ziemlich einsamen Badeort, Broadstairs genannt, und Herzen versprach, mit den Kindern auch dahin zu kommen. Als dies nicht geschah, fragte ich brieflich nach dem Grund und sagte im Scherz, daß ihn die Meereinsamkeit wohl erschrecke. Darauf schrieb er, beinah verletzt, daß ich nicht glauben solle, daß ihm das Treiben der großen Stadt noch etwas bedeute und fügte hinzu: „Ich habe ein Leben in die Breite gehabt, ein Leben des entraînement und des Glücks — tempi passati! Was mir noch geblieben ist, das ist die Energie des Kampfes — und ich werde kämpfen, der Kampf ist meine Poesie. Alles übrige ist mir beinah gleichgültig. Und Sie glauben, daß mir etwas daran liegt, ob ich in London oder Broadstairs bin? Ich sagte Ihnen vor einiger Zeit, daß Sie die einzige Person sind, mit der ich nicht nur freiwillig über allgemeine Dinge von Bedeutung spreche, denn das tue ich mit allen Menschen, die ich achte, sondern auch über intimere Angelegenheiten. Die Wohltat, das zu können, wiegt, denke ich, die kleinen Mängel eines derartigen Aufenthalts mit solchem Reichtum auf, daß sie nicht mehr der Erwähnung wert sind."

Es kamen dann aber auch, trotz seines Kampfesmutes, Stunden tiefster Melancholie und elegischer Stimmungen über ihn, und so schrieb er mir in einem anderen Brief in Antwort auf eine Bemerkung meinerseits: „Sich totschießen? Man tötet sich nicht infolge eines Raisonnements; die Kugel ist kein Syllogismus. Nur einmal in meinem Leben habe ich an Selbstmord gedacht, niemand hat jemals etwas davon gewußt. Ich schämte mich, es einzugestehen und mich jenen Elenden gleichzustellen, die den Selbstmord ausbeuten. Ich habe jetzt keine Leidenschaft mehr, die stark genug wäre, mich zum Selbstmord zu treiben. Ich habe sogar einen ironischen Wunsch, eine bloße Neugierde, zu sehen, wie alles weiter gehen wird. Vor zwei Jahren schrieb ich einem Freund: ich erwarte nichts mehr für mich; nichts wird mich mehr sehr er-

staunen, nichts mehr sehr erfreuen. Ich habe so viel Kraft der Gleichgültigkeit, der Resignation, des Skeptizismus, des Alters erlangt, daß ich alle Schläge des Schicksals überleben werde, obgleich ich weder wünsche, lange zu leben, noch bald zu sterben. Das Ende wird kommen, wie der Anfang gekommen ist, durch Zufall, ohne Bewußtsein oder Vernunft. Ich werde es nicht zu beschleunigen suchen, noch es fliehen.

Diese Zeilen waren in vollster Aufrichtigkeit geschrieben, denken Sie darüber nach. Sie könnten mir meine Müdigkeit vorwerfen, wenn ich mich beklagte. Aber ich beklage mich niemals, außer wenn eine Freundeshand an die schmerzlichen Saiten rührt. Sonst spreche ich von Revolution, demokratischen Komitees, von Mailand, Amerika, der Moldau, kurz allem möglichen. Viele Leute halten mich für den zufriedensten Menschen auf der Welt, andere, wenn sie mich nachdenklich sehen, schreiben es politischem Ehrgeiz zu.

Aber ja, es kommen noch Augenblicke, wo ein Sturm im Herzen tobt. Wie man sich da nach einem Freund sehnt, nach einer Hand, einer Träne, — es wäre so viel zu sagen — dann wandere ich durch die Straßen — ich liebe London bei Nacht — ich gehe allein, gehe immer zu — an einem der letzten Tage war ich auf der Waterloo-Brücke — es war kein Mensch da außer mir. Ich setzte mich eine lange Weile hin — mein Herz war so schwer — ein Jüngling von vierzig Jahren! — Aber auch das geht vorüber! Und nun genug davon! Ich liebe es nicht, mich in diesen lyrischen Ergüssen gehen zu lassen."

Ich versuchte dann in meiner Antwort seinem Skeptizismus die Ansicht gegenüber zu stellen, daß das Leben kein bloßes Auf- und Untergehen ohne anderen Zweck als den der Neuheit sei, nicht das bloße Spiel einer kalten Notwendigkeit oder eines Zufalls, der nach Momenten eines Scheinglückes von Liebe, Schönheit, Geist uns wieder in das Nichts der Materie entließe. Auch angenommen, daß die individuelle Entwicklung an den Organismus gebunden sei und mit ihm vergehe, so werde doch die Gesamtentwicklung des Bewußtseins gleich-

sam ein Konkretes, ein Allgemeines von Geist über der Welt, das zu neuen Idealen fortschreite, zu dem vollkommneren Kunstwerk des Daseins, zu dem die vorhergehenden Epochen den Weg gebahnt, und daß sich so, nach allem bitteren Kampf und Schmerz, die Einheit des Lebens wiederherstelle. Er erwiderte:

„Ich tue es nicht zum Schein, wenn ich mich mit der Moldau, mit Louis Napoleon oder dergleichen Dingen beschäftige; nein, ich werde leicht fortgerissen und dann bemächtigt sich meiner ein wahres, wenn auch nicht tiefes Interesse. Diese Leichtigkeit, mich hinreißen zu lassen, und eine große Beweglichkeit und Eindrucksfähigkeit tragen zu meiner Genesung, zu meiner Gesundheit bei, also ist das alles kein Schein. Und auch jene Momente der Tätigkeit im Traurigen, wie die auf der Waterloo-Brücke, fliehe ich durchaus nicht; ich schäme mich im Gegenteil, daß sie zu selten sind. Es ist sonderbar, daß ich Ihren Gesichtspunkt beinah teile, und doch ist ein Unterschied da. Nein, Liebe, Glück, Freundschaft, Hingebung sind keine Täuschungen, aber sie sind vergänglich, wie das Leben selbst. Ich bin sehr glücklich gewesen; ich habe die Heiterkeit gehabt, von der Sie sprechen; ich fühlte mich so gut zu Hause in dieser Welt — und nun ist es genug, es gibt kein chronisches Wohlsein. Für das Individuum ist alles zu Ende; aber nicht für die Rasse, für die große Mitte, und Sie sehen, wie die Natur ökonomisch ist, ich bleibe tätig. Die Briefe aus Rußland sind gut; ich gestehe Ihnen, daß ich heiße Tränen geweint habe, als ich sie las. Ich steige dort mehr und mehr in die Höhe, das ist ein Beweis, daß das, was getan werden mußte, geschieht."

Und wirklich nahm seine politische Tätigkeit immer größere Proportionen an. Nach meiner Rückkehr vom Meer hatte ich mich entschlossen, die Erziehung der kleinen Mädchen ganz zu übernehmen und dem häuslichen Leben wieder eine geordnete Gestalt zu geben, da Herzen selbst dies nicht vermochte und doch tief unter der Zerstörung desselben, besonders der Kinder wegen, litt. Ich zog zu dem Zweck ganz in das Haus

und wurde nun Zeuge der unermüdlichen Arbeitskraft und Tätigkeit und der unverwüstlichen Geistesfrische Herzens. Seine Verbindungen mit Rußland wurden immer eifriger; es waren nicht länger bloß die Polen, die sich erfreut und dankbar diesem Russen zuwandten, dessen gerechter Sinn, die an ihnen verübte Gewalttat geißelnd, ihnen zur Versöhnung die Hand reichte. Es kamen ihm jetzt Briefe und Dokumente aller Art aus Rußland zu, die ihn über die dortigen Zustände, die Maßregeln der Regierung und die Mißbräuche der Beamten unterrichteten und ihn zu Veröffentlichungen anregten, die bald auf geheimem, aber sicherem Wege in Rußland eingeführt wurden und eine wahre Begeisterung in dem freisinnigen Teil der russischen Gesellschaft hervorriefen. Die Besuche von russischen Reisenden, die nach London kamen, mehrten sich; obgleich es immer ein Wagnis blieb, wenn entdeckt wurde, daß man Herzen aufsuchte, der nun schon ein Geächteter im Vaterland war, dessen unbewegliches Vermögen man konfisziert und dessen Namen man als den eines Schuldigen verpönt hatte. Einer von diesen Besuchern erzählte, wie ihm in der Postkutsche auf der Straße nach Sibirien ein Reisender eines der Flugblätter Herzens unter dem Siegel der Verschwiegenheit gezeigt habe; wie diese Blätter heimlich von Hand zu Hand gingen und man sogar in den Regierungslokalen, den Archiven und Bibliotheken nachts aufbleibe, um Kopien zu verfertigen und zu verteilen. Als im Jahr 1855 die Nachricht vom Tod des Kaisers Nikolaus kam, entstand in Herzen der Gedanke, eine größere Monatsschrift herauszugeben unter dem Titel: „Polarstern", den einst das Journal der fünf von Nikolaus geopferten Märtyrer der Revolution von 1825 getragen hatte. Hier fanden nun längere Aufsätze politischen und sozialen Inhalts Platz, und zwar nicht nur allein von Herzen, sondern auch von bedeutenden russischen Persönlichkeiten, die ihm diese zuschickten. Die Einführung seiner Schriften in Rußland und die Sendungen von dort wurden immer besser organisiert und erreichten ihren Zweck trotz der Aufmerksamkeit der russischen Polizei. Ich hatte mich

zu der Zeit, besonderer Verhältnisse wegen, von der Familie Herzen getrennt, war aber in eifriger Korrespondenz mit ihm. Er schrieb mir fortwährend von der Menge Russen, die ihn zu besuchen kamen und ihm von dem Einfluß erzählten, den seine Schriften in Rußland hätten; wie die Beamtenwelt sie verabscheue, die Jugend aber von nichts anderem wissen wolle, als vom „Polarstern" und den anderen Schriften. Im Jahr 1857 war dem Polarstern infolge dieses beispiellosen Erfolgs die Veröffentlichung einer Wochenschrift mit dem Titel: „Die Glocke" gefolgt; an ihrem Inhalt beteiligte sich nun auch Herzens intimster Jugendfreund, Ogarew, der gekommen war, um bei ihm zu bleiben. Diese „Glocke" wurde in der Tat mit ihrem Läuten ein Weckruf für die freien Geister in Rußland. Aber auch der Kaiser Alexander II. las sie und sie hatte entschiedenen Einfluß auf seine Entschließungen. Herzen schrieb mir: „Alexander II. wird zum großen Mann; er hat im Ministerrat befohlen, eine Vorlage zu bereiten, um endlich die Rangunterschiede im Zivildienst abzuschaffen. Er geht nach unserm Programm vor." Und weiter: „Haben Sie gelesen, daß der Adel von Nischni die Bauern befreien will? Das ist sehr wichtig, denn Nischni ist zentral. Wir haben aber auch schlechte Nachrichten; der Adel im Norden und Osten macht dagegen offne Opposition. Sie können sich denken, wie wir diese Bestien in der Glocke geißeln werden. — — — Ich habe einen Menschen gesehen, der die Geschichte von K. genau kennt. (K. war in London bei Herzen gewesen und nachher in Petersburg verhaftet worden.) K. hat es absolut verweigert, die Leute zu nennen, mit denen er in Rußland verkehrt hat; er hat nur von mir und Ogarew gesprochen. In dem Bericht Schuwalows an den Kaiser ist dies erwähnt und dieser hat dazu geschrieben: ‚Sagen Sie ihm, daß ich anfange, ihn deswegen zu achten.' Welche Lehre für die feigen Angeber! — M. hat Personen denunziert, die bei mir waren, der Kaiser hat gesagt: lassen Sie sie ruhig. Man schreibt uns von allen Seiten, vor allen Dingen nur die Frage der Aufhebung der Leibeigenschaft zu fördern. Ein Grundbesitzer von Tambow

aber hat öffentlich in der Versammlung des Adels gesagt, daß der Kaiser eine Insurrektion der Bauern herbeiführen werde und daß die Regierung nicht verstehe, daß die Emanzipation der Bauern zum Sozialismus führe. Die Rede dieses Kerls habe ich heute bekommen und morgen wird sie in der ‚Glocke' gedruckt."

Seinem kühnen Vorgehen setzte man aber auch immer schärferen Widerstand entgegen. Schon im Jahr 1858 schrieb mir Herzen: „Der Krieg gegen uns hat begonnen. Die russische Gesandtschaft dringt darauf, uns alle Verbindungswege durch Deutschland abzuschneiden. Man ist in Korrespondenz mit der preußischen Regierung, es heißt: ‚Das Aufsehen und der unerhörte Lärm, den diese russischen Schriften im Land hervorrufen, legen uns die Pflicht auf usw.'

Ein solches Geständnis der Schwäche ist 10 000 Franken wert. Seien Sie gewiß, daß das alles nicht vom Kaiser kommt, sondern von der Kamarilla, die unsere Enthüllungen fürchtet."

Es kam aber zu wirklichen Drohbriefen, worin man sogar von Mord sprach. Darauf druckte Herzen in der „Glocke" einen Brief voller Ironie an den russischen Gesandten in London, der seinen damaligen Stil charakterisiert:

„Herr Baron! Sie erwarten sicher nicht, von mir einen Brief zu erhalten. Es erstaunt mich selbst, aber es ist im Interesse der Regierung, die den Vorteil hat, von Ew. Exzellenz vertreten zu sein, daß ich bitte, einige Augenblicke Ihrer kostbaren Zeit in Anspruch nehmen zu dürfen. Ich werde kurz und sparsam mit Worten sein.

Zunächst vermute ich, Sie wissen, daß Ogarew und ich Redakteure einer russischen Zeitung sind, die den Namen „Glocke" führt. Als solche haben wir kürzlich mehrere Briefe, voll von gemeinen Ausdrücken und von Drohungen, erhalten. Man droht, Ogarew, Prinz Peter Dolgoruky und mich ermorden zu wollen. Dies hätte mich aber noch nicht bestimmt, Ihnen zu schreiben. Jedoch vorgestern erhielt ich in Gegenwart mehrerer Zeugen zwei Briefe, in denen ein unbekannter

Freund mir die Absicht der Petersburger geheimen Polizei mitteilt, mich zu entführen oder zu töten, um unseren Veröffentlichungen ein Ende zu machen. Die erste dieser Absichten, Herr Baron, ist nicht zu beachten, sie ist zu lächerlich; mich bärtige Proserpina und Schuwalow, Adjutant Sr. Majestät Pluto!! das ist zu grotesk, um möglich zu sein. Es bleibt also der Mord! Wer aber hat diesen Mordversuch befohlen? Der Verdacht würde natürlich auf das erhabene Haupt Sr. Majestät des Kaisers fallen, ich bin aber vollständig überzeugt, daß er dessen unfähig ist. Sie werden wohl wissen, daß der Kaiser und ich in vielen Punkten total verschiedner Meinung sind, aber das ist doch nicht hinreichend, um Mörder nach mir auszusenden — ich würde das nie tun. Es paßt das auch gar nicht zu dem ritterlichen und sanften Charakter Alexanders II., auch nicht zu den Traditionen seiner Familie, er ist weder Korse noch Borgia, um mit dem Stilett zu spielen. Ich weiß wohl, Herr Baron, daß man mir sagen könnte, es hätte Fälle gegeben, wo man der Natur etwas zuvorgekommen sei und den Lauf der Dinge beschleunigt hätte, aber das ist doch immer nur in der größten Intimität zwischen Mann und Frau etwa oder Vater und Sohn geschehen. Ich beanspruche nicht, auf solchem Fuß mit Sr. Majestät zu stehen, um ein Recht auf so viel Familiarität von seiner Seite zu haben.

Ich weise also jeden Verdacht von der Person Alexander II. ab. Wäre es Graf Schuwalow? Die Briefe sprechen gerade von der dritten Sektion. Vor zwei Monaten ist es dem Grafen gelungen, einen Herrn Salzmann in Paris verhaften zu lassen, der durch einen Prinzen Kotschubey eines Mordversuchs auf dessen Person schuldig befunden wurde — die Sache scheint mir etwas verwickelt — und dieser Erfolg hat ihm vielleicht etwas übertriebene Ideen über die Allmacht der dritten Sektion beigebracht. Aber sei es Schuwalow oder ein anderer, die Verantwortung wird immer auf den unschuldigen Alexander fallen. Ich bin daher der Ansicht, daß wir auf der Regierung, welche die Ehre hat, von Ihnen repräsentiert zu werden, den Verdacht nicht sitzen lassen dürfen, daß sie Hinter-

halte bereite und Polizei-Brutusse halte, die über das Meer fahren, den Dolch im Gewande! Die kaiserliche Gesandtschaft muß mir daher etwas zu Hilfe kommen, Herr Baron, um die Verleumder zu beschämen und nicht allein das, Sie müssen mich jetzt auch hüten wie Ihren Augapfel, denn bei jedem Haar, das von meinem Haupte fällt, wird man sagen, daß das russische Gouvernement es mir ausgerissen hat. Dies ist so sehr in Ihrem Interesse, daß ich, nachdem ich eine beglaubigte Kopie in sichere Hände niedergelegt habe, keine weiteren Maßregeln ergreifen werde, da ich weiß, daß Sie solche nolens volens ergreifen müssen.

Indem ich mich so der mütterlichen Fürsorge der russischen Gesandtschaft anvertraue, bitte ich Sie, Herr Gesandter, den Ausdruck meiner Hochachtung entgegen zu nehmen.

A. Herzen, Redakteur der ‚Glocke'."

In diesen ironisch-oppositionellen Ton wurde er hineingetrieben durch die albernen Beschuldigungen von der einen und die ebenso albernen Verfolgungen von der anderen Seite. In der ersten Zeit seiner literarischen Polemik hatte er sich meist nur auf die Forderungen eines gerechten, aber gemäßigten Fortschritts beschränkt: 1. Aufhebung der Leibeigenschaft; 2. Abschaffung der körperlichen Strafen und der Zensur und 3. Öffentlichkeit der Gerichte. Mehr als einmal hatte er mir gesagt, es sei seine feste Überzeugung, daß Rußland noch lange nicht reif sei für eine Republik und daß noch eine lange Erziehung des Volkes, vor allem aber die Autonomie der Provinzen vorangehen müsse; denn einen zentralisierten Staat von so ungeheurer Ausdehnung hielt er mit Recht für eine Anomalie.

Als es nun endlich Gewißheit wurde, daß Alexander II. die Leibeigenschaft aufheben wolle, zu welchem Entschluß die Veröffentlichungen der Glocke viel beigetragen hatten, wie die glaubwürdigsten Zeugen versicherten, geriet Herzen in die freudigste Aufregung und beschloß, die Veröffentlichung des Dekrets mit einem Fest zu feiern, wobei er einen Toast auf

den Kaiser ausbringen und ihm die lebhafte Zustimmung seiner ganzen Partei versichern wollte. Am 10. April 1863 war das geräumige Haus Herzens in London festlich geschmückt. Zwei Fahnen wehten am Haustor, die eine mit der Inschrift: „Freedom of the Russian peasants"; die andere mit den Worten: „The free Russian press". Eine internationale Gesellschaft bedeutender Menschen sollte sich in den mit Blumen geschmückten Räumen versammeln. Musik war bestellt, um durch die Klänge der Marseillaise und russischer Volkshymnen die Stimmung zu erhöhen. Aber am Morgen des Tages brachte ein Telegramm die Nachricht von den in Warschau verübten blutigen Greueln, als auf höheren Befehl das Militär mit den Waffen in der Hand auf die Teilnehmer einer friedlich patriotischen und religiösen Zeremonie eingedrungen war und unbewaffnete Menschen verwundet und getötet hatte. Herzen schilderte wie folgt in der Glocke den Eindruck, den diese Nachricht bei seinem Fest hervorgerufen hatte und die Daily News wiederholten diese Schilderung in Antwort auf einen tief sympathischen Brief Garibaldis an Herzen, den sie auch gedruckt hatten.

„Unser Fest war traurig und düster. Wir haben wenig schwerere Tage gekannt, in denen die Seele so tief durch peinvolle und sich widerstreitende Gefühle bedrückt gewesen wäre. Niemals früher hingen Lampen so nahe an Tränen. Wir sehen nun, die Zeit ist noch fern, wo ein Russe irgendein Fest in herzlicher Fröhlichkeit, ohne traurige Hintergedanken, ohne Furcht und Sorge, feiern kann. Wir waren wieder jung geworden durch die Nachricht von der Emanzipation der Bauern, sahen voll Hoffnung in die Zukunft und erwarteten voll Rührung unsere eingeladenen Gäste, um zum erstenmal in unserem Leben unser Glas auf die Gesundheit des Kaisers Alexander II., des Befreiers der Bauern, zu leeren. Zwar wußten wir recht gut, welchem Tadel wir uns von seiten eines engherzigen politischen Puritanismus und kleinlicher Eifersucht aussetzen würden, aber wir wußten auch, daß dieser Toast in dem Herzen Alexander II. ein Echo haben würde,

ganz verschieden von dem Echo eines Enthusiasmus, der unter der Zensur der Gendarmen und durch die Polizei hervorgerufen ist. Doch unsere Hand fiel nieder und unser Toast versank in dem Blut, das in Warschau vergossen wurde; das Verbrechen war noch zu neu; die Wunden bluteten noch; die Leichen waren noch nicht kalt geworden! Der Name des Zars starb auf unseren Lippen; ohne Reden, ohne laute Freudenbezeugungen, mit der religiös ernsten Sammlung, mit der man sich einem anderen Kelch, auch zum Gedächtnis eines Märtyrertums und einer Erlösung, naht, erhoben wir das Glas, tranken dem erlösten befreiten Volk zu und brachten nur den einen Trinkspruch aus: ‚Auf die gänzliche, absolute Unabhängigkeit Polens, seine Emanzipation von Rußland und von Deutschland und auf die brüderliche Freundschaft zwischen Russen und Polen.'

Nur nach der völligen Trennung Polens von Rußland werden die zwei Völker fähig werden, sich zu verstehen. Der russische Offizier, der bei den Ermordungen in Warschau seinen Degen zerbrach, hat eine neue Ära begonnen. Wenn er gestorben ist, wie die Zeitungen sagen, wollen wir uns mit den Polen vereinigen, um ihm an der Grenze ein Monument zu errichten, das Monument einer neuen Brüderschaft.

Und Sie, Sire, warum stören Sie unser Fest? Haben wir zu viele gehabt, seit wir auf der Welt sind? Was hatten wir anderes zu feiern als Begräbnisse? Als sich vor sieben Jahren das ganze Volk über Ihre Thronbesteigung freute, war es auch aus Freude über einen Tod. Warum ließen Sie nicht wenigstens etwas Zeit vergehen zwischen der Befreiung der Bauern und der Ermordung unschuldiger Menschen? Warum zwangen Sie uns, die Ökonomie von Hamlets Mutter umzudrehen und unseren Festkuchen an dem Rand des Grabes zu essen, in das Ihre Polizei die Körper der Märtyrer geworfen hat? Kaum hatten sich unsere Herzen dem Gefühl der Versöhnung und der Freude geöffnet, als uns auch das wieder roh genommen wurde, so daß uns abermals nichts übrig bleibt als bittere und zornige Worte. Sire, keine

Träumereien, keine Träumereien*)! Sie haben Polen verloren! Sie hatten die Macht, an die Spitze der slawischen Bewegung zu treten, Polen wiederherzustellen, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen. Sie haben die militärischen Dragonaden vorgezogen. Keine Träumereien, Sire! Sie haben Polen verloren, das heißt, das lebendige Polen! Der Leichnam mag als Trophäe für die tapferen Truppen Eurer Majestät bleiben.

„Ich bin usw.
Alexander Herzen
Redakteur des ‚Kolokol' (Glocke)."

Bis zum Jahr 1863 war Herzens Ruhm und sein mächtiger Einfluß in Rußland fortwährend im Steigen und selten ist es wohl einem Publizisten gelungen, aus der Fremde eine solche Macht in der Heimat auszuüben. Wie fern aber stets sein Sinn von jedem gewaltsamen Eingreifen in die Entwicklung der Geschicke Rußlands, von jeder Aufmunterung zur Revolution war, beweist sich am besten dadurch, daß Bakunin sich von ihm lossagte und ihn geradezu für einen Reaktionär erklärte. Bakunin war aus seiner Verbannung in Sibirien zurückgekehrt, als hätte das Eis jener Regionen ihn konserviert als den Revolutionär von 1848 und 1849. Er hatte nichts von dem Verlauf der Geschichte gelernt, und sein beschränktes Dogma stieß sich an dem weiten verständnisvollen Blick Herzens, der neben dem theoretisch heiß Verlangten sehr wohl das praktisch Mögliche erkannte. Wie hätte er auch wohl sonst die beispiellose Macht über die Gemüter in Rußland ausüben können, wenn seine feurigen Worte nicht gerade die allgemein empfundenen Wünsche und Bedürfnisse getroffen hätten, ohne eine empfindliche Seite des Nationalcharakters zu berühren? Wer in Zeiten der Gärung, wo vorschreitende Ideen zur Tat drängen, eine entscheidende Wirkung ausüben will, muß es verstehen, den lebensfähigen Nerv

*) Worte des Kaisers Alexander an die polnischen Adeligen im Jahr 1856.

der Bewegung zu treffen, sonst bleibt sein Bemühen fruchtlos. Deshalb war Garibaldi im Augenblick der Erhebung Italiens erfolgreicher als Mazzini und Herzen, erfolgreicher als Bakunin, der mit seinen veralteten Verschwörungsmaßregeln und seinem Nihilismus nichts erreichte, als ein paar junge Leute, besonders unter der polnischen Emigration, um sich zu sammeln und mit ihnen sterile Aufstandspläne zu machen.

Es kam dann der Augenblick, wo Herzens Liebe zur Gerechtigkeit und sein humanes Gefühl den vollständigen Sieg über den nationalen Egoismus davon trugen. Die polnische Revolution brach aus und die revolutionäre Partei schickte Abgesandte zu ihm, um seinen Beistand durch die Beeinflussung seiner Anhänger zu erbitten. So wie er stets gegen das an Polen durch Rußland verübte Unrecht gewesen war, so erklärte er sich auch diesmal für die Unterdrückten, stellte jedoch bestimmte Forderungen, in erster Reihe: die Befreiung der Bauern. Natürlich erlag die Revolution der Übermacht; die russische Regierung war so klug, für die Bauern zu tun, was der polnische Adel nicht getan hatte; im übrigen waltete die Schreckensherrschaft Murawjews. Das russische Nationalgefühl aber war durch Herzens Teilnahme für Polen gekränkt; das übertriebene, immer stärker hervortretende Slawophilentum erhob sich gegen ihn unter der Anführung des Journalisten Katkow, und der Einfluß der Glocke schwand mehr und mehr. Sie erschien mehrere Jahre in französischer Sprache in Brüssel und bis 1869 russisch, aber Herzen selbst fühlte, daß sein Einfluß auf die russische Jugend vorüber sei und daß es nutzlos wäre, die Veröffentlichung weiter fortzuführen. Ich schrieb ihm in diesem Sinn und daß es edler und größer wäre, selbst zurückzutreten, als den vergeblichen Kampf gegen eine Strömung, die für den Augenblick alles fortriß, weiter zu kämpfen, und fügte hinzu: „Was können Sie jetzt anderes sein als der Henker der Henker", indem ich der Artikel gedachte, die er gegen die Greueltaten Murawjews geschrieben hatte. Er antwortete mir: „Sie haben

das rechte Wort gefunden", und die Glocke hörte bald darauf auf zu erscheinen.

Einige Zeit darauf machten junge Leute ihm den Vorschlag, an die Spitze eines neu von ihnen zu gründenden Blattes zu treten, und baten mich, mit ihm darüber zu verhandeln. Er schrieb mir über den Antrag und sagte: „Man hat uns nicht verlassen, weil die Forderungen des Kolokol sich erfüllt haben, sondern weil der Kampf einen wilden, unerbittlichen Nationalismus wachgerufen hat; die Regierung hat weder die Apotheose Murawjews noch die Popularität Katkows zustande bringen können. Von welcher Klasse der Zivilisation sprechen diese Herren? Hat nicht der ganze Adel durch seine Beifallsbezeigungen an jenen Greueln teilgenommen? Seien Sie sicher, daß wir Rußland noch einmal einen großen Dienst geleistet haben; wir sind das lebende Zeugnis der Protestation gegen die Vernichtung einer Nationalität. Auch werfe ich es diesen jungen Leuten vor, daß sie nicht die ersten waren, die es anerkannten, daß wir als Sühnopfer oder wenigstens als Reinigungsopfer gefallen sind. Wir, und die schon ganz Verlorenen, wie Michailow*), die Gefangenen, wie Tschernischewsky u. a. — wir sind die einzigen, die sich nicht mit Blut befleckt haben. Was ist denn diese Rolle eines doktrinären Zivilisators, die man mir zumutet? Ist es die Rolle eines Peters des Großen im kleinen oder die Leibeigenschaft der Zivilisation? Ich kann schweigen, das eine oder andere schreiben, aber diese Rolle eines Hohenpriesters mag ich nicht. Und dann, wie kommt es, daß diese jungen Leute, die teils zu Hause, teils in der Fremde sind, weder Kraft, noch Talent, noch Liebe und Ausdauer haben, um selbst eine periodische Schrift zu redigieren? Wir wollen ihnen Artikel geben, ihnen die Druckerei und den Drucker leihen, so mögen sie anfangen. Die jetzige Sterilität der russischen Literatur ist merkwürdig — die Sterilität einer Wüste.

*) Ein russischer Dichter, der Herzen in London besuchte, nachher nach Sibirien geschickt wurde und im Gefängnis starb.

Wir sind bereit zu helfen, aber die Redaktion, die moralische so wenig wie die materielle, übernehmen wir nicht."

Nie hatte jedoch, auch in der Zeit seiner angestrengtesten politischen Tätigkeit, sein feuriger, jedem großen Lebensinteresse zugewandter Geist aufgehört, sich nach allen Richtungen hin verständnisvoll umzusehen und dem ästhetischen Bedürfnis seiner allseitigen Bildung neue Nahrung zuzuführen. So gönnte er sich mitten auf dem Gipfel seiner Erfolge mit der Glocke einige Tage Zeit, um eine wunderbar schöne Kunstausstellung in Manchester anzusehen, zu der alle Großen Englands die reichen Schätze ihrer Privatsammlungen hergegeben hatten. Da er hörte, daß ich auch hinging, schrieb er mir: „Ich bin durchaus befriedigt von der Manchester-Ausstellung. Der Reichtum des Vorhandenen, das Lokal, die Abwechslung vom Hören ernster Musik und der Betrachtung der Bilder gibt eine tiefe Ruhe und einen großen Genuß. Der künstlerische Epikurismus ist der einzige Hafen, das einzige Gebiet, das wir haben, um wirklich auszuruhen. Murillo beherrscht das Ganze, seine Bilder füllen allein einen großen Saal. Rembrandt, Rubens und besonders van Dyck sind vortrefflich vertreten. Ich habe mich etwas mehr wie früher mit Rubens befreundet. Betrachten Sie besonders sein herrliches Bild der Königin Thamari. Vergessen Sie nicht Ruysdael, van Cuyp und die anderen großen Landschaftsmaler der Niederländer zu studieren. Gehen Sie gar nicht in die Säle der modernen Malerei, oder wenigstens, nur um Porträts von Reynolds zu sehen. Denken Sie auch daran, daß ich eine kleine Geliebte in der Ausstellung habe, keine Aristokratin vom Pinsel Raffaels oder Murillos, sondern eine Sigismonda von Farini."

Es war dies das Bild eines jungen Mädchens, das, einen Schal über den Kopf gezogen, unter einem Torweg, wie auf jemand wartend, steht; allerdings ein Geschöpf von unaussprechlicher Anmut, das in seiner Einfachheit eine ganze Geschichte voll Poesie erzählte.

Später, als ich mit seinen Töchtern in Florenz war und

er kam, diese zu besuchen, fuhr er von da nach Venedig, das er noch nicht kannte, und schrieb mir von dort: „Seien Sie überzeugt, daß Venedig die schönste Absurdität ist, welche die Menschheit gemacht hat. Es ist sublim aus Übermaß des Unsinns und es ist der beste Kommentar dazu, weshalb die Mollusken prachtvolle Muscheln mit Perlen und mit Alkoven von Perlmutter machen. Wenn man nur Wasser anstatt Erde und nur Felsen als Fundament hat, so muß man bauen und bauen, schmücken und schmücken. Eine Stadt, die Winter und Sommer ein Fußbad nimmt, muß wenigstens gut gekämmt sein. Um nichts in der Welt möchte ich hier leben, aber zuweilen auf eine Woche herzukommen, ist ein tief ästhetisches Vergnügen. Die Tage hier sind mir nur vergiftet worden durch den Lohndiener, der mir immer etwas zeigte, wenn ich nichts sehen wollte, und mich hinderte zu sehen, wenn ich es wünschte. Er hat mich um mehrere Franken betrogen, ich tat, als merkte ich es nicht, und so schieden wir als die besten Freunde für alle Ewigkeit. Übrigens betrügen hier alle, das viele Wasser hilft nichts für die moralische Reinlichkeit. Der Karneval hat riesige Proportionen angenommen. Eine kleine Dummheit ist dumm; eine große kann schön und grandios werden. Das einfache Maskenfieber ist zum Nervenfieber geworden. Alle Plätze und Straßen sind mit Masken und Volk gefüllt; man kann nicht durchkommen; die Zirkulation steht still; überall tönt Geschrei und Gelächter, aber nichts Unanständiges wie in Paris. Diese Tatsache hat mich erobert; hier ist ein Volk, das sich freut und lustig ist, aber es ist nicht das Arsenal eines öffentlichen Hauses, dessen Personal man ein Zeichen aufdrückt wie die Spitze einer Pickelhaube."

Nachher aus Mailand schrieb er wieder: „Nach Venedig habe ich nie eine solche steinerne Narrheit gesehen, wie in dem großen Dom, so schier wahnsinnig, so unnütz erhaben, so stalaktitentoll. Ja, der Mensch ist nur im Unsinn groß."

Viel mehr noch aber als die Erzeugnisse der bildenden Kunst beschäftigten ihn die Ergebnisse der Literatur. Wie

schon gesagt, hatte er sich in den Jahren 1847 und 1848 in Paris sehr mit Proudhon befreundet und beträchtliche Summen zu dessen Journal beigetragen, wie er denn überhaupt stets bereit war, zur Förderung der Ideen oder zur Linderung der Not anderer großmütig beizustehen. Später hatten die Beziehungen zu Proudhon aufgehört, aber als dessen neuestes Buch erschien, schrieb er mir: „Lange habe ich nicht einen so tiefen Schmerz gefühlt wie den, welchen mir das Buch von Proudhon verursacht hat. O, die romanische Welt geht zu Ende, dies ist ein Grabdenkmal. Proudhon macht sich selbst zur Bildsäule, wie die Frau Loths. Nachdem er alles verstanden hat, kommt er zu dem Opfer des Menschen an die Familie zurück, und danach — danach soll der Triumph der Gerechtigkeit kommen? Der dritte Teil, ausgenommen das Kapitel über den Fortschritt, ist traurig, traurig, traurig! Es ist ein Greis, der sein Testament macht." Und später schrieb er wieder: „Ich lese noch immer am dritten Band von Proudhon — nun wohl, auch an ihm vollzieht sich eine Fatalität! Der Mensch, der einen Band von mehr als zweihundert Seiten, voll — römischer Schändlichkeiten gegen die Frauen hat schreiben können, ist kein freier Mensch. Die Zeit der revolutionären Demagogie ist vorbei. Mit jedem Tag sehe ich klarer, daß die ganze Epoche der politischen Revolution zu Ende ist, ebenso wie die Epoche der Reformation; geschlossen, ohne die Frage gelöst zu haben. Ist denn die religiöse Frage beendigt? Nein, aber sie interessiert nicht mehr. Wir gehen einer neuen Zeit entgegen und alles, was diese Herren, diese Ante-Diluvianer (‚die Veteranen von 1848') schreiben, gehört der Vergangenheit."

Man fing nämlich, besonders in der deutschen Emigration, an, ihn mit allerlei absurden Beschuldigungen anzugreifen; unter anderem behauptete man, daß er Rußland zum Krieg gegen Deutschland rate. Er schrieb mir darüber: „Wie könnte mir so ein verrückter Gedanke einfallen, daß man Deutschland erobern soll? Einen Artikel will ich deshalb schon schreiben, aber der wird jene Politikaster, jene Menschen der

alten Welt, nicht beruhigen. Glauben Sie, daß ich jetzt ein Jota ändern oder mich wie Mazzini zum Heiligen und zum Gegner der Bewegung machen und der letzteren dadurch schaden werde? Davon bin ich weit entfernt. Nie, auch mit keinem Wort, habe ich je zum Krieg geraten. Der Krieg ist da. Kein Mensch denkt an Deutschland; Österreich wird vielleicht untergehen; Frankreich muß in einem Befreiungskrieg die Freiheit wieder erlernen oder es wird dem krassesten Despotismus anheim fallen. Der Krieg gegen Österreich wird in Rußland höchst populär sein, und können Sie glauben, daß ich den lebendigen Einfluß, den wir haben, aufs Spiel setzen werde zur Beruhigung der Mecklenburger oder der Thüringer, indem ich gegen eine Tatsache schreibe? Meine Linie ist vorgezeichnet; sie kann manchmal abweichen, aber nur auf die Seite der Lebenden — nicht der Toten und Alten."

Wie dann aber auch, inmitten der politischen Erregungen und der kritischen Schärfe seiner Urteile in der Literatur, poesievolle Stimmungen durch die feurige Seele dieses energischen Kämpfers zogen, bezeugte mir wieder die Beschreibung einer Exkursion auf den Monte Rosa, die er mir im Manuskript zusandte. Er war von Zermatt vor Sonnenaufgang aufgebrochen, um mit seinem Führer die Höhe des Berges, so weit als möglich ist, zu erreichen. „Ich hatte Angst," sagt er, „daß der Tag nicht günstig sein würde; ein weißlicher Nebel bedeckte alles rings umher, so daß man selbst den Cervin nicht sah. Der Wirt machte mir noch mehr Angst, indem er sagte: ‚Ja, ja, der Matterhorn! S'ischt ein großer Herr, läßt sich nit immer sehe für jedermann!'

Glücklicherweise war der große Herr aber guter Laune und erschien bald in voller Pracht. Ein feiner, kalter Regen folgte auf den Nebel, und bald waren Regen und Nebel weit unter uns, ein Ozean von Dämpfen, eine Welt in Auflösung; aber über uns war der Himmel rein und blau. Victor Hugo erzählt von dem, was man auf dem Berge hört. Man muß doch vermuten, daß der Berg, auf dem er so schöne Dinge hörte, nicht sehr hoch gewesen ist. Wenigstens war

das erste, was mir auf jenen Höhen auffiel, die völlige Abwesenheit jedes Lärms, jedes Tones. Man hörte absolut nichts. Nur von Zeit zu Zeit unterbrach der Donner der Lawinen, die vom Cervin stürzten, für einen Augenblick diese durchsichtige, sichtbare und — ich habe kein passendes Wort — sonore Stille. Die große Dünne der Luft gibt dieser mineralen Ruhe, diesem ewigen Schlaf des Unorganischen, dieser elementaren Stummheit eine Stimme. Das Leben unten in der Tiefe ist es, das sich rührt, sich heftig bewegt, schreit und lärmt; hier ist man darüber erhaben, das alles ist unter dem Nebel zurückgeblieben. Selbst die Pflanzen, diese Taubstummen der Natur, verschwinden und sind nur durch kleine vertrocknete, graue, halberfrorene Algen vertreten. Noch einige Schritte höher — die Kälte nimmt zu; das Glatteis, das niemals auftaut, verdickt sich und bildet eine fortgesetzte Schneedecke. Das ist die Grenze des Planeten. Über sie hinaus nur Eis und Fels; da geschieht nichts mehr, ausgenommen hie und da mechanische Laute von Rissen und Einstürzen; es gibt da kein Wesen mehr; nur ein einziges Tier, das neugierigste von allen, steigt trotz Mühe und Gefahren hinauf, um einen Blick auf diese unermeßliche Öde zu werfen, auf diese erhabensten Punkte, welche die Grenzen der Erde bezeichnen, um Eis und Unendlichkeit zu atmen und dann schnell zurückzukehren in seine von Angst und Elend erfüllte Mitte, in der es aber zu Hause ist.

Wir hielten bei dem Eismeer an, das von einer Reihe von Höhen eingeschlossen ist und wie ein unermeßliches Kolosseum erscheint, das durch Wellen überschwemmt wurde, die eine plötzlich eintretende eisige Kälte in ihrem Anlauf überraschte und erstarrte. Die Formen der Bewegung sind festgehalten worden, ohne die Zeit gehabt zu haben, sich in gerader Richtung auszubreiten, und behalten nun für immer die Spur der unterbrochenen Bewegung.

Ich setzte mich allein in einiger Entfernung von dem Führer nieder, bei einem Granitblock, der da durch eine Laune des Eises in dem Schnee fest eingegraben war. Vor

mir breitete sich eine stumme Weiße ohne Ende aus. Ein kleiner Wind wirbelte von Zeit zu Zeit einen leichten Staub von Schnee empor, ließ ihn wieder fallen und alles kehrte in die weiße, stumme Stille zurück. Eine Lawine rollte, brach sich und hinterließ beim Fallen eine Wolke von Eis; die blitzte in tausend Funken auseinander und verschwand.

Der Mensch fühlt sich nicht wohl in diesem Rahmen. Ergriffen, traurig, sich nicht bei sich fühlend, ist er erstaunt, kommt sich fremd und überflüssig vor. Und doch atmet er hier freier und scheint sich für einen Augenblick selbst rein und weiß zu sein wie dieser Schnee, streng und ernst wie das Leichentuch, das den Leichnam der strengen, toten Natur bedeckt."

Schon seit mehreren Jahren hatte Herzen seinen Aufenthalt in die Schweiz, nach Genf, verlegt und seine Druckerei war ebenfalls dorthin übergesiedelt, da ihm der Aufenthalt in England aus mehrfachen Ursachen verleidet war. Leider zeigte sich bald nach seiner Übersiedlung ein chronisches Leiden bei ihm, das ihn nötigte, eine Badekur zu gebrauchen und sich einem streng vorgeschriebenen System zu unterwerfen, dessen Befolgung ihm aber noch ein langes Leben zu gewähren versprach, da er noch in voller geistiger und körperlicher Manneskraft stand. Doch lag viel Trübes, Persönliches und Allgemeines auf seinem Gemüt, besonders seitdem er einsah, daß er seine patriotisch-literarische Tätigkeit aufgeben müsse. Als die letzte „Glocke" erschien, enthielt sie einen Brief an Ogarew, worin Herzen ihm, oder vielmehr in dieser Form dem Publikum, die Gründe auseinandersetzte, die ihn zu dem Entschluß, die Veröffentlichung zu beenden, getrieben hatten. Der Brief war bewundernswert in seiner Offenheit, Gradheit und Einfachheit. Ich schrieb an Herzen: „Es ist ruhmvoller, so sich zurückzuziehen, als obstinat fortzufahren wie Bakunin und seinesgleichen. Alles, was die noch vorbringen, sind alte, verbrauchte Ansichten und Phrasen, sie haben nichts gelernt. Sie aber haben das rechte Wort gesagt: ‚Die Jugend geht vorwärts — den Alten haben

wir nichts mehr zu sagen.' — Ihnen liegt es jetzt ob, dem Gang der Dinge, die Sie mächtig geholfen haben vorzubereiten, als Weiser zuzusehen und mit einem Lächeln des Mitleids für diejenigen, die Sie als Maultier*) behandeln, vorüber zu gehen. Ich begrüße Sie auf der Schwelle der Walhalla, wo sich die Helden nach dem Kampf versammeln, und bei unserem nächsten Wiedersehen wollen wir zusammen auf die Gesundheit aller wahren Idealisten anstoßen — denn Sie, sagen Sie was Sie wollen, sind doch auch einer — und die zuletzt auch die wahren Realisten sind, denn sie haben den Takt des richtigen Augenblicks."

Ich weilte damals schon seit mehreren Jahren in Italien, in Florenz, mit der jüngsten Tochter Herzens, Olga, die von frühester Kindheit auf, mit Ausnahme von dem Intermezzo weniger Jahre, meiner liebenden Sorge anvertraut, mir wie eine teure Tochter geworden war. Der einzige Sohn Herzens lebte auch dort und war Assistent bei dem berühmten Physiologen, Professor Moritz Schiff, und die älteste Tochter, Natalie, teilte ihre Zeit zwischen den Geschwistern und dem Vater, der mit seinem Freund Ogarew in Genf war, noch immer, auch nach dem Aufhören der „Glocke", mit den Gedanken den russischen Zuständen folgend, aber tief traurig über alles, was in jener Epoche sich ringsum begab. So schrieb er mir im Anfang des Jahres 1868: „Ich sehe nicht eine lichte Linie, nicht einen lichten Punkt in dem Jahr, das anfängt. Versuchen wir es, alles mit der inneren Fülle zu besiegen und resignieren wir uns mit Stolz. Jedoch die Jugend sei jung! Am ersten Januar achtzehnhundertachtundvierzig war ich in Rom und überlas den ersten Artikel des „Vom anderen Ufer", den ich gerade beendigt hatte. Welch ein Band von Geschichte seitdem! Und an jedem Jahr blieben Fetzen unseres Fleisches hängen. Um klassisch zu sein,

*) Eine Äußerung Bakunins über Herzen, „das Maultier sucht in Nebeln seinen Weg", als er diesen für reaktionär erklärte nach der Aufhebung der „Glocke".

zitiere ich Ulysses, der erzählt, daß er, als er nach Ithaka schwamm, jeden Felsen mit Blut bedeckt zurückließ."

Im folgenden Jahr schrieb er wieder in ähnlicher Stimmung: „Eine Zeit des Kampfes fängt überall an, die letzten Verbände, die letzten Balken sind erschüttert. Ich habe lange Zeit geglaubt, daß die Familie als eine Naturgewalt widerstehen würde; sie wird auch länger widerstehen als der Staat, auch sie wird dahingehen wie eine überlebte historische Form, wie die letzte Zuflucht des Konservatismus. Wir haben Trauer getragen um den lieben Gott, um die Seele, um die Freiheit des Willens — bereiten wir uns jetzt, auch die Trauer um die Familie zu tragen.

Wissen Sie, daß ich Heimweh nach London habe? O menschliche Unbeständigkeit! Es ist nur e i n e Ausnahme und das ist in der Freundschaft."

Noch in einem anderen Brief schrieb er: „Europa geht unter, seien Sie davon überzeugt; Rußland und Amerika aber, beide blutbefleckt, steigen an beiden Seiten des Ozeans herauf, wie ich es seit 1849 vorausgesagt habe."

Die energische, zur Tat geborene Natur des genialen Russen konnte aber nicht lange in müßiger Ruhe verharren. Der Gedanke, sich wieder ein bleibendes Heim zu schaffen, die Familie und die treuesten Freunde, zu denen ich gehörte, um sich zu sammeln und sich einer anderen literarischen Tätigkeit zu widmen, reifte in ihm zum Entschluß. Nach Rußland zurückkehren zu können war unmöglich geworden; sein dort zurückgebliebener Besitz war von der Regierung konfisziert; die meisten seiner dortigen Zeitgenossen und Freunde waren tot oder im Exil; seine politische Wirksamkeit war beendet. So wählte er Paris, das ihm eine Zeitlang verschlossen gewesen, nun aber wieder geöffnet war. Das bewegte geistige Leben dort, die großen Mittel mannigfacher Bildung für die Jugend, die klimatisch angenehmeren Bedingungen des Lebens als in England, alles das bestimmte seine Wahl. Im Herbst 1869 folgte auch ich mit seiner jüngsten Tochter Olga ihm dahin nach. Bis eine wünschenswerte Wohnung ge-

funden sein würde, mietete Herzen eine Reihe Zimmer in dem Hotel Pavillon de Rohan, in der Rue Rivoli, den Tuilerien gegenüber. Hier versammelte sich abends in einem großen Saal alsbald ein Kreis bedeutender Menschen, unter ihnen viele Russen, um den geistvollsten von allen, dessen unverminderte geistsprühende Kraft immer noch größere Vereinigungen zu beleben und zu beherrschen vermochte. Das Kaiserreich war noch in voller Blüte, und natürlich waren es lauter oppositionelle Elemente, die sich bei Herzen einfanden. Auch Iwan Turgeniew war unter ihnen. Er war von Baden-Baden, wo er sich zurzeit bei der ihm innigst befreundeten Familie der berühmten Sängerin Viardot aufhielt, auf kurze Zeit herüber gekommen, und da sein persönliches Verhältnis zu Herzen, das eine Zeitlang Trübungen erfahren hatte, wieder ganz rein hergestellt war, verbrachte er meist seine freie Zeit bei dem Freund. Er war der angenehmste Erzähler, den man sich denken kann; es war ebenso angenehm, ihm zuzuhören, als es angenehm ist, seine Bücher zu lesen; und besonders lieferten ihm seine Erinnerungen aus dem Petersburger Hofleben einen unerschöpflichen Vorrat von amüsanten, mit Witz und Ironie vorgetragenen Anekdoten. Eines Abends aber kam er düster erregt und verstimmt und erzählte, daß er am frühen Morgen vor San Roquette einem schauerlichen Schauspiel beigewohnt habe, der Hinrichtung durch die Guillotine eines Individuums, das mehr einem wilden Tier als einem Menschen geglichen habe. Dieses Individuum hieß Troppmann, war ein Elsässer und hatte sieben Menschen, unter ihnen seine Eltern, ermordet. Die höchsten Gerichtspersonen hatten sich dem berühmten Romanschriftsteller zu verbinden geglaubt, indem sie ihn aufforderten und einluden, der Hinrichtung beizuwohnen, wahrscheinlich um ihm Gelegenheit zu geben, die menschliche Natur in ihrer tierischen Furchtbarkeit zu beobachten. Turgeniew hatte die Schwachheit gehabt, es anzunehmen, war aber nun ganz niedergedrückt von dem abscheulichen Eindruck, der ihm das Bild der Menschheit in einem greulichen Zerrbild ge-

zeigt hatte. Einige Tage darauf kam er wieder zum Frühstück, um Abschied zu nehmen, da er nach Baden zurück wollte. Während der Mahlzeit kam das Gespräch auf Wagner, gegen den Turgeniew vieles einzuwenden hatte, da er zu sehr unter dem Bann italienischer und französischer Musik stand. Es entspann sich eine lebhafte Diskussion zwischen ihm und mir, in der ich Wagner als Menschen und als Künstler siegreich verteidigte, so daß Herzen mir nachher sagte: „So möchte man immer von seinen Freunden verteidigt sein."

Am Abend desselben Tages ging Herzen aus, um einer Versammlung der demokratischen Oppositionspartei beizuwohnen. Er kam aber früh zurück, da es in dem Saal sehr heiß gewesen war und er sich nicht wohl gefühlt hatte. Doch war er heiter und erzählte mir mit Lachen, daß Napoleon, der sich in Vichy zur Kur befand, geschrieben habe, man solle ihm Schneider schicken. Man beeilte sich alsbald, den damaligen Kammerpräsidenten Schneider hinzusenden, der ihm aber wahrscheinlich wenig Erheiterung zu seiner Kur gebracht hatte, da er nicht ihn, sondern die Schauspielerin Schneider gemeint hatte, die damals von ganz Paris und insbesondere vom Kaiser sehr gefeiert wurde.

Nach dem heitern Gespräch ging er jedoch früh zur Ruh, weil er sich unwohl fühlte. In der Nacht verschlimmerte sich sein Zustand und am Morgen mußte der Arzt gerufen werden. Heftiges Fieber hatte sich eingestellt und am folgenden Tag erklärte sich die Lungenentzündung. Herzen hatte immer gesagt, daß er an einer solchen sterben werde. Die Sache wurde auch gleich bedenklich, da die schon vorhandene chronische Krankheit den Mitteln feindlich war, die für dies neue Übel angewendet werden mußten. Der Verlauf war ein äußerst rascher, schon nach fünf Tagen, wo bei immer steigendem Fieber Delirium eintrat und diesen glänzenden Geist umwölkte, sahen wir, daß keine Hoffnung mehr war, und daß er, der sich am Abend des heißen Lebenstages noch einmal ein ruhiges Heim hatte schaffen wollen, nun einem anderen Heim zueilte, das freilich absolute Ruhe verheißt.

Um Mitternacht des fünften Tages hörte das edle, großmütige Herz des starken Kämpfers auf zu schlagen; es war nichts Gewaltsames, nichts Erschreckendes in seinem Tod; es war die rasche Befreiung der lebensvollen Persönlichkeit, für die ein langsames Hinsiechen schrecklich gewesen wäre, und insofern konnten wir, die ihm nahe standen, das Geschick nur segnen, das ihm die Qual einer langsamen Auflösung erspart hatte.

Sein Tod aber traf nicht nur uns, die Nächsten, die wir sein Sterbelager umstanden hatten*), mit tiefem Schmerz, er rief auch von nah und fern Beweise der innigsten Teilnahme hervor. Turgeniew schrieb einen schmerzerfüllten Brief mit bitterem Vorwurf gegen sich selbst, daß er gerade beim Beginn der Krankheit fortgegangen sei. Am Morgen nach dem Tod kam Michelet, um sich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen. Ich führte ihn zu der Leiche des von ihm hoch verehrten Freundes, und er mischte seine Tränen mit den meinigen.

Die irdische Hülle sollte provisorisch auf dem Père-Lachaise beigesetzt werden, da der Sohn nach beendigten Geschäften sie hinüber führen wollte nach Nizza, an die Seite der dort begrabenen Gattin. Ein zahlreiches Gefolge von Gesinnungsgenossen aller Stände versammelte sich am Morgen des 23. Januar 1870 im Hotel den Tuilerien gegenüber, deren kaiserlicher, schon schwerkranker Bewohner wohl nicht ahnte, wie bald auch seine Stunde schlagen werde, nur nicht umgeben von so viel Zeugnissen reinster Sympathie, wie sie sich hier um diesen Sarg scharten. Auf dem Friedhof war jedes Zeremoniell ausgeschlossen, und auf die Bitten der Nächsten wurden keine Reden gehalten. Nur ein befreundeter, in Paris lebender Russe, Wyrubow, trat an den Sarg und sprach in tief bewegten Worten davon, wie man in Rußland

*) Zu diesen gehörte sein nachheriger Schwiegersohn, Gabriel Monod, damals noch nicht verlobt, aber als treuer Freund in diesen Trauertagen bewährt.

jetzt nicht für den, dem man hier die letzten Ehren erwiese, Trauer anlegen könne, wie nur einige treu gebliebene Freunde sie tief im Herzen trügen. „Aber es wird ein Tag kommen," fuhr er fort, „wo seine Landsleute ihre Geschichte besser begreifen und sich dieses einsamen Grabes erinnern werden. Dann werden sie kommen, um ein Monument darauf zu setzen und die Worte darauf einzugraben: Dem großen Bürger, dem großen Verbannten, Alexander Herzen, das dankbare Rußland. Jetzt aber, ihr Bürger, die ihr hierher mitgekommen seid, laßt mich im Namen der Familie, der nächsten Freunde und einiger hier anwesender Landsleute euch allen danken, die ihr seinen Sarg begleitet habt. Vor allem danke ich der Pariser Demokratie, die ihn vor mehr als zwanzig Jahren mit so viel Sympathie aufnahm, und die ihm so viele Freunde bewahrt hat, die nun gekommen sind, ihm das letzte Zeugnis der Liebe zu geben.

Auch inmitten der sozialen Umwälzungen, die wir durchmachen, inmitten des Triumphes des Schlechten und Häßlichen, ist es ein schönes und tröstendes Schauspiel, diese Vereinigung aller Demokraten Europas zu sehen. Solche Anzeichen der Einigung sind nur noch vereinzelte Tatsachen, aber je häufiger sie werden, je mehr sind sie uns ein Pfand der Zukunft.

Wenn ich mich der Hoffnung — dieser Religion aller Besiegten — überlasse und mir in Gedanken jene Zukunft vorstelle, so sehe ich in der Ferne eine Zeit, glücklicher als die unsere, in der die Völker die trennenden Grenzen, diese Hindernisse der zivilisierenden Strömung, aufheben, den Rassenhaß und die nationalen Vorurteile besiegen und vergessen und sich in einer großen Brüderschaft vereinen werden. Dann kann man auf dem Monument, das Rußland Herzen errichten wird, noch die Worte hinzufügen: Er hat es wohl verdient um die Menschheit."

Nach dieser Rede warf der Bürger Malardier einen Strauß Immortellen auf den Sarg und rief: „Dem Voltaire des neunzehnten Jahrhunderts."

Still und bewegt ging die Versammlung auseinander.

Ich beweinte bei diesem zu frühen Tod außer dem persönlichen Verlust auch noch das, was damit für das geistige Leben der Welt unterging. Herzen hatte mir ausführlich von zwei großen Arbeiten gesprochen, deren Plan bereits fertig in seinem Kopf war und deren Untergang für Literatur und Wissenschaft ein beklagenswerter Verlust ist. Die eine der Arbeiten war ein wissenschaftliches, die andere ein literarisches Werk. Beide würden unter seiner geisterfüllten Feder wahre Meisterwerke geworden sein. Überhaupt würde in dem ruhigen Leben, das er im Begriff war, für sich und die Seinigen zu schaffen, bei der außerordentlichen Frische seines Geistes, der jetzt recht eigentlich auf der Höhe weisheitsvoller Entwicklung stand, noch unendlich viel Schönes entstanden sein. Das ist ja gerade der unstillbare Schmerz bei dem Tod hervorragender Menschen, daß wir damit noch einen so großen Teil ihres geistigen Daseins verlieren, den einzigen sicheren Teil Unsterblichkeit, den der Mensch dem großen Schatz hinzubringen kann, den die Menschheit als ein Denkmal ihrer ephemeren Erscheinung auf diesem Erdenkörper zurückläßt.

In seinem Nachlaß fand sich der Anfang einer Reihe von Briefen, die, an Bakunins Beschuldigungen anknüpfend, seine zur Reife gelangten sozialpolitischen Ansichten enthalten sollten. Schon das Vorhandne beweist zur Genüge, wie weit er davon entfernt war, den Nihilismus oder überhaupt gewalttätiges Verfahren zu predigen oder nur zu verteidigen. Die Basis seiner Weltanschauung war: ungehinderte Freiheit der Entwicklung auf den Bahnen, die der Weltgeist die Geschichte der Menschheit führt, immer vorwärts, nie zurück; keine Reaktion, von welcher Seite sie komme; kein doktrinäres, philisterhaftes Festhalten an aufgestellten Maximen, wenn der große Strom des Lebens hinaus trieb auf den weiten Ozean, um neue Welten zu entdecken. So war er der mutige Schwimmer, der seinem Volk, an das er glaubte, voraus geeilt war durch die Sturmfluten der Zeit, der neuen Welt

entgegen, deren Sonnenaufgang er am fernen Horizont schimmern sah.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Herzen ließ mir ein teures Vermächtnis, seine jüngste Tochter Olga, die ich, wie ich sie von klein auf mütterlich geleitet hatte, so nun bis zu dem entscheidenden Augenblick ihres Lebens, ihrer Verheiratung mit einem der trefflichsten aller Franzosen, Gabriel Monod, wie eine geliebte Tochter zur Seite hatte. Die ältere Tochter lebt, unverheiratet, ein wahres, stets opferbereites Liebesleben für die Ihren. Der Sohn, dem die Wissenschaft manches Bedeutende verdankt, setzte in sechs wackeren Söhnen dem Namen Herzen ein würdiges Denkmal. Das beste Denkmal aber bleiben seine Schriften, die noch heute durch ihre prophetische Wahrheit in Erstaunen setzen und durch ihre geistige Tiefe den Denker entzücken.

*

Ja dieses Italien, wer liebt es nicht, schon wenn es nur wie ein fernes Ziel der Sehnsucht in der Heimat durch unsere Jugendträume schimmert oder wie ein lichtumflossenes Eden den Bevorzugten im Jünglingsalter bekannt wird, oder wenn es endlich, als der hohe Preis reiferer Jahre, dem ernsten Geiste den Schlüssel gibt zu jener Harmonie des Daseins, zu welcher es jeden Strebenden zieht? Vermochte doch Winckelmann seinen Glauben abzuschwören, um dies Land zu sehen, in welchem sein Geist erst seine volle Entfaltung finden sollte. Empfand doch Goethe schon im vorgerückten Mannesalter hier zum erstenmal, was Glück sei, und erreichten seine schönsten Werke doch hier erst ihre Vollendung. Und wer nennt sie alle, die in diesem herrlichen Land zwischen den Vermächtnissen großer Kulturepochen und der ewig schönen Natur ein neues erhöhtes Leben, eine Flut von Belehrung, Poesie und Inspiration gefunden haben?

Freilich kommt neben jenen auch eine ungleich größere Menge von gleichgültigen, unbedeutenden, oberflächlichen Menschen her, denen es nur darum zu tun ist sagen zu können, daß sie dagewesen sind, denn im Grunde suchen sie doch nur dasselbe, was sie zu Haus verlassen haben: eitle Zerstreuung, Geselligkeit um jeden Preis, die Möglichkeit die Zeit in buntem Wechsel hinzubringen und der Rechenschaft zu entgehen, die eine leise Mahnung zuweilen von ihnen fordert, ob das Leben nicht vielleicht etwas anderes sei als eine Jagd nach Genuß. Es schmerzt, inmitten der Herrlichkeiten Italiens diesen gleichgültigen Touristengesichtern zu begegnen, die einfältigen Bemerkungen zu hören, und zu sehen, wie diese alle die Mittel besitzen hierher zu kommen, während es einem Winckelmann, selbst Goethe und so vielen, die es verdienten, nur mit schweren Opfern, spät oder wohl nie, zuteil wurde.

Das Touristenleben, die Manie des Reisens um jeden Preis, gehören überhaupt zu den Modekrankheiten, von denen unsere Zeit ergriffen ist. Die Liebe zur Heimat, die fromme

Sitte, von Generation zu Generation treu bewahrt, das Glück stiller Häuslichkeit, die eigenartige Bildung, die im Schutze heimischer Umgebung von fremden Einflüssen ungestört sich stark ausprägen konnte — das alles verschwindet unter der nivellierenden Herrschaft des Dampfes, der es auch den Unbemittelten möglich macht, häufige Reisen zu unternehmen. Welch ein Ereignis war früher, selbst noch in meiner Kindheit, eine Reise! Meist blieb man ja, im Sommer wie im Winter, ruhig zu Hause; aber hieß es dann einmal, es soll eine Reise gemacht und auch die Kinder sollen mitgenommen werden — was war das für ein Erleben! Dieses ahnungsvolle Hinaustreten aus der engen, vertrauten Welt in die unbekannte Ferne, die Vorbereitungen, welche die liebende Mutter für Toilette usw. traf und die eine weihevolle Bedeutung zu haben schienen, der Abschied von Lehrern und beneidenden Gespielen, der Augenblick der Abreise, wenn man sich im geräumigen Reisewagen häuslich einrichtete und das Posthorn schmetterte, welch eine Poesie war in dem allen, und welchen Stoff sammelte man ein, um mit den Wundern der Ferne nach der Rückkehr die traute Heimat zu schmücken.

Jetzt kann man sagen, daß Eisenbahnen und dampfende Lokomotiven das Ideal der modernen Kinderwelt sind. Schon von klein auf trägt der Dampf die Menschen von der Heimat fort. Die Zerstreuung durch den ewigen Wechsel der Umgebung, die Unruhe, die aus dem häuslichen Leben hinaustreibt, die Oberflächlichkeit, mit der das Sehenswerte unvorbereitet gesehen wird, der geringe Einfluß, den das Anschauen der höchsten Kunstwerke, der entzückendsten Naturschönheiten auf die Bildung haben — alles das sind zum Teil Folgen der modernen Erfindungen, des verflachenden „Fortschritts" durch den Dampf. Das Idyll eines Familienlebens, wie in Hermann und Dorothea oder in der Pfarrersfamilie zu Sesenheim, würde wohl kaum jetzt noch, außer in weiter Ferne von den Kulturstätten, gefunden werden. Indes soll damit nicht gesagt sein, daß sich nicht auch eine Fülle des Guten an diejenigen Erfindungen knüpft, die zugleich der Ver-

flachung der Gedanken, Gefühle und Zustände dienen. Ist es doch beinahe so mit allen Dingen auf der Welt, daß ihr Nutzen oder ihr Schaden von denen abhängt, die sie gebrauchen, und so führt freilich der Dampf jetzt auch die mit größerer Leichtigkeit nach Italien, welche es wert sind da zu leben, zu lernen und zu genießen. Aber diese wenden sich hinwiederum meist nur zu dem Studium des Vergangenen, zu den unerschöpflichen Fundgruben der Archive, Denkmäler und Galerien. Sie sind in der Bewunderung des Alten nur zu geneigt, die Gegenwart gering zu schätzen und die zweite Renaissance Italiens als eine dürftige, lebensunfähige Pflanze zu betrachten. Anders scheint es dem, der hier lebt und das Volk und die Vorgänge im stillen beobachtet.

Zunächst muß man bedenken, wie jung das einige Italien noch ist, und welche Zeiten trostloser Verkommenheit, Geist und Leben tötender Zustände, absichtlich von oben herab gewollter Unwissenheit und Knechtschaft es durch mehr als ein Menschenalter hindurch ertragen hat. Man lese nur die Gedichte Leopardis, um zu erfahren, welche Nacht hoffnungslosen Schmerzes jene Zeiten über die edelsten Seelen bereiteten. Man lese seines Freundes Ranieri Roman „Ginevra", die Erzählung Ruffinis „Lorenzo Benoni" oder die „Povera Lisa" und ähnliche Bücher, um die Einzelheiten jener furchtbaren Zustände kennen zu lernen. Wenn ein Volk unter solchem Druck, unter solchen dem Denken und Fühlen hohnsprechenden Despotien (geistlichen und weltlichen) nicht zugrunde geht, nicht ganz versumpft und verdummt und bis in das innerste Mark demoralisiert wird, so muß man an eine ihm innewohnende, unverwüstliche Kraft glauben und kann an seiner endlichen Wiedergeburt unter dem Einfluß besserer Tage nicht verzweifeln.

Nur müßten dieser Wiedergeburt allerdings verständnisvolle, künstlerisch empfindende Führer zu Hilfe kommen. Man müßte vor allen Dingen nicht vergessen, daß dem italienischen Volk plastisch-künstlerische Tendenzen zu eigen sind, welche in seiner Vergangenheit wurzeln und die, wie dürftig sie auch

jetzt sich äußern, nicht außer acht gelassen werden sollten. Welch eine wundersame Welt plastischer Schönheit muß Italien zur Zeit des römischen Reichs gewesen sein! Sieht man die spärlichen Reste jener fernen Zeit, so staunt man bei dem Gedanken, an was für eine Welt voll Schönheit das Auge damals gewöhnt gewesen sein muß. Freilich hatten Griechenland und Kleinasien das meiste dazu geliefert. Aber diese beiden haben keine Renaissance gehabt wie Italien, in der nun dessen eigener Genius schöpferisch wurde. Welches andere Land der Erde hat zweimal eine solche Blütezeit gehabt? Man sehe nur den unerschöpflichen künstlerischen Reichtum der italienischen Städte, auch der kleinen und kleinsten, und man wird begreifen, daß etwas von dieser Kunstempfindung in der Seele des Volks bleiben mußte, ja daß ihm ein künstlerisches Bedürfnis eingeboren sein muß, welches es trieb, so sein Leben zu schmücken.

Die Kirche hatte dies Bedürfnis verstanden. Nicht nur daß sie sich selbst mit herrlichen Kunstwerken, mit Glanz und Pracht schmückte, sie schuf auch Feste zu Ehren der heiligen Bevölkerung ihres Himmels, bei denen sich die Armen der irdischen Bevölkerung freuten und ihr Elend vergaßen.

Schon bei meinem ersten Aufenthalt in Italien, als das potere temporale des Papstes noch bestand, fiel mir die Bedeutung dieser damals noch so häufigen Feste auf. Abgesehen von den großen Kirchenfeierlichkeiten in Rom, gab es in allen kleinen Orten Feste zu Ehren der Madonna und anderer Heiliger, die für diese Orte Veranlassung zu größter Fröhlichkeit waren. Ein solches Fest erlebten wir, ich und meine Pflegebefohlenen, in Frascati. Die Veranlassung dazu war folgendes Wunder, das die Madonna (die himmlische Freundin des italienischen Volks, neben welcher Gott und Christus nur den zweiten Rang einnehmen) vollbracht hatte: Im Jahr 1525, als die Truppen Bourbons Rom verwüsteten, hatten diese auch Frascati einnehmen wollen. Während man draußen kämpfte, las ein Priester in der Kirche Messe und gelobte, der Madonna eine neue Kirche zu bauen, wenn sie die Feinde

unterliegen lasse. Als er sein inbrünstiges Gebet beendet hatte, entfiel ihm die Hostie. Er nahm dies für ein Zeichen der Gewährung und die Krieger Frascatis wurden dadurch so begeistert, daß sie die Feinde zurückschlugen. Natürlich wurde die Kirche gebaut, und von nun an brachte man alle fünfzig Jahre das wundertätige Bild der Madonna in feierlicher Prozession zu der höher gelegenen Kathedrale, wo es acht Tage zu Besuch blieb, während deren Messe gelesen, Musik gemacht und Pferderennen, Feuerwerk und andere Kurzweil veranstaltet wurden. Die Madonna hatte es gern, wenn man ihr zu Ehren fröhlich war, und das Volk baute mit heiterer Zuversicht auf ihre Teilnahme an seiner Lust. So drohte damals am Tag vor dem Fest das Wetter mit Regen. „Seien Sie ruhig," sagte mir eine Frau aus dem Volk, „die Madonna wird gutes Wetter geben." Sie tat es auch wirklich. Der Tag strahlte in Frühlingswonne dem Zug der Himmelskönigin entgegen. Bunte Gruppen von Landleuten, teils zu Fuß, teils auf Eseln und Maultieren, zogen von allen Seiten herbei und drängten sich auf dem Platz vor der Kathedrale zusammen. Als die Prozession beim Geläute der Glocken, beim Gesang der Kirchenchöre und der Musik begleitender Militärbanden nahte, bildete das Volk Spalier. Die damals noch häufig vorkommenden schönen Volkstrachten, die bunte Pracht der Prozession, die Standarten mit ihren gemalten Heiligenbildern, die Mönche mit brennenden Fackeln, die Kardinäle in glänzendem Ornat, das wundertätige Bild mit buntem glitzernden Schmuck behängt — alles das bildete ein heiter-wirksames Schauspiel. Mir wurde es dabei klar, warum die Kirche, die in der geistigen Erkenntnis der Nation längst gesunken war, noch eine solche Macht über das Volk besaß. Das Volk bleibt viel länger unmittelbar künstlerisch als der gebildete, nur zu oft verbildete Mensch. Es hat das Bedürfnis, neben seiner elenden Alltagswelt sich zu freuen am schönen Schein, sich auszujauchzen in dionysischer Lust. Ihm, dem keine gedruckten Epen und Dramen die Wonne der Kunstempfindung geben, dem kein Rhapsode

mehr seine Heroen in bildnerischer Deutlichkeit vor Augen stellt, dem keine Bühne wieder im erhabenen Mythos das Geheimnis der tragischen Schuld und Erlösung vorführt, ihm gab die Kirche in diesem Marienkultus, in diesen Heiligenfesten ein Etwas, bei dem es sich heiter, menschlich glücklich, über seine entbehrungsvolle Existenz hinweggehoben fühlte. Was konnte man bei diesen phantasievollen, schnell und feurig empfindenden, nach Bild und Gleichnis verlangenden südlichen Menschen mit bloßen Nützlichkeitstheorien oder abstrakter Moral erreichen? Ebensowenig wie die Engländer mit ihrer Mission bei den träumerisch-spekulativen Indern erreichen können, denen die Lotosblume und das Rauschen des heiligen Stroms ganz andere Offenbarungen geben, als so ein englischer Reverend sich träumen läßt.

Meine Gedanken kehrten später, als ich schon in Italien heimisch geworden war, oft noch zu diesem Gegenstand zurück. Immer von neuem mußte ich denken, welch ein wichtiges Element in der Erziehung des italienischen Volkes (aller Völker übrigens) schöne Feste sein würden, durch die, wie gesagt, die Kirche ein humanes, ästhetisches Element in das Leben der Armen, der Stiefkinder des Glücks gebracht hat.

Ein Beispiel von der rührenden Naivität, mit welcher das Volk dabei in Beziehung zu der Religion steht, hatte ich in Ischia. Für die tätige, arbeitsame, aber arme Bevölkerung der Insel gibt es natürlich in jedem Ort jährlich nur ein Fest zu Ehren des besonderen Schutzheiligen. In Casamicciola, dem durch seine Thermalquellen bedeutendsten Ort, ist das große Fest im Juni, zu der Zeit, wenn auf dem zauberischen Eiland alles in Blüte steht und die Luft mit berauschenden Wohlgerüchen von Akazien-, Ginster- und Weinblüten erfüllt ist. Da entzünden sich am Abend Lampen und Lämpchen an allen Häusern und Hütten des von der Marina sich malerisch am Abhang der Felsen hinauf ziehenden Ortes. Aus dem dunklen Grün der üppigen Vegetation, welche die Wohnungen umgibt, schimmert und funkelt es hervor wie in einem Märchen der Tausendundeinen Nacht. Die Ein-

wohner, groß und klein, begeben sich auf die Anhöhe, auf der die Kathedrale steht, die mit bunten Lampen und Blumengewinden reich verziert ist. Auf den Balkonen und Loggien (welche auch die ärmsten Häuser dort zieren, weil die einfache Architektur dem Bedürfnis nach Luft, das aus dem Klima hervorgeht, folgt) zeigen sich die schlanken Gestalten der Frauen und Mädchen, in anmutig-nachlässiger Haltung des Schauspiels harrend. Unten auf der Straße preisen ambulante Warenhändler mit dichterischem Schwung ihre Ware der immer wachsenden Volksmenge an. Bengalische Feuer blitzen auf und beleuchten die bunten Gruppen. Plötzlich fangen die Glocken an zu läuten, Böllerschüsse krachen, das Volk weicht zu beiden Seiten zurück und sinkt auf die Knie, während in dem freigelassenen Raum die Prozession heranzieht, die von dem unten am Meer gelegenen Kirchhof, wo die Gräber gesegnet worden sind, zurückkehrt. Dem Zuge voran schreitet ein Chor singender Knaben, ganz anzusehen wie die Knaben auf dem Relief von Lucca della Robbia in Florenz. Ihnen folgen Kinder wie Engel gekleidet, mit Flügeln von Gold- und Silberpapier und mit Blumenkränzen auf dem Kopf. Dann naht, unter einem Baldachin getragen, das Allerheiligste; Priester treten aus der Kirche und streuen ihm entgegen Rosen auf die Treppenstufen, auf die nun der Geistliche tritt, um mit der erhobenen Hostie das knieende Volk zu segnen.

Kein Exzeß, kein unmäßiges Betragen irgendeiner Art stört den malerischen Eindruck dieser Szenen. In stiller Genügsamkeit freut sich das Volk mit seinen Heiligen. Um elf Uhr abends ist die ganze Pracht erloschen und die, welche der kommende Tag wieder zur Arbeit ruft, flüchten in die Arme des Schlafs. Am Tag nachher erzählte mir ein Fischer, daß sie das ganze Jahr hindurch sparen und jeden Pfennig, den sie erübrigen können, beiseite legen, um dies Fest möglich zu machen, das eine ziemlich hohe Summe kostet. Ich fragte ihn, warum sie, da sie so arm seien, so viel Geld an dies Fest wendeten. „Ach," erwiderte er, „unser Herr Jesus Christus

gibt uns so viel Gutes, da müssen wir ihm doch auch eine Freude machen." Dieses Gegenseitigkeitsverhältnis hat etwas so rührend Naives, daß man nicht daran rühren möchte, bis man Besseres an die Stelle setzen kann.

Unmittelbar, ohne weitere heilsame, daraus zu hoffende Folgen, ist das bloße Lesen und Schreiben lernen, das jetzt durchgängig auch auf den Inseln im Golf von Neapel obligatorisch ist, noch kein Ersatz. Zunächst wird es ähnlich damit gehen, wie mit den schönen Nationaltrachten, die verschwinden, um häßlichen, phantasie- und geschmacklosen Kattunkleidern Platz zu machen. Die künstlerische Empfindung, die jene schönen Nationaltrachten schuf, weicht dem nivellierenden Zug des Zeitalters, das durch seine industriellen wohlfeilen Fabrikate der langsameren Handarbeit den Rang abläuft. Ich schlug in einer in Rom gestifteten philanthropischen Gesellschaft vor, man solle die Frage der Nationaltrachten berücksichtigen; alle Mitglieder der Gesellschaft sollten sich verpflichten, bei der Annahme von Dienerinnen darauf zu bestehen, daß diese ihre Tracht beibehielten. Es wurde mir aber erwidert, das sei nicht durchzuführen, da die wohlfeilen Kattune und die raschere Anfertigung von Kleidern daraus sie den der Stellen bedürftigen Personen vorzüglicher machten. Ebenso dient vorerst das Lesen und Schreiben nur Nützlichkeitszwecken nach der einen Seite hin und vernichtet nach der anderen Seite den alten Glauben mit seinen Irrtümern, aber auch mit seiner Poesie. Es ist der Strom der Zeit, der unaufhaltsam daher braust und alles mit sich fort reißt, auch das naiv Schöne, Künstlerische, Poesievolle. Wir können es nicht hindern, daß das Volk etwas anderes werde als es war, daß die naiven Zustände mit ihren Fehlern und Vorzügen verschwinden. Aber sorgen könnten wir doch, wir, die Gebildeteren, Einsichtsvolleren, daß dies andere etwas Höheres, Besseres würde, daß höhere Ideale an die Stelle der alten träten, daß die künstlerische Empfindung, der Sinn für das Schöne nicht ausstürbe. Es versteht sich von selbst, daß ich unter Volk nicht die tiefverdorbene Klasse der Bevölkerung

meine, die seit unendlich langer Zeit einzig auf den Verkehr mit den Fremden und die Plünderung derselben angewiesen war. Dadurch haben sich Fehler entwickelt, die zu wahren Krebsschäden geworden sind: Habsucht, Unredlichkeit, Faulheit. Diese Klasse ist jedoch fast nur in den großen Städten heimisch, wo man im Winter von den Fremden so viel Geld als möglich erpreßt und im Sommer dafür faulenzt. Das ist aber nicht das eigentliche italienische Volk, sondern eine verdorbene Schicht des Bürgerstandes. Das Volk ist arbeitsam, mäßig, liebenswürdig und in den Orten, wo der Fremdenverkehr noch nicht seinen verderblichen Einfluß geübt hat, uneigennützig gastfreundlich. Wie selten wird man z. B. einen Orangengarten im Süden verlassen, ohne daß die contadini, die ihn bebauen, den Besucher mit einem Zweig voller Orangen beschenken oder eine Freundlichkeit, die man ihnen erweist, mit einem Blumenstrauß beantworten. Sie sind auch lernbegierig, die armen Menschen, und die Bestrebungen für den Volksunterricht, die teils von der Regierung, teils von Privaten ausgehen, werden mit Eifer aufgenommen. In Neapel, wo die unteren Volksschichten so furchtbar vernachlässigt und physischem wie moralischem Elend preisgegeben waren, sah ich die schönsten Erfolge in einer Volksschule, die von der für die Volkserziehung unermüdlich tätigen Frau Julie Salis-Schwabe gestiftet wurde. Die rasche Entwicklung der Intelligenz, die mannigfache Begabung, die Grazie und Anmut der armen Kinder, die, in Schmutz und Elend geboren, hier ein reinliches, menschenwürdiges Dasein kennen lernen, sind bewunderungswürdig. Man kann nur wünschen, daß diese vortreffliche Anstalt reichliche Unterstützung und Nachahmung finde.

Zur Ehre der Italiener aber muß es auch gesagt werden, daß viel geschieht, und daß die furchtbar große Zahl der Analphabeten in der jetzt aufwachsenden Generation schon bedeutend vermindert sein wird.

Ganz besonders ist aber auch hier die Erziehung der Frauen vernachlässigt gewesen. Fast ausschließlich den Händen der

Nonnen anvertraut, wurden sie nachher die Werkzeuge, durch welche die Priester die Familie und die Gesellschaft beherrschten. Es ist bekannt, daß die italienischen Frauen zu den schönsten und anmutigsten ihres Geschlechts gehören. Aber unwissend waren sie bisher bis zu einem unglaublichen Grad. Es kam mir der Fall vor, daß vornehme Frauen, Zierden der Gesellschaft, mit höchstem Erstaunen vernahmen, daß die Erde sich um die Sonne bewege und ganz erfüllt von dieser Neuigkeit waren.

Marquisen und Herzoginnen, besonders im südlichen Italien, konnten oft kaum lesen und schreiben. Bei den Frauen des Volkes war dies die Regel; sie konnten ihre Unterschrift nur mittels eines Kreuzes geben.

Und doch — wie intelligent sind sie von der Natur angelegt! Ich hatte Gelegenheit, die geistige Entwicklung mehrerer Mädchen aus dem Volke zu beobachten, die im fünfzehnten oder sechzehnten Jahr durch teilnehmende Menschen in den Stand gesetzt wurden, sich eine höhere Bildung anzueignen. Bis dahin konnten sie weder lesen noch schreiben und hatten die allerprimitivsten Vorstellungen über das Wesen der Welt und die Vorgänge in der Natur. Eines dieser Mädchen äußerte u. a. die Ansicht, daß die Wolken Tiere seien, die kämen, an den Flüssen Wasser zu trinken. Aber sie brauchte nicht lange Zeit, um sich von dieser kindlichen Art der Vorstellungen zu einer reiferen zu erheben. In der Zeit von zwei bis drei Jahren hatte sie sich nicht nur alles elementare, sondern auch höheres Wissen so vollständig angeeignet, daß sie bald die meisten Damen höherer Stände an allgemeiner Bildung übertraf, während sie ihnen durch nichts in Benehmen und feiner Sitte nachstand.

Daß es schon ganze Epochen gab, wo die italienischen Frauen ihre hohe Begabung glänzend entfaltet hatten und teilnahmen an dem geistigen Leben ihrer Nation, habe ich schon erwähnt; z. B. im elften Jahrhundert an der Universität in Salerno, später an der in Bologna. Wer kennt nicht die Namen der ausgezeichneten Frauen der Renaissance? Wer

weiß nicht von Leonora d'Este, die einen großen Dichter begeisterte, von Vittoria Colonna, die schon im vorgerückten Alter noch das Ideal des gewaltigen Genius wurde, der einsam auf dem Gipfel höchster Kunstentwicklung steht, als hätte die Natur in ihm noch einmal den schöpferischen Inhalt der zwei Jahrhunderte der wiedergebornen Kunst zusammenfassen wollen, ehe sie sich, vom Schaffen ermüdet, wieder in den langen Winterschlaf der Unproduktivität begab.

Aber auch die neueste Zeit hat in Italien einzelne Frauengestalten gehabt, die den Edelsten aller Zeiten an die Seite gesetzt werden können und ihrem Geschlecht als Vorbilder dienen sollten. Wie die Zeit der geistigen und politischen Not unter der Fremdherrschaft und dem Papsttum durch den edlen Zorn die großen Gestalten schuf, denen wir unter den italienischen Patrioten begegnen, von welchen ich nur Mazzini und Garibaldi zu nennen brauche, — so brachte sie auch großartige Frauencharaktere zur Reife, die sonst vielleicht nur „in der Stille" anmutige Talente entfaltet hätten, nun aber „im Strom der Welt", im Kampf der Ideen sich zu bedeutender Wirksamkeit und edelster Tatkraft erhoben. Ich will hier von einer erzählen, zu der ich selbst in nahe Beziehung trat.

In frühster Kindheit, wo noch keine Gesamtbilder von Zuständen, Verhältnissen und Persönlichkeiten in der Vorstellung haften bleiben, prägen sich nur einzelne, besonders lebhafte Eindrücke dem Gedächtnis ein, die später wie lichte Punkte aus dem Nebel der Erinnerung auftauchen. So war mir das Bild einer jungen vornehmen Italienerin geblieben, die sich einige Zeit in meiner Vaterstadt bei ihrem Onkel, toskanischem Gesandten daselbst, aufgehalten hatte. Sie erregte dort das größte Aufsehen durch ihre außerordentliche Schönheit und Grazie, so daß man sie nur unter der Bezeichnung „die schöne Italienerin" kannte. Da ich noch ein kleines Mädchen war zu der Zeit, kam ich natürlich zu ihr in keinerlei Beziehung, wußte nichts von ihren Verhältnissen, ihren Schicksalen, noch wohin sie gegangen war, als sie nach einiger Zeit wieder schied. Auch hörte ich während meines langen, viel-

bewegten Lebens nie wieder etwas von ihr, dachte ihrer auch nie mehr, da ich durch nichts an sie erinnert wurde. Dennoch war ihr Bild auf der Gedächtnistafel nicht erloschen und ich wußte auch noch, daß sie Marquise gewesen und Tanari geheißen hatte, aber die Erinnerung ruhte, wie es mit solchen Erinnerungen zu gehen pflegt, als Negativ in der wunderbaren photographischen Anstalt des Gedächtnisses, um bei der betreffenden Gelegenheit zum Abdruck zu gelangen und das aufgenommene Bild zu reproduzieren. Vor wenigen Jahren nun, als ich in Florenz lebte, kam die Baronin Mahrenholz, die großmütige Verbreiterin der Fröbelschen Kindergartentheorie, dorthin, um Vorträge über die ihr so werte Sache zu halten und Anhänger für die Einführung derselben in Italien zu gewinnen, was ihr auch gelang. In einer der Versammlungen, die Frau von Mahrenholz zu dem Zweck hielt, wurde mir der Eintritt einer Marquise Tanari in das Komitee verkündigt, von deren Mitwirkung man sich großen Erfolg versprach. Betroffen durch die Nennung dieses Namens, ließ ich mir die Dame zeigen und sah eine edelmatronenhaft gekleidete alte Frau von jener Schönheit, die auch dem Alter noch verbleibt, wenn der Reiz der Jugend in den edlen Zügen durch den Ausdruck höchsten Seelenadels ersetzt ist. Wir wurden einander vorgestellt und es währte nicht lange, so hatten wir jene Zeichen gefunden, an denen sich die, welche zu einer geistigen Gemeinschaft gehören, erkennen. Es ergab sich bald, daß ich in ihr die unvergessene Gestalt aus den Nebeln meiner Kindheit wiedergefunden hatte. Natürlich erzählte ich ihr die Geschichte, die sie sehr erheiterte. Sie erzählte mir dagegen, daß sie damals, eine ganz junge Frau, mit ihrem kleinen Sohn zu dem Onkel in das Ausland geflohen sei, weil man das Kind in eine Jesuitenschule habe geben und sie es diesem Schicksal habe entziehen wollen. Daß sich alsbald ein näherer Umgang an unsere Begegnung knüpfte, versteht sich von selbst. Ich lernte die Hochbegabte nun auch als Künstlerin kennen. Man hatte sie einst die erste Dilettantin Italiens genannt, da sie als Musikerin und Malerin gleich ausgezeichnet gewesen

war, als letztere selbst schöpferisch, wie es viele von ihr an Kirchen, an Freunde oder zum Besten wohltätiger Zwecke verschenkte Bilder bezeugen. Glänzend durch Schönheit, Geist, Talente und Liebenswürdigkeit, war sie die Zierde der höchsten Gesellschaft gewesen. Durch eigenes Nachdenken aber früh Feindin jedes, besonders des klerikalen Despotismus geworden, hatte sie niemals gezögert, die äußeren Vorteile ihrer Stellung hinzuwerfen, wenn es galt, für ihre Überzeugung in die Schranken zu treten. Ihre eben erwähnte Flucht nach Deutschland war ein Beweis, wie energisch sie schon in erster Jugend hierin zu handeln wußte. Später war sie der despotischen Fremdherrschaft in ihrer schönen Heimat gegenüber stets stark kompromittiert. Als im Jahr 1848 das nördliche Italien sich gegen Österreich erhob, brachte ihr glühender Patriotismus das größte Opfer, das sie zu bringen hatte. Sie ließ den einzigen Sohn, den sie selbst mit unnennbarer Liebe und Sorgfalt erzogen hatte, als Freiwilligen in die piemontesische Armee eintreten. Zur Zeit, als ich sie kennen lernte, war sie eben vom Minister des öffentlichen Unterrichts beauftragt worden, die Mädchenschulen in Oberitalien zu inspizieren. Dieser Auftrag war die Folge eines Berichtes, den sie über die von Nonnen geleiteten Mädchenschulen in Bologna und die darin vorkommenden Mißbräuche verfaßt und dem Minister eingereicht hatte. Sie unterzog sich der Aufgabe mit größter Energie, mußte aber nachher davon abstehen, da ihre Kräfte der Aufgabe nicht mehr gewachsen waren. Dabei war sie jedoch ungemein kräftig für ihr Alter, von einer elastischen Frische des Geistes und einer Arbeitskraft, die in Erstaunen setzten. Sie war mit einer großen Arbeit beschäftigt, an der ihr Herz hing und die der krönende Abschluß ihrer irdischen Tätigkeit sein sollte. Es war eine Geschichte der Siegel, Wappen und Zeichen der Städte und Korporationen des mittelalterlichen und Renaissance-Italiens. Mit unermüdlichem Fleiß hatte sie das Material dazu gesammelt; ihre Künstlerhand hatte in allen Archiven und Museen die oft sehr schönen, kunstreichen alten Siegel und Wappen nachgeahmt

und mit herrlich erfundenen Titelblättern, Arabesken usw. die wertvollste Ausstattung des Werkes vorbereitet. Sie selbst schrieb den Text; nach sorgfältig gemachten Studien hatte sie die Geschichte dieser Zeichen so zusammengestellt, daß das Ganze eine wahre Kultur- und Sittengeschichte der italienischen Städterepubliken wurde. Mit der Arbeit hoffte sie in der Geschichte ihres Vaterlandes zu bleiben. Als ich sie kennen lernte, war sie damit beschäftigt, den Abschnitt über die Stadt Siena zu Ende zu bringen. Ich staunte über die Schönheit und vollendete Ausführung der Malerei, die der Siebzigjährigen ohne Hilfe von Augengläsern gelang. Um den Ansprüchen der Arbeit sowohl wie denen der Familie und der zahlreichen Freunde und Bekannten genügen zu können, stand sie, auch im Winter, mit Tagesanbruch auf. Immer human und voller Rücksicht für andere, wollte sie ihr treues, von ihr erzogenes Kammermädchen nicht so früh wecken; sie selbst machte sich daher das Frühstück, heizte im Winter selbst ein und begann zu malen. Darauf beschränkte sich aber ihre Tätigkeit nicht; sie unterrichtete ihre Enkelin, die sie leidenschaftlich liebte, im Zeichnen und in weiblichen Fertigkeiten, in denen sie ebenfalls Meisterin war. Sie war an Schulen und Wohltätigkeitsanstalten beschäftigt und fand noch immer Zeit zu edler Geselligkeit, die sie durch die Macht und die Grazie ihres Geistes zu schaffen und zu beleben wußte. So mild und gütig sie aber gewöhnlich war, so wurde sie doch unerbittlich streng, sarkastisch verspottend oder leidenschaftlich verdammend, wenn von den Mißbräuchen des Klerus, den Irrtümern der Regierung, der Korruption der Aristokratie die Rede war. Wie oft sagte sie mir, wenn ich von dem sprach, was für das Volk geschehen müsse: „Ach, fangen wir erst bei den höheren Ständen an, bei den jungen Leuten der Aristokratie, damit ihrer Leerheit, ihrer Immoralität ein Ende gemacht werde; dann wird das Bessere sich von selbst nach unten ausbreiten.“ Sie war nicht glücklich; die furchtbare Schwere des Lebens lastete auf ihrer Seele; harte Schläge des Schicksals, die sie persönlich trafen, die unvollkommenen

Zustände in Italien, dessen Regeneration sie sich ganz anders geträumt hatte — alles das ließ sie oft tief aufseufzen. Brieflich ergoß sich ihr Leid in erschütternden Klagen, und sie schrieb mir einmal, daß sie ohne den Glauben an die Metempsychose, an eine frühere Verschuldung, die hier gebüßt werde, die Qual des Lebens nicht verstehen und nicht ertragen würde. Trotzdem aber glaubte sie an den Fortschritt; dieser Glaube war ihre Religion. So antwortete sie mir auf arge Bedenken, die ich ihr in dieser Beziehung geäußert hatte: „In allem stimme ich mit Dir überein, nur nicht in der Ansicht über den Fortschritt. Der Fortschritt ist eine Wahrheit, aber der Mensch hat nur noch nicht ganz sein Tierfell abgestreift. Die Haare hat er verloren, aber das Fell ist noch da, und viele haben auch noch die Haare; es wird noch große Arbeit kosten, sie auszureißen. Indes geht die Läuterung doch vor sich und leise, leise wird es besser. Die modernen Zustände, so schrecklich sie auch noch sind, können doch nicht mit denen früherer Jahrhunderte verglichen werden, und von da aus muß man den Fortschritt messen. Das Gold ist nur noch zu sehr der höchste Gott; aber es läutert sich auch, und niemals ließ es seine Macht mehr sehen als jetzt, wo es durch das Übermaß des Bösen viele zum Nachdenken weckt und dazu bringt, es zum Guten zu verwenden und zum mächtigen Helfer des Fortschritts zu machen."

Diesem allmählichen Fortschritt nach Kräften zu helfen, das Schöne in engeren und weiteren Kreisen zu verbreiten, war sie unermüdlich. Sie sprach einmal von denen, die, wenn sie nicht gleich das Vollkommenste haben können, es verschmähen, das Schöne zu pflegen und lieber in unharmonischen Zuständen verharren. „Ich habe das Bedürfnis, alles zu verschönern," sagte sie, „und tue es, wenn es auch nicht gleich das Vollkommene wird. Das Vollkommene herzustellen, ist schwer und schadet daher oft dem Schönen. Die wahre Grazie ist die Hauptsache im Leben, und die Grazie, welche die Seele des Individuums ist, ist für mich das Vollkommene. Andere stoßen sich in ihrer Umgebung oder auch sonst am kleinsten

Mangel und vernachlässigen darüber alles. Ich gehe darüber hinweg, wenn nur das Ganze schön und harmonisch ist."

Im hohen Alter von neuen, grausamen Verlusten betroffen, konnte die große Seele kaum mehr die Kraft finden, sich darüber zu erheben. Die Sehnsucht nach Ruhe, nach dem Abschluß des leidenvollen Lebenstraumes, wurde allgewaltig. In ihren Briefen sprach sie immer nur diesen einen Wunsch aus, aber die herrliche Organisation schien dem Tod zu trotzen. Ich befand mich in Sorrent und hatte gerade von Freunden, die sie in Florenz in unverminderter geistiger Kraft und Liebenswürdigkeit gesehen hatten, Kunde erhalten, als mich plötzlich die Nachricht ihres rasch erfolgten Todes traf.

Es war ein grauer, stürmischer, exzentrischer Tag, als ich die Nachricht empfing. Die Natur schien es mitzuempfinden, daß wieder etwas unvergleichlich Hohes, Herrliches untergegangen war. Von meiner Loggia sah ich hinaus auf das dunkel wogende Meer und es schien mir, als ob ein großer Klang durch das Universum ginge, als ob ein erhabener Akkord austöne. Ich dachte daran, wie schön es ist in den Evangelien, daß beim Tode Christi die Natur es mitfühlt, die Sonne sich verhüllt, die Elemente seufzen. Wenn das Ewige sich aus dem Bann der Individuation erlöst, erzittert die Natur von dem gewaltigen Vorgang, denn sie ist ja eins damit.

In dem letzten Brief, den ich von der unvergeßlichen Freundin erhalten hatte, befand sich folgende Äußerung: „Ich lese wieder einmal das Buch über meine Heilige, um mich zu trösten und zu stärken."

Nach ihrem Tod fragte ich ihre Tochter, welche Heilige und welches Buch gemeint sei. Diese hatte die Güte, mir letzteres als ein Andenken an die Geschiedene zu senden. Ich lernte durch dasselbe eine andere Gestalt aus dem Kranz edler italienischer Frauen kennen, die es wohl verdient hatte, von einer Tanari als ihre Heilige verehrt zu werden. Das Buch enthält Erinnerungen an Laura Salera Mantegazza, von ihrem Sohn, dem in der gelehrten Welt rühmlichst bekannten

Professor Paolo Mantegazza, aufgezeichnet. Es gibt uns das Bild eines weiblichen Wesens, in dem alle Grazien des Herzens, Güte, Aufopferung, tätige Menschenliebe mit den seltensten Gaben der Intelligenz und Poesie und mit der höchsten Energie des Charakters vereinigt waren. Wenn sie für ihre Angehörigen das Höchste war, was eine Gattin, Mutter und Verwandte sein kann, so umfaßte ihr großes Herz doch noch mehr, als bloß das ihr Nächste. Sie war eine glühende Patriotin und vollbrachte wahre Heldentaten in den Jahren achtundvierzig, neunundfünfzig, sechzig und sechsundsechzig, indem sie mit unerschrockenem Mut Menschenleben rettete, den Feinden überall furchtlos entgegentrat, unermüdlich in den Hospitälern pflegte. In den Zwischenzeiten, nach den mißlungenen Versuchen der Befreiung, wenn Italien wieder unter seinem Joch seufzte, widmete sie sich den Werken der Wohltätigkeit und der Erziehung, richtete die ersten Asyle für Säuglinge, die ersten professionellen Schulen für Mädchen u. a. in Italien ein. Wenn aber die Zeiten der Erhebung wieder kamen, dann war auch sie wieder bereit mit allen persönlichen Opfern, mit heroischer Ansprache an die italienischen Frauen, mit Gefahr des eigenen Lebens zu helfen. Nur einen Zug aus dem reichen Gemälde, das die Sohnesliebe gemalt hat, will ich hier wiedergeben, da er die hochherzige Frau ganz besonders charakterisiert.

„Am 15. August 1848 war unsere ganze Familie nach dem Essen auf dem Belvedere der Sabioncella (der Villa der Familie Mantegazza am Langen See) versammelt, als man auf dem gegenüberliegenden Ufer bei Luino Rauch sah und den fernen Donner einer Kanonade hörte. Ein Schiff, das im Dienst der garibaldinischen Truppe stand, kam und ging längs des Ufers und man konnte nicht erraten, ob es auf der Flucht sei oder angreife, ob es verfolgt werde oder verfolge.

‚Es sind die Österreicher, die Garibaldi angegriffen haben.‘

‚Guter Gott, wie wird er sich verteidigen können gegen ein ganzes Armeekorps, er, der nur wenige Soldaten hat und darunter viele Neulinge im Feuer.‘

‚Er wird in die Schweiz fliehen, wo er entwaffnet werden kann!‘

So sprach man hin und her. Meine Mutter, die geschwiegen und mit steigender Angst jene entfernten Feuer und ihre verschiedenen Phasen verfolgt hatte, unterbrach die Sprechenden plötzlich und sagte: ‚Garibaldi flieht nicht; er wird sich schlagen und wer weiß, ob er nicht die Feinde weichen macht.‘

Inzwischen hatte man ein Fernrohr auf das Belvedere gebracht; man konnte damit die Österreicher in ihren weißen Uniformen sehen, die sich auf der Straße von Varese längs des Sees dem Gasthof näherten und auf die Garibaldiner schossen, indem sie sich aus den am Ufer aufgeschichteten großen Holzhaufen eine Schutzmauer machten. Bald schien es uns, als ob die Weißen vordrängten, bald, als ob sie zurückwichen. Die Mutter war ungeduldig über unsere Reden und schwieg. Nur entfuhr ihr plötzlich der Ausruf: ‚Die Armen!‘

‚Warum Arme? Es scheint ja, daß die Garibaldiner siegen.‘

‚Und wenn sie auch heute siegten,‘ erwiderte die Mutter, ‚so werden sie morgen von frischen Truppen aus Varese in Stücke gehauen und die armen Verwundeten von heute werden lebendig verbrannt.‘

Ein langes Schweigen folgte diesen Worten. Ich ließ ab von der Beobachtung des lombardischen Ufers und sah forschend der Mutter in die Augen. Es schien mir, daß ich in ihrem Herzen und ihren Gedanken läse. Plötzlich erhob sie sich und ging in das Haus. Ich folgte ihr von ferne. Sie kleidete sich zum Ausgehen an, nahm eine Börse voll Geld und ging zu Fuß in der Richtung von Cannero. Ich folgte ihr. Gegen die Hälfte des Weges blieb sie stehen, wendete sich um und sah mich.

‚Was machst Du, Paul?‘

‚Ich gehe, wohin Du gehst.‘

‚Laß mich und kehre um; ich gehe nur, um eine arme Frau zu besuchen.‘

‚Nein, Mutter, Du gehst nach Luino und ich will auch dahin gehen.‘

‚Paul, Paul, geh zurück.‘

‚Nein, Mutter, nichts wird mich hindern, Dir zu folgen. Du gehst auf das Schlachtfeld, um die Verwundeten aufzusuchen; es kann Gefahr dabei sein und ich werde mit Dir gehen.‘

Die Mutter lächelte und ich sah, daß sie froh war, weil ich ihre Gedanken erraten hatte. Wir kamen in Cannero an, als die ersten Schatten der Dämmerung sich auf den See lagerten. Die Mutter verlangte eine Barke mit zwei tüchtigen Ruderern.

‚Wohin wollen Sie fahren?‘

‚Nach Luino.‘

Ein allgemeines Gelächter, eine Flut von Ausrufungen waren die Antwort. ‚Nach Luino? Aber was denken Sie? Die Österreicher haben die Garibaldiner besiegt und man läuft Gefahr, gefangen und gehängt zu werden. Man wird uns für Revolutionäre, für Piemonteser halten.‘

Die Mutter bebte vor Zorn.

‚Schämt Ihr Euch nicht, weniger Mut zu haben als eine Frau? Ich gehe, um die armen Verwundeten zu holen und sie in mein Haus zu bringen. Das heißt nicht Revolution machen und selbst die Österreicher können mich nicht daran hindern. Überdies sollt Ihr mich nur drüben ans Ufer bringen und könnt gleich hierher zurückkehren, ohne nur den Fuß ans Land gesetzt zu haben.‘

‚Sie haben gut sprechen, aber die Österreicher werden uns ihre Kugeln nachschicken.‘

‚Was für schöne Gründe gibt Euch die Furcht ein! Nun, ist jemand unter Euch, der will oder nicht?‘

Zwei junge Fischer traten vor. Die Mutter drückte ihnen die Hand und wir fuhren ab.

Es war schon Nacht, als wir bei Luino anlangten. Das piemontesische Fahrzeug, das längs des Ufers kreuzte, hielt uns an und man rief: ‚Wer ist da?‘ Die Mutter erklärte ihre Absicht und man ließ uns weiter fahren. Luino schien wie aus-

gestorben, kein Schuß mehr, kein Glockenton, kein Schrei, nur hier und da ein aufflammendes Feuer, das die Finsternis auf Augenblicke unterbrach. Endlich erreichten wir das Land. Ein Garibaldiner berichtete uns, daß die Österreicher besiegt seien, sich nach Varese zurückgezogen, und daß Verwundete und einige Tote da wären. Wir gingen nach dem Hause Crivelli, in dem sich Garibaldi mit seinem Generalstab aufhielt. Längs des Weges lagen Leichen, einzelne Glieder, Gewehre, andere Waffen, alle die düsteren Reste eines eben verlassenen Schlachtfeldes. Garibaldi saß an einem kleinen Tisch, hatte eine geographische Karte vor sich und verzehrte mit augenscheinlichem Hunger schwarzes Brot und Salami. Er blickte auf, und als er eine Dame sah, erhob er sich sogleich und nahm den Hut ab zu ehrerbietigem Gruß.

‚Eine Dame hier zu dieser Stunde? Sie sind gewiß nicht aus Luino, hier ist alles geflohen.‘

‚Nein, ich komme von der piemontesischen Küste und möchte mit Ihrer Erlaubnis die Verwundeten des heutigen Tages in meine Villa in Sicherheit bringen.‘

Garibaldi erwiderte nichts, nahm nur die beiden Hände meiner Mutter und drückte sie voll tiefer Rührung. Alle Barken, die sich im Hafen befanden, wurden sogleich in Beschlag genommen und in wenigen Stunden hatten wir alle Verwundeten hineingebettet. Mit einigen, die noch später nachgeschickt wurden, waren es zweiunddreißig. Sie wurden alle in unserem Haus untergebracht, das sich so in ein Hospital verwandelte. Die Mutter, der Vater und die Kinder schliefen länger als zwei Monate hindurch auf Stroh, glücklich, den braven Soldaten Garibaldis ihre Betten zu überlassen. Der ausgezeichnete Patriot Doktor Zaccheo, Doktor Salli und der brave Apotheker Albertazzi liehen großmütig ihre Hilfe und die Sabioncella wurde geweiht durch das Werk unserer Mutter, unserer Heiligen.

Garibaldi hat den Abend des fünfzehnten August nie vergessen, er denkt mit großer Rührung und Liebe daran. Die zwei Briefe, die ich hier anschließe, werden besser als

meine Worte zeigen, welch warmes, brüderliches Band seit jenem Tag den heldenmütigen General mit meiner Mutter verband.

Genua, 6. Oktober 1848.

Verehrteste Frau!

Ihr Verfahren gegen meine Waffengefährten, die Verwundeten und die Flüchtigen, verdient so sehr meine ganze Dankbarkeit, daß ich gewiß nie imstande sein werde, dieselbe ganz auszudrücken. Sie, großmütiges Wesen, haben in Ihrem Herzen den Lohn für die unvergleichlichen Handlungen, deren nur Sie fähig waren. Aber, wenn Sie im Verlauf Ihres menschenfreundlichen und großherzigen Wirkens irgendwie meiner Dienste bedürften, so glauben Sie mir, daß nichts anderes mich so sehr ehren und mir so viel Befriedigung geben würde.

Ich verließ die Lombardei, dann die Schweiz und kam hierher. Sie, geehrte Frau, waren so gütig, mir, als ich Sie kennen lernte, Achtung zu zeigen und ich bitte Sie, nicht daran zu zweifeln, daß ich überall bemüht sein werde, an der Wiedergeburt unseres unglücklichen Landes zu arbeiten. Vertrauen Sie auf Gott und auf die Italiener. Wir werden noch harte Prüfungen zu bestehen haben und der Mühen, der Entbehrungen, der Unglücksfälle, der Verwüstungen werden noch viele sein — aber — wir werden siegen! Nehmen Sie dies als eine Prophezeiung hin.

Hier spricht man von Krieg und macht Vorbereitungen dazu. Vielleicht ist es nur Schein, um uns zu täuschen — wie es aber auch sei, ob ihn die Regierenden machen werden oder das Volk — sicher ist es, daß unsere lombardischen und venetianischen Brüder nicht in der Sklaverei bleiben dürfen. Wie viel Egoismus auch in Italien ist, und wie viele sich darin finden würden, jene ihrem Schicksal zu überlassen, so gibt es doch auch viele Edle, welche mit geballter Faust den elenden Feiglingen antworten und sich jeder Gefahr aussetzen werden.

Ich wiederhole Ihnen meinen Dank. Beehren Sie mich mit einigen Zeilen und glauben Sie mich für immer

Ihren

J. Garibaldi.

Tapferer General!

Aus meiner Einsamkeit heraus folgte ich jedem Ihrer Schritte in meinem Herzen, freute mich mit Ihnen und Ihren Braven des Tages von Luino, zitterte, als ich Sie von zahlreichen Feinden umgeben wußte und betrübte mich über die Maßen, als ich Sie von den Unsern verlassen sah. Ich teilte die Angst Ihrer Treuen, als man nichts von Ihnen wußte, und als mir bekannt wurde, daß Sie gerettet seien, schien es mir, daß mit Ihnen auch die Lombardei und unsere heilige Sache gerettet seien. Sie können sich daher denken, ob mir die Prophezeiung unseres endlichen Sieges in Ihrem werten Schreiben teuer war und ob ich dieselbe mit meinem ganzen Herzen aufnahm. Sie können uns jetzt mit dem Schwert und mit der Feder verteidigen, und Sie werden sicher nicht jenes für diese niederlegen. Diese wird nur womöglich dem andern noch größeren Wert verleihen. Möge der Himmel Sie nun mit so echten Italienern umgeben, wie Sie deren einige haben; möge er mit dem Sieg Ihr großes Herz belohnen, das Sie, den letzten Verfechter unserer Rechte, den letzten Protestierenden gegen den Verrat, den letzten Verteidiger der italienischen Ehre, ein Beispiel einzigen Heldenmuts, auf unseren Schlachtfeldern zurückhielt, als man sie dem verhaßten Österreicher schon wieder überlassen hatte.

Der Zufall, der mich Ihrem Lager nahe brachte und mich Ihren verwundeten Waffengefährten nützlich sein ließ, wurde von mir als ein Glück empfunden. Ihre gütigen, darauf bezüglichen Worte würden eine Belohnung für wahres Verdienst, für große Mühen und Entbehrungen sein. Geben Sie mir Gelegenheit, mich ihrer würdig zu beweisen, indem ich

da tätig werde, wo der gute Wille ausreicht, die Bereitwilligkeit zu jedem Opfer, das der heiligen Sache nützen kann, deren hauptsächlichste und sicherste Stütze S i e sind. Empfangen Sie die heißesten Wünsche für Ihr Wohl, in dem die Hoffnungen aller italienischen Herzen ruhen, unter die Sie, wie ich hoffe, zählen

Ihre ergebene Dienerin

Laura Salera Mantegazza.

Sabioncella, 16. Oktober 1848.

In der Geschichte unserer Wiedergeburt gebührt meiner Mutter eine glorreiche Seite. Bei jedem Anruf an das Vaterland, bei jeder großmütigen Tat, an dem Bett der Verwundeten wie auf dem Schlachtfeld, bei patriotischen Kundgebungen wie am Varignano, in den Festungen von Vinadio, überall, wo man kämpfte oder litt, wo man sich für die italienische Sache verschwor oder begeisterte — überall war meine Mutter gegenwärtig und brachte das ganze Ungestüm eines großen Herzens, die Eingebungen eines genialen Geistes, die unzähligen Beweise der mitleidsvollen Zärtlichkeit einer himmlischen Natur mit.

Möchte das Lesen dieser armen Blätter und der Reliquien, die ich gesammelt habe, allen jenen eine Lehre sein, die unter dem Vorwand, die Irrtümer und den Aberglauben der Vergangenheit aus der modernen Gesellschaft auszurotten, zugleich die großmütigen Regungen des Herzens unterdrücken und das ganze Leben auf eine armselige Mechanik von Gleichgewicht und Interesse, auf ein elendes Abwägen von Freuden und Schmerzen zurückführen möchten."

Die letzten Worte werden von einem Mann ausgesprochen, der auf der Höhe der modernen Wissenschaft steht, sicher keinem dogmatischen Einfluß mehr zugänglich ist und mit dem wissenschaftlichen Seziermesser die Materie und ihre Kombinationen nach allen Seiten hin durchwühlt hat.

Und diese schönen, bedeutungsvollen Worte drängten sich

dem gelehrten, freisinnigen Naturforscher auf, als er das Bild einer Frau zeichnete, einer Mutter, in der er als Sohn und Mensch alles Hohe und Herrliche, das die menschliche Natur zu ihrer höchsten Potenz erhebt, verehren durfte!

Diese Verehrung, ja der Kultus der Mutter, bildet übrigens überhaupt einen schönen, entschieden ausgeprägten Zug im italienischen Charakter. Die bedeutenden Männer Italiens, die ich kennen gelernt habe, hatten alle die innigste Verehrung der Mutter und es möchte nicht irrig sein, hiermit sogar die in Italien vorwiegende Bedeutung der Verehrung der Mutter Gottes in Verbindung zu bringen. Das Ideal, das die Kunst der Renaissance erfüllt, was ist es anderes als die Apotheose der Mutter, die durch Raffael ihren höchsten Ausdruck erhielt?

Was bleibt denn nun auch hier wieder der eine, ewige Refrain? Immer dasselbe: die Erziehung der Frauen zu edelster Weiblichkeit, zu Müttern, denen ihre Söhne mit Recht den Kultus der Liebe und Ehrfurcht weihen, indem sie die von ihnen geerbten Tugenden in sich pflegen und zum Besten ihres Landes und der Menschheit üben.

Durch seine Frauen wird auch Italien regeneriert werden, wenn diese anmutsvollen, begabten Wesen mittels einer veredelten Erziehung dazu gebracht werden, solchen leuchtenden Sternen ihres Geschlechts, wie den von mir genannten, zu gleichen.

*

Joseph Mazzini

Es sind nun schon neunundzwanzig Jahre, daß einer der edelsten Menschen, denen ich auf meinem langen Lebensweg bebegegnet bin, starb. Er war der Größten einer aus der Schar herrlicher Männer, die für das Ideal von Italiens Einheit und Größe freudig das Märtyrertum des Exils, der Verfolgungen aller Art, des Todes auf sich nahmen. Und noch steht ihm kein würdiges Monument in der Hauptstadt, in der einst sein hoher Idealismus auf kurze Zeit an die Verwirklichung seiner Hoffnungen glauben konnte. Um so mehr aber sollten diejenigen, die ihn gekannt, verehrt und geliebt haben, sein Bild aus der Erinnerung hervorrufen und ihr Teil dazu beitragen, daß er nach und nach in seiner wahren Größe vor seiner Nation dastehe, eine unsterbliche Gestalt, den Guten zur Freude, der Jugend zum Antrieb der Nachahmung, den Schlechten zum vernichtenden Vorwurf.

Einen der schönsten Beiträge zu diesem Bild hat das Buch von D. Melegari, 1895 herausgegeben, gebracht. Es enthält Briefe an die zurückgebliebenen Freunde in der Schweiz, wo er die erste Zeit seines Flüchtlingslebens zugebracht hatte, und enthüllt uns in diesen Briefen das intimste Seelenleben des noch so jungen, aber schon durch die bittersten Erfahrungen geprüften Exilierten, zeigt uns den Reichtum seines Herzens an Liebe, Freundschaft, Mitgefühl, Erbarmen, die große Kraft seiner Intelligenz, die Poesie seiner Anschauungen, die unerschütterliche Stärke seines Glaubens an Gott, an eine neue, edlere, gereinigte Religion der Zukunft, an einen Bund der Menschheit durch Tugend und Liebe; dieses Glaubens, der ihn aufrecht hielt in den dunkelsten Stunden des Zweifels, der äußeren und inneren Not, des Verlassenseins und der bittersten Entbehrung. Man kann diese Briefe nicht lesen, ohne sich zu beugen vor solch einer erhabenen Seele, ohne sich zu sagen: das ist der Seltenen einer, die auf die Erde kommen, um von dem Dasein des Ideals in der Erscheinung zu zeugen. — Wer ihn damals in England

gekannt hatte, konnte nicht aufhören, von dem Zauber seiner, auch äußerlich so edel-schönen Persönlichkeit zu reden.

Zwischen der Zeit aber, in der jene Briefe geschrieben wurden und der, in welcher ich Mazzini kennen lernte, lag eine lange, ereignisschwere Epoche, lag die nun endlich siegreiche Revolution in Italien, das Jahr achtundvierzig, die römische Republik, das Triumvirat in Rom, dessen Haupt er war, die kurze Dauer des verwirklichten Traumes seiner Jugend, das trostlose Ende der Republik durch die brudermörderischen Waffen einer anderen Republik, der Sieg endlich der düstersten Reaktion, die sich wie ein schwarzer Gewitterhimmel über der kurzen Blütezeit der Freiheit in Europa ausbreitete. Mazzini war, ein Flüchtling wie vorher, nach England zurückgekehrt, nicht ganz so arm und einsam wie damals, denn er hatte seitdem einen treuen, ihn liebenden und verehrenden Freundeskreis in England gefunden, aber noch tiefer verwundet und enttäuscht — nicht mehr in seinen individuellen Gefühlen, um seines persönlichen Glücks, aber um seiner großen Hoffnungen willen, deren Erfüllung einen Augenblick in seiner Hand gelegen hatte und ihm nun wieder so brutal entrissen war. Er war kein Jüngling mehr, dem immer noch, trotz allem schmerzlichen Erleben, ein leises Hoffen in der Seele lebte, er war ein früh ergrauter Mann, auf dessen edlem Antlitz Schmerz und bittre Erfahrungen tiefe Furchen gezogen hatten, um dessen Mund ein herber Zug nur selten durch ein Lächeln gemildert wurde, dessen feine, magere Gestalt, in dem bis unter das Kinn zugeknöpften schwarzen Rock, eher einen Denker oder Mann der Wissenschaft vermuten ließ als einen kühnen Mann der Tat, und dessen kategorische scharfe Art im Gespräch mit Männern über politische Prinzipien und Ansichten im Anfang befremdend wirkte. So sah ich ihn zuerst im Jahr 1853 in London, als ich, auch eine Exilierte, einem geselligen Abend im Haus Alexander Herzens, des russischen Patrioten, beiwohnte. Schon seit meiner Ankunft in London hatte ich gewünscht, den großen Italiener zu sehen, dessen glühender

Patriotismus seit mehr als zwanzig Jahren in seinem Volk die heilige Flamme nährte; aber in den englischen Häusern, wo er allein verkehrte, war ich nicht bekannt. An jenem Abend sprach ich nicht lange allein mit ihm, hörte aber mit tiefem Interesse einem Gespräch zwischen ihm, seinem Freund Saffi und Herzen zu, in welchem Mazzini das Dogma der revolutionären Aufgabe, die Pflicht der „heiligen Tat" verteidigte und heftig gegen den bloßen Skeptizismus, die bloße Negation des Bestehenden eiferte, die er für ein demoralisierendes Prinzip erklärte, und sagte, daß nur das Bewußtsein einer zu erfüllenden Mission des Guten, zu dem man die Völker führen müsse, die Aufgabe der wahren Revolution sei. Er wiederholte mehrere Male, daß ihm Italien gleichgültig würde, wenn es nichts anderes wolle, als materielle Größe und Wohlhabenheit; daß er den Kampf nur für gerecht und erlaubt halte, wenn er eine erhabene Aufgabe des Fortschritts für die Menschheit erfülle. Dabei kam er auf seinen fast mystischen Glauben an die Bedeutung Roms, dessen Name schon umgekehrt (Roma-Amor) andeute, wie es zum drittenmal die Welt beherrschen solle, aber diesmal durch die Macht der Liebe und Brüderlichkeit, durch die es die anderen Völker mit leuchtendem Vorbild sich nachziehen werde. Der Eindruck, den ich an jenem Abend von dem wunderbaren Mann empfing, war ein tiefer, nachhaltiger; aber leider führte mich das Schicksal erst nach einer langen Pause wieder mit ihm zusammen. Ich war, sehr ermüdet von vieler Arbeit, im Sommer an das Meer gegangen, in einen der vielen kleinen Seebadorte von England, die nicht der Mode unterworfen und Stätten des Luxus und eitler Vergnügungen sind, sondern, für alle Bedürfnisse und Geldmittel eingerichtet, wahrhafte Ruhe und Stille für Erholungsbedürftige bieten. Ich genoß meine ruhige Einsamkeit sehr und saß täglich viele Stunden mit meinen Büchern und Schreibereien unten auf dem Meeressand, wo mir die Gedanken in Fülle gleichsam mit den Wellen heranrauschten. Eines Tages fiel da plötzlich von dem etwas erhöhten Kai über mir ein ganzer Regen von

kleinen Steinchen auf mich herunter. Verwundert blickte ich auf und sah zwei Damen und einen Herrn oben stehen, die lächelnd auf mich niedersahen. Ich erkannte alsbald in dem Herrn: Mazzini; ich hatte ihn nur einmal, wie schon gesagt, gesehen, aber das genügte, um ihn nie wieder zu vergessen. Die Damen waren Engländerinnen, in deren Familie Mazzini einheimisch war und die ihn bewundernd liebten und verehrten. Mit der einen war ich in der Zwischenzeit näher bekannt geworden, und sie hatte mich auch da von oben erkannt. Es fand sich, daß wir schon einige Zeit am selben Ort waren, ohne uns begegnet zu sein; nun lud mich die andere Schwester, die verheiratet war, gleich ein, den folgenden Tag bei ihnen zu Mittag zu essen, wo auch Mazzini sich einfinden würde. Hier, in dieser Intimität von vier Personen, sah ich den berühmten Agitator, vor dem die Männer auf den Thronen zitterten, zuerst in seiner ganzen einfachen, herzgewinnenden Liebenswürdigkeit und Güte. Die eine der Schwestern, die mich für eine Positivistin hielt, bat ihn, mir seine Lebensanschauung auseinanderzusetzen und er tat es mit freundlicher Bereitwilligkeit. Der Grund alles Seins war ihm ein geistiges Prinzip, das er Gott nannte; aus ihm flossen alle Ideen des Guten, Wahren, Schönen, deren Verwirklichung im Leben unsere Aufgabe und Pflicht sei. Er verglich das Dasein mit einer um einen hohen Berg herumlaufenden Spirale; von jedem höheren Punkt aus sähe man ein größeres Stück des zurückgelegten Weges, aber erst auf dem Gipfel würde man das Ganze überschauen und den inneren Zusammenhang, Grund und Zweck des Daseins ganz verstehen. Die Perfektibilität der Welt war ihm ein Dogma, und Glaube ohne Tat bedeutete ihm nichts; hätte er die Bibel übersetzt, er hätte geschrieben: „Im Anfang war die Tat.“ Es war ein seltener Genuß, ihn so reden zu hören. Die Heftigkeit und Schärfe, die ihn bei politischen Diskussionen überfiel, blieb hier ganz aus; er war ein Prophet, ein Weiser, der eine große, heilige Wahrheit zu verkünden hat; seine schönen dunklen Augen erglühten von innerem Feuer, seine

Stimme wurde melodisch und er sprach das Englische, dessen er vollkommen mächtig war, mit dem weichen Wohllaut seiner Muttersprache. Ich stimmte ihm durchaus nicht in allem bei, aber der Zauber einer so erhabenen Persönlichkeit weckte auch in mir das Gefühl tiefster, bewundernder Anhänglichkeit, und mit Freuden nahm ich die Einladung der verheirateten Schwester an, ihr gastfreies Haus in London zu besuchen, wo Mazzini stets seine Abende zubrachte. Schnell wurde ich ein vertrautes Mitglied des Kreises, der sich dort allabendlich versammelte, und der stete Sonntagsgast beim Familienmittagessen, dem sonst nur der kleine Sohn des Hauses und Mazzini beiwohnten. Natürlich kam ich bald in die freundschaftlichste Beziehung zu ihm und lernte seine Verhältnisse und seine Art zu leben näher kennen. Seine Mutter hatte ihm jetzt eine bescheidene pekuniäre Unabhängigkeit gesichert, aber er lebte das Leben eines Anachoreten, um nur stets etwas für arme Landsleute und für Dinge im Dienst seiner Sache übrig zu haben. Er bewohnte ein kleines Zimmer, in dem er sich jeden Abend selbst das Sofa zum Bett herrichtete. Kein Luxus irgendeiner Art schmückte sein Leben, außer Zigarren, deren er allerdings viele rauchte, sie aber auch bei der unablässigen Arbeit des Tages als ermunterndes Mittel vielleicht brauchte. Kam er dann am Abend in den ihn erwartenden Freundeskreis, so nahmen oft alle um einen großen Tisch Platz und es begann ein Kartenspiel, das wir alle um seinetwillen gern mitmachten, weil es für ihn eine Erholung war, in müheloser Weise die aufreibende Gedankenarbeit des Tages zu unterbrechen. War er nicht zu sehr ermüdet, so nahm er meist seinen Platz vor dem Kamin stehend ein und redete über das, was ihn gerade am meisten beschäftigte; dann hingen wir alle an seinen Lippen, denn es war immer hoch und edel, was er sagte, auch wenn man seine Ansicht nicht teilte. Er ereiferte sich leicht im Sprechen über Theorien, mit denen er fertig war, und die Menschen nannten ihn deshalb intolerant. Ich verstand ihn bald besser und begriff, daß seine Heftigkeit die Ungeduld eines Menschen war,

der mit solchen Theorien abgeschlossen und keine Zeit mehr hat, das für ihn Fertige zu wiederholen, während es ihn weiter drängt zur Tat für sein Ideal. Ich wußte von seiner Abneigung gegen Louis Blanc und dessen sozialistisches Dogma und befragte ihn eines Tages deshalb. Er antwortete, daß er nur gegen den Sektarianismus sei, gegen die sozialistischen Systeme, die als Grundprinzip einer Regeneration der Gesellschaft die materiellen Interessen hinstellten. Er meinte, wir sollten uns alle zunächst vereinigen auf dem Gebiet der Tat, um eine Anzahl von Wahrheiten, die bereits gemeinsam anerkannt seien, zu verwirklichen, indem sich ein jeder die Freiheit vorbehielte, nachher nach seiner Überzeugung zu organisieren. Sehr interessant erzählte er dann aus der kurzen Zeit seines Triumvirats in Rom über seinen praktischen Sozialismus; u. a. wie er dem Räuberwesen ein Ende gemacht habe, indem er verkünden ließ, daß, wer ein ordentliches Leben führen wolle, Beschäftigung und ehrliches Brot finden solle, wie sich darauf viele eingefunden hätten und aus Vagabunden ordentliche Leute geworden wären. Wie herrlich hätte es werden können bei der genauen Kenntnis, die er von seinem Volk hatte! Man konnte nicht ohne Schmerz daran denken, daß es hatte scheitern müssen, und zum Teil war sein Idealismus daran schuld, denn er hatte es nicht für möglich gehalten, daß die französische Republik eine andere Republik werde zerstören wollen und hatte Garibaldi deshalb von energischer Verfolgung der Franzosen abgehalten. Es war dies ein tief schmerzlicher Punkt in seinen Erinnerungen, an den man nicht gern rührte.

Ich war einer Lesegesellschaft beigetreten, für die Mazzini die Auswahl der Bücher besorgte. Ich wohnte ihm auf dem Weg der Zirkulation am nächsten, und so schickte er mir die Bücher, gewöhnlich mit einem begleitenden Wort, das Bezug nahm auf vorhergegangene Gespräche oder auf Aufträge, die er mir gegeben hatte. So kam eines Morgens, nachdem wir abends zuvor von Deutschland gesprochen hatten, folgender Brief:

„. . . Ach ja, wir werden noch von dem „armen, heiligen Deutschland" sprechen, so viel Sie wollen. Nur hat Deutschland ein großes Unrecht, das Sie nicht auslöschen können. Nämlich: auch gar nichts von dem einfachen revolutionären Axiom zu verstehen, daß der Sieg nur die Folge der Konzentrierung aller möglichen Kräfte auf einen Punkt sein kann. Für Deutschland ist eine Initiative unmöglich; die Initiative ist aber möglich für Italien. Das sollte genügen, wenn die Frage in einem europäischen Sinne verstanden würde, damit das ganze patriotische Deutschland sich mit uns und für uns erklärte. Wir suchen die initiative Tat: wir werden sie suchen, bis sie gelungen ist. Ich bin der einzige, der es tut. — Warum der einzige?

Ich sammle jetzt Fonds unter uns, vermittelst Subskriptionen von 200 Franken. Glauben Sie, daß wir nur vierzig deutsche Unterschriften haben würden? Nein! Das ist das größte Argument, das ich gegen Deutschland habe. Diese Tatsache beweist, daß Deutschland den Gedanken haben kann, aber daß die Tat, die Inkarnation des Gedankens in die Handlung ihm nicht eigen sind. Deshalb bleibt es hinter seinen Pflichten und seiner Mission zurück. Das ist alles, was ich gegen Deutschland zu sagen habe. Sie sollen mich bei der ersten Gelegenheit widerlegen, wenn Sie können.

Ich bin geblieben, was ich war; jene sind nicht geblieben, was sie waren.

Ihr Freund J. Mazzini."

Immer mehr lernte ich auch durch diese Briefe die tiefe Güte und das Zartgefühl des Mannes kennen, den man als den rücksichtslosen Verschwörer und Prediger des politischen Mordes in Europa verschrien hatte. Irgendeine Mißstimmung oder Kränkung im Herzen der Freunde veranlaßt zu haben, war ihm ein unerträglicher Gedanke. Er hatte mich eines Abends mit Hinneigung zu Kommunismus, Atheismus

usw. geneckt und am Morgen danach erhielt ich folgendes Billett*) mit einer von mir gewünschten Schrift:

„Meine liebe Freundin!

Hier das Verlangte, obgleich ich glaube, daß Sie es nicht werden brauchen können.

Eine Benachrichtigung: Nehmen Sie niemals meine Scherze über T . . . ., über Kommunismus, Atheismus usw. im Ernst. Ich kenne Sie jetzt; ich schätze und achte Sie, wie Sie es verdienen. Es ist möglich, daß Sie sich intellektuell zuweilen verirren, wie ich, wie alle Welt es tut. Aber Sie haben zu viel Poesie in der Seele, um Atheistin, Kommunistin, Feuerbachianerin zu sein. Ich scherze zuweilen, als ein Zeichen der Freundschaft, weil ich viel Bitterkeit auf dem Herzen habe und in ein absolutes Schweigen verfallen würde, wenn ich nicht scherzte. Verzeihen Sie mir und glauben Sie mich

Ihren Freund

Joseph Mazzini."

In die größte Aufregung wurde die Emigration, aber auch ganz England, versetzt durch die unvermutete Nachricht von dem Attentat Orsinis. Auch Mazzini war tief ergriffen. Er hatte nichts davon gewußt, wie gern die Welt ihn auch als Anstifter desselben angesehen hätte. Er war seit langem mit Orsini entzweit, ich hatte diesen nie in seinem Kreise gesehen, und Monate lang war Orsini nicht mehr in London gewesen, sondern reiste in England umher und hielt Vorlesungen in den Provinzstädten. Erschütternd traf uns alle die Nachricht von seiner Hinrichtung. Ich war Zeugin von Mazzinis tiefem Seelenschmerz und kann es den künftigen Geschichtsschreibern beglaubigen, daß er nichts von Orsinis Unternehmen wußte, sowie daß er keinen Anteil hatte an einem anderen Mordversuch, den ein Italiener

*) Mehrere dieser Briefe sind bereits in meinem Buch: „Memoiren einer Idealistin" veröffentlicht.

auf den damaligen König von Neapel machte. Dieser Mann, Milano mit Namen, war bei ihm gewesen und hatte ihm sein Vorhaben mitgeteilt. Mazzini hatte alles getan, um ihn davon abzubringen, und war sehr unglücklich, als der Versuch dennoch gemacht wurde.

Die Aufregung in England steigerte sich noch nach Orsinis Tod, da man von französischer Seite feindselig herausfordernd auftrat und sogar die Aufhebung des Asylrechts, des stolzen Vorrechts britischer Freiheit, verlangte. Sie wuchs zum höchsten Grad, als der Franzose Bernard, ein Freund Orsinis, von Frankreich aus der Mitwissenschaft angeklagt, gefangengenommen und ihm der Prozeß gemacht wurde, wobei als Zeugen lauter französische Spione herüberkamen. Ich wohnte drei Tage lang den Verhandlungen des Prozesses im Gerichtshof von Old-Bailey bei und teilte den Jubel des englischen Nationalgefühls, als der Angeklagte freigesprochen wurde und die Vorzüge der Institutionen des freien Insellandes glorreich verteidigt worden waren. Mazzini hatte mich gebeten, gleich am Abend zu den englischen Freunden zu kommen und das Erlebte mitzuteilen. Dies geschah und er verlangte einen geschriebenen Bericht für sein Blatt „Dio ed il popolo". Schon vorher hatte ich ihm über deutsche Zustände geschrieben, in französischer Sprache, da ich damals der italienischen Sprache noch nicht so mächtig war. Nach dem eingesandten Bericht schrieb er mir am folgenden Morgen:

„Liebe Freundin!

Ich danke Ihnen von Grund des Herzens für Ihren Bericht, den ich selbst übersetzt und abgeschickt habe.

Wie konnten Sie denken, daß ich etwas an Ihrer Auffassung der Verteidigungsrede von James geändert hätte? Sie halten mich also für recht intolerant?

Was Sie getan haben, entbindet Sie aber durchaus nicht von der zweiten deutschen Korrespondenz. Wenn Sie die deutschen Journale lesen, suchen Sie sich auf einige Tat-

sachen für Ihre Reflexionen zu stützen. Sie wissen, was die Korrespondenzen der politischen Journale sind. Ich möchte, daß es von Zeit zu Zeit ein Gesamtüberblick über den politischen Gang der Ereignisse in Deutschland, von der Höhe eines philosophischen Gedankens aus, würde. Könnten Sie nicht auch eine Stunde einem Überblick über die gegenwärtige politische deutsche Presse und ihre Tendenzen gegenüber Frankreich, England und Rußland widmen?

Verzeihung für all diese Anforderungen, aber Sie sind gut und der Sache ergeben; ich brauche und mißbrauche das.

Ihr Freund und Bruder

Joseph."

Was ihm am meisten am Herzen lag, das war die Organisation der revolutionären Partei, zunächst in jeder einzelnen Nationalität und schließlich zu einer europäischen Partei der Tat. Er hatte sehr wohl erkannt, daß die Macht des Ultramontanismus und der Despotie zum großen Teil der geschlossenen Organisation derselben zu danken sei und hatte es sich zur Aufgabe gestellt, eine gleiche im Dienst der Freiheit zustande zu bringen. Ganz besonders dachte er hierbei an die Arbeiter und wünschte, daß, so wie er aus der Ferne für seine Italiener sorgte, um sie über ihre Rechte, aber ebenso über ihre Pflichten aufzuklären und ihnen geläuterte, sittliche Begriffe beizubringen, dies auch bei den andern Völkern geschehen möge. Unaufhörlich fragte er mich, was in Deutschland hierin getan würde und da bei der damals herrschenden Reaktion wenig zu hoffen war, forderte er mich auf, zu versuchen, ob ich die zahlreichen, in London lebenden deutschen Arbeiter, unter denen ich einige tüchtige und gebildete Männer kannte, zu einer Gesellschaft vereinigen könne, in der man klare, gesunde Ideen statt des verworrenen Kommunismus und der halb verstandenen Theorien zu verbreiten suchen müßte. Ich sprach darüber mit einigen jener Leute und fand sie alle bereit. Darauf schrieb ich an Mazzini und sagte ihm, daß ich zunächst für kurze Zeit an das Meer

gehe, um mich zu erholen, weil ich traurig sei von persönlichem und allgemeinem Leid. Er antwortete mir:

„Sie sind traurig; ich bin auch traurig. Sie gehen an das Meer; ich möchte auch hingehen, aber ich kann nicht. Meine Arbeit ist die des Handwerkers, der nicht von der Maschine fort kann. Ich verdorre dabei, aber es muß sein. Hier schicke ich Ihnen einige Zeilen für Kossuth. Sie müssen seine Wohnung in Ventnor suchen. Jedermann wird sie Ihnen zeigen können; ich nenne Sie im Anfang des Briefes als meine Freundin.

Warum denken Sie, daß ich nicht zufrieden sei? Ich bin vollkommen zufrieden mit allem, was Sie zu tun suchen. Ich halte Ihre Arbeit mit den Arbeitern für sehr wichtig. Wenn Sie mir sagen werden, daß Sie ein wenig Grund gewonnen haben und Sie es für gut halten, daß ich mich an sie wende, so werde ich es tun.

Adieu, meine Freundin! Zweifeln Sie nie an meiner Achtung und Zuneigung, sie sind Ihnen sicher. Seien Sie stark und tapfer. Die endliche Krisis bereitet sich trotz allem.

Ihr Bruder

Joseph."

Die Erholung, die ich auf der Insel Wight in lieblicher Natur und stärkender Meerluft fand, wünschte ich auch dem armen geplagten Freund und schrieb ihm, sich etwas Ruhe zu gönnen und zu kommen. Erst nach ziemlich langer Pause erhielt ich folgende Antwort:

„Liebe Freundin! Ich hätte Ihnen früher antworten sollen, aber ich war mit Arbeit überhäuft und auch ein wenig schlechter Laune. Nein, ich komme nicht auf die Insel. Es ist unmöglich und es ist unnütz, darüber zu sprechen. Ich habe wohl Lust, mich irgendwo an das Meer hin zu flüchten, aber wenn ich es tue, geschieht es später und nicht auf die Insel Wight. Sie ist zu schön für mich. Wahrscheinlicher aber ist es, daß es bei der Lust bleibt, und daß ich nirgends hingehe.

Wozu auch? Im Vergleich mit dem, was in mir vorgeht, bin ich noch gut genug, wo ich bin; traurig und finster, macht mich die schönste Landschaft, wie die schönste Musik, noch tausendmal finsterer. Wenn ich in dieser Stimmung bin, gibt mir alles Schöne einen wahren Krampf der Verzweiflung und ein Gefühl von Ermattung, das nicht gut ist.

Sie haben „Glauben und Zukunft" gelesen. Ist es nicht ein wenig mehr deutsch, als Sie geglaubt hätten?

Unsere Organisation in Italien geht vorwärts. Es wird doch noch wieder dort sein, glauben Sie mir, wo die Initiative unserer Sache ergriffen werden wird. Die Geldfrage ist immer die größte Schwierigkeit, aber ich verzweifle nicht, sie zu überwinden.

Adieu! Arbeiten Sie und denken Sie zuweilen an Ihren Freund

Joseph."

Dann schrieb ich wieder besorgt, weil ich längere Zeit nichts hörte und die versprochene Nummer eines neuen Journals, das er herausgab, nicht erhalten hatte. Darauf kam folgender Brief:

„Ich erhalte Ihren besorgten Brief. Sie haben recht, aber seien Sie nicht argwöhnisch mit mir. Ich wechsle nicht, ich bin nicht launisch in meiner Zuneigung, und nichts mißfällt mir, wenn ich einmal Vertrauen in die Zuneigung anderer habe. Ich habe aber Zeiten, in denen es mir schwer wird, zu schreiben, ausgenommen Geschäftliches; das ist, wenn ich traurig bin; ich mag nicht heucheln, wenn ich schreibe, und ich mag auch die andern nicht betrüben. Nun war ich eben traurig. Jetzt fühle ich mich besser und bedaure mein Schweigen sehr. In einer der ersten Nummern meines Journals werde ich eine allgemeine Aufforderung machen hinsichtlich der Organisation der Partei. Vergessen Sie nicht, mir einige deutsche Verleger oder sonstige Deutsche anzugeben, denen ich, wenn Sie glauben, daß sie es erhalten, ein Exemplar meiner ersten Nummer zuschicken könnte. Ich möchte, daß

das Journal in Deutschland bekannt würde; es könnte ja auch sein, daß uns einige Abonnements von da zukämen. Wir brauchen sechshundert, um die Kosten zu decken. Die Empfänger riskieren nichts. Es ist natürlich, daß wir suchen, das Journal bekannt zu machen, und die einfache Zusendung hat nicht die Gefahren eines Briefes, der zeigen würde, daß man liiert ist.

Ich habe Ihren Brief über deutsche Verhältnisse abgeschickt. Er ist sehr interessant.

Ich werde an Kinkel schreiben, wie Sie mir geraten, wegen eines Beitrags zum Journal, aber ohne Hoffnung auf Erfolg. Ich könnte wohl Ruge bitten, aber was Teufel würde er mir schreiben? Ich fürchte seine Exzentrizität und seine Rachsucht gegen die Individuen. Was denken Sie davon? Würde er in solcher Weise schreiben, um nützlich zu sein? Sie können wohl denken, daß man es nicht abschlägt, einen Artikel von Ruge einzurücken, ohne sich einen Feind aus ihm zu machen.

Es sind uns sechzig italienische Abonnenten aus Alexandrien in Ägypten zugekommen. Man schreibt mir von allen Seiten, es wäre wohl etwas zu tun zur Einigung der Partei; aber wirklich, ich kann nicht alles allein tun. Ich habe mich heute nicht vom Schreibtisch gerührt, ich habe den ganzen Tag geschrieben und ich habe nicht die Hälfte von dem getan, was ich tun sollte.

Adieu! Ihr Bruder

Joseph."

Endlich schrieb ich ihm noch von dort aus über Lothar Bucher, den ich auf der Insel getroffen hatte, daß ich ihn mehr für einen klugen, besonnenen Staatsmann als für einen Revolutionär halte, daß seine Mitwirkung beim Journal mir aber sehr wünschenswert schiene. Mazzini antwortete:

„Ja, ich kenne Bucher dem Namen nach und würde stolz

sein, seine Hilfe zu haben. Er wird nach der ersten Nummer beurteilen können, ob er mir etwas schicken will. Ich möchte, daß das Journal die Frage der Nationalität vom Gesichtspunkt der zukünftigen Allianz und ihrer Notwendigkeit für den Sieg behandelte. Die Organisation der Partei scheint mir gegenwärtig das zu lösende Problem für uns alle. An dem Tag, an dem wir alle organisiert sein werden wie eine Armee, an dem Tag, wo ein jeder, der jetzt vereinzelt untätig bleibt, sein Kontingent an Geld, an Berichten, an Einfluß, an Reisen, an Propaganda der Ideen hinzubringen wird, an dem Tag werden wir siegen. Es ist eine Schande, daß, wenn wir es können, wir es nicht tun. Das Journal kann dabei nützen, indem es die Idee predigt und zeigt, daß wir einig sind."

Nach London zurückgekehrt, beschäftigte ich mich alsbald mit der Assoziation der Arbeiter und schrieb an Mazzini, daß ich sehr zuverlässige Männer zusammen hätte, denen die weitere Propaganda für den Verein unter den ihnen bekannten Arbeitern aufgetragen war. Er antwortete:

„Liebe Freundin! Das ist gut — Sie haben sechs zusammen. Wenn ein jeder festen Willen hat und täglich unausgesetzt tätig ist, wenn ein jeder der sechs sich an jedem Abend fragt: Was habe ich heute versucht für unsern Zweck zu tun? so werden Sie bald eine große Anzahl haben. Versuchen Sie, den deutschen Arbeitern begreiflich zu machen, daß die Organisation des Volkes das beste Mittel ist, um zu verhüten, daß die Revolutionen nicht in dem engen Kreis der Politik stecken bleiben. Wenn eine große Liga des Volkes die beste Kraft der europäischen Partei der Tat bilden wird, so werden die Rechte der Völker und der arbeitenden Klassen nicht mehr hintan gesetzt werden können; seien Sie dessen gewiß. Wenn Sie Ihr Programm gemacht haben, so werde ich dem Verein die Definition des Bandes, das uns vereinigen soll, und der Reihe von Pflichten, die es praktisch ausdrücken soll, zusenden.

Ja, es geht nichts über die Arbeit für eine große gute Idee.

Das reinigt und veredelt die persönlichen Schmerzen. Gott weiß, daß ich auch meinen Teil davon gehabt habe.

Ihr Freund

Joseph."

Als sich nach einiger Zeit wirklich einige zwanzig Arbeiter zusammengefunden und sich organisiert hatten zu bestimmten gemeinschaftlichen Bestrebungen nach Bildung, nach klaren Ideen über die staatlichen Ziele, über die Rechte und Pflichten ihres Standes und die dafür zu machende Propaganda, forderte ich Mazzini auf, seinem Versprechen gemäß, den kleinen Verein einzuweihen. Er war freundlichst bereit und bestimmte einen Abend, wo er sich mit jenen bei mir treffen wolle. Die Arbeiter erschienen in einer feierlichen Spannung, da sie wußten, wen sie sehen sollten. Mazzini kam und nie habe ich ihn edler und liebenswürdiger gesehen als hier im Verkehr mit dem Volk; er erschien mir wie das Ideal eines Volksführers, nicht in dem Sinn wie Garibaldi, der die Massen begeisterte zur kriegerischen Tat, sondern wie der weise milde Lehrer der Bergpredigt, der veredelt und zu sich hinauf hebt, indem er belehrt. Er sprach lange zu den Leuten von der Notwendigkeit, das Gefühl der Solidarität in den Völkern zu wecken und zu stärken und sich zunächst zur Verwirklichung großer, allgemein anerkannter Grundwahrheiten zu vereinigen, vorzüglich aber, wie er es auch seinen Italienern immer sage, sich klar zu werden über die Rechte und Pflichten eines jeden in der menschlichen Gesellschaft. Die Mehrzahl der Leute hörte ihm ehrfurchtsvoll und aufmerksam zu. Einige machten ihm Entgegnungen und einer, ein kluger, aber trotziger Mensch, wie ich später erfuhr, ganz unter dem Einfluß von Marx stehend, frug ihn plötzlich: „Welche Garantien geben Sie uns für die Zukunft? Wenn die allgemeine Republik sich verwirklicht, was werden Sie für den Arbeiterstand tun?"

Mazzini lächelte und sagte: „Aber lieber Freund, welche Garantien soll ich Euch geben? Sollte ich die Ver-

wirklichung unserer Ideen erleben, so werde doch nicht ich es sein, der die neue Organisation der Gesellschaft zu machen hat, besonders bei Euch in Deutschland. Wir werden es alle tun müssen, Ihr so gut wie ich. Dann ist es Eure Aufgabe, dem Arbeiterstand seine Rechte zu wahren und seine Pflichten zu bestimmen."

Hatte ich ihn nun hier von der Seite seines human organisatorischen Verkehrs mit den unter ihm Stehenden kennengelernt, so erhielt ich fast täglich neue Beweise seines tiefen Gemüts und liebevollen warmen Herzens. Eines Morgens begegnete ich ihm in der Straße, was eine Seltenheit war, da er am Tag fast nie ausging. Wir sprachen lange miteinander und ich bemerkte, daß er mich in eigentümlich forschender Weise ansah. Kurz darauf konsultierte ich einen Arzt wegen meiner sehr leidenden Augen und dieser erklärte mir, daß deren Zustand sehr bedenklich sei. Ich erwähnte dies in einem Brief an Mazzini und er schrieb darauf:

„Ich wußte es im voraus, meine arme Freundin. Ich war betroffen von der Gefahr, als ich Ihnen neulich in der Straße begegnete. Ich sagte es am selben Tag zu Caroline. Da ich aber kein Arzt bin und kein Recht habe, gehört zu werden, so wartete ich, bis andere, Berechtigte Ihnen die strenge Vorschrift gegeben hätten. Resignieren Sie, konzentrieren Sie sich und denken Sie: Sie sind noch jung genug, und die Welt ist verwirrt genug, um Ihnen die Zeit zu gewähren, nützlich sein zu können. Wenn Sie fort müssen von hier, sagen Sie es mir, damit ich Sie vorher sehe. Dann werde ich Ihnen schreiben — unkompromittierende Briefe, die ein jeder lesen kann. Ja, wir werden den europäischen Krieg haben, und das ist gut. Wir sprechen darüber.

Ich gehe heute auf das Land zu M . . ., werde aber morgen zurück sein. Adieu, ich liebe und achte Sie!

Ihr Freund

Joseph."

Als ich ihn danach sah, drückte er mir mit warmer Teilnahme die Hand und sagte, daß, wenn der Arzt mir riete, in ein wärmeres Klima zu gehen, er mir Genua vorschlüge, wohin er mir Briefe mitgeben wolle, nach denen man mich dort wie eine Schwester empfangen und pflegen würde. So sorglich und liebevoll war er auch im Hause der englischen Freunde; wenn z. B. dem kleinen Sohn etwas fehlte, so wachte der vielbeschäftigte Mann, der sich meist tagelang nicht vom Schreibtisch erhob, nachts am Lager des Knaben und sorgte für ihn, wie nur eine liebevolle Mutter es gekonnt hätte. Er verstand aber auch die feinsten Regungen des Seelenlebens und wo er ein verborgnes Leid sah, legte er sanft und tröstend die Hand auf die geheimen Herzenswunden. So fragte er mich eines Abends, als ich ungewöhnlich still und schweigsam gewesen war, nach dem Grund, und als ich ihm gesagt hatte, daß das große Weh des Lebens und der Einsamkeit schwerer als sonst auf mir gelegen hätte, schrieb er mir am folgenden Tag nach anderen Sachen:

„Sie waren noch stiller als gewöhnlich, ich bin es auch oft so sehr; die Empfindung, von der Sie mir sprachen, ist die meine. Es begegnet mir häufig, daß das Gefühl der Leere, einer ganzen persönlich einsamen Vergangenheit, eines ganzen persönlich verlorenen Lebens, mich mit unerträglicher Gewalt erfaßt. Dann erhebe ich mich wieder, ein wenig mehr Skelett als vorher."

Solche Worte gaben mir einen Einblick in die Tiefe seines großen Herzens, das die Welt nur von ehrgeizigen, tollkühnen, ja verwerflichen Plänen erfüllt glaubte, und ich neigte mich voll Ehrfurcht vor diesem Märtyrer des Ideals, der sein persönliches Leben ebenso vollkommen einer erhabenen Idee zum Opfer brachte, wie nur je die edelsten Kämpfer und Glaubenshelden es getan. Er konnte irren in der Wahl seiner Mittel, er irrte vor allem in der Überzeugung, daß sein Italien reif sei für eine Republik, wie sie ihm im Geist vorschwebte als eine Organisation, die den sittlichen und geistigen Fortschritt des Volkes als höchstes Ziel vor Augen hätte, da er es immer

wieder betonte, daß ihm nichts an Italien und an Rom gelegen sei, wenn diese nichts anderes wollten, als bloß materielles Wohlsein. Aber worin er nie irrte, das war die Reinheit und Selbstlosigkeit seines Wollens und die unerschütterliche Konsequenz seines Handelns. Und wenn er einem treuen Freundesauge für einen Augenblick den Schleier gelüftet hatte, der den Abgrund von Schmerzen, den seine Seele barg, verdeckte, so kehrte er doch alsbald zu der ganz unpersönlichen Tätigkeit zurück, durch die er der Verwirklichung seines Ideals zu dienen glaubte. Ich hatte ihm von einem Polen gesprochen, den ich als zuverlässig kannte und der sich ihm ganz und gar zur Verfügung stellte. Zugleich bat ich ihn, mir nicht zu zürnen, weil die organisatorische Arbeit, an der ich mich beteiligte, nicht schneller ging. Er schrieb darauf:

„Beste Freundin! Ich erzürne mich nie, außer zuweilen mit meinen Italienern; besonders aber könnte ich mich nie gegen Sie erzürnen, ein Wesen, so voll Herz, edlen Willens und sanft, wie es nur je eins gab.

Arbeiten Sie also, aber wissen Sie zugleich, woran ich selbst bin, um sich danach zu richten.

Ich bin mit dem Komitee der demokratischen polnischen Zentralisation in Verbindung und muß gewisse Rücksichten für sie haben. Ist Ihr Pole in Verbindung mit jenen? Wenn nicht, so ist es einerlei. Jede Arbeit im Innern ist mir willkommen und wird gern von mir angenommen. Wenn er mit jenen in Verbindung ist, so möchte ich nicht, daß es schiene, als entzöge ich ihnen ihre Elemente. Alles, was Ihnen auf dem angedeuteten Weg zu tun gelingt, hat meine Billigung und Hilfe. Ich werde mit jedem Verein der Partei der Tat, wo er sich auch bilden mag, in Verbindung treten.

Was T. betrifft, so wollen wir den Artikel abwarten. Im allgemeinen will ich Ihnen sagen: Handeln Sie so wenig als möglich mit Franzosen zusammen und so viel als möglich mit Deutschen. Die Franzosen kenne ich fast alle und ich weiß, was von ihnen zu erwarten ist. Wir haben eine Arbeit einer geheimen Assoziation unter ihnen, die sich in diesem Augenblick

ausbreitet; wir müssen uns begnügen, ihr einzeln diejenigen Individuen beizufügen, die wir anderen Vereinen, die wir für schlecht organisiert oder zu sehr spioniert halten, entführen können.

Glauben Sie nicht, daß ich die Franzosen aus der republikanischen Verbrüderung ausschließen will. Aber ich kenne sie; ich glaube, im Grunde und als Masse werden wir nichts Positives für unsere Sache durch sie gewinnen. Nur die einzelnen muß man nach und nach in eine neue Organisation von uns einführen.

Adieu, meine liebe Freundin!

Joseph."

Gegen die Franzosen war er entschieden mißtrauisch, nur mit Ledru-Rollin und dessen Anhängern verkehrte er. Ein junger Franzose wünschte glühend, ihn kennen zu lernen, und da ich diesen kannte und achtete und es für unendlich wichtig hielt, daß junge Leute sich durch das Vorbild dieser hohen Persönlichkeit zu reinem kräftigen Handeln bestimmt fühlen sollten, so gab ich ihm Mazzinis Adresse und benachrichtigte diesen davon. Er schrieb wieder:

„Liebe Freundin! Indem Sie T . . . meine Adresse gaben, haben Sie sie der Polizei gegeben. Die Partei, der T . . . angehört und welcher er alles mitteilt, wimmelt von Spionen. Ich mache Ihnen damit keinen Vorwurf, ich konstatiere nur eine Tatsache. Was mich betrifft, so kann alles, was ich schreibe, ausgenommen das, was Operationen betrifft, an alle Polizeibehörden der Welt gehen. Ich kann es im Falle der Not sogar drucken.

Nennen Sie mich exklusiv, intolerant, alles, was Sie wollen, aber lassen Sie mich Ihnen eine Sache sagen: Arbeiten Sie mit Ungarn, mit Polen, mit Serben, mit Montenegrinern und Cirkassiern, wenn Sie können, mit den Deutschen vor allen Dingen, wenn es gelingt — aber, ich wiederhole es, bemühen Sie sich nicht zu viel mit den Franzosen. Sie sind zu gut und vertrauensvoll, um das zersetzende Element ent-

decken zu können, das bei ihnen vorhanden ist. Sie sprechen mir z. B. von Bernard; es sind kaum drei Tage her, daß in einer Versammlung, wo jemand den Franzosen vorschlug, eine Subskription für einen jährlichen Beitrag von einem Schilling, als Pfand der Solidarität, zu zeichnen, Bernard sich erhob und dagegen sprach. Er behauptete, daß das vorgeschrittenste italienische Journal nicht l'Italia del Popolo sei, sondern die Ragione. Dies ist ein materialistisches Journal, das in Turin herauskommt, sich sozialistisch nennt, ohne jedoch eine einzige ökonomische Frage ernst zu erörtern, und das gegen die Bewegung schreit, weil man vor allen Dingen erst das Volk sozialisieren müßte. Abgesehen davon ist l'Italia del Popolo mehr als dreißigmal mit Beschlag belegt worden, die Ragione einmal; es ist also die Italia, der man helfen muß. Bernard, der zur Zeit seines Prozesses eine immense Teilnahme unter den Italienern gefunden hat, ist der letzte, der eine solche Sprache halten sollte.

Sie sprechen mir von einem Meeting zur Vereinbarung aller Nationalitäten. Ich weiß wohl, daß Leute aller Nüancen der Partei dazu kommen würden. Aber glauben Sie mir, es käme nichts dabei heraus, und außerdem werde ich, wie schon gesagt, nur mit Individuen, nicht mit Vereinen, verhandeln. Die Kommune ist voller Spione.

Für mich besteht die wichtigste Arbeit darin, die italienische Bewegung mit den Nationalitäten in Verbindung zu bringen, die sich noch konstituieren. Frankreich ist in einer besondern Lage. Dort ist nur eine Sache zu tun; wenn die unmöglich ist, so muß man abwarten, was von innen heraus geschieht. Eine Verschwörung würde niemals zu einer siegreichen Insurrektion führen. Eine ausgedehnte Propaganda ist in Frankreich unmöglich, ohne entdeckt zu werden. Arbeiten Sie also, liebe Freundin, so viel Sie können mit den Nationalitäten der Zukunft, aber lassen Sie sich auf keinen Versuch mit den französischen Kommunisten ein. Ich würde Ihnen dabei nicht folgen. Es wäre etwas anderes, wenn sich neue Elemente,

wenn sich Franzosen aus dem Innern präsentierten. Das einzige Gute, was die andern tun könnten, wäre, ihre Sprache zu mäßigen, ein gemeinschaftliches Programm anzunehmen und der Welt zu zeigen, daß man einig ist. Jede geheime Arbeit mit ihnen zusammen ist unmöglich und gefährlich."

Noch in einem spätern Brief kam er auf dies Thema zurück und schrieb:

„Was die gemeinsame Arbeit betrifft, so beeilen Sie sich nicht — ich meine mit den Franzosen. Wenn man mir Vorschläge macht, so werde ich natürlich antworten. Ich will und kann Ledru-Rollin nicht verlassen; ich werde es nie tun, es sei denn, daß er die Fahne wechselte. Aber nichts hindert mich zu arbeiten, mit wem es immer sei, und niemals werde ich es verweigern, mich mit ehrlichen Patrioten zu verbinden, die sich redlich mit mir verständigen wollen. Erinnern Sie sich aber daran, daß meine Zeit ganz besetzt ist. Sie wissen, ich gehe nirgends hin. Ich bin mit Arbeit überhäuft, und obgleich ich von acht Uhr morgens an bis abends neun Uhr an meinem kleinen Schreibtisch sitze, so kann ich doch nicht die Hälfte der Arbeit vollbringen, die ich für Italien machen müßte, wo ich, außer der Emigration, eine ganze Partei im Innern zu dirigieren habe. Diese Arbeit ist heilig, ich kann sie nicht aufgeben. Es ist gut, daß man das wisse und daß man meine gezwungene Zurückgezogenheit nicht falsch auslege. Ich kann keine Meetings, keine häufigen Unterredungen haben. Es ist besonders schriftlich, daß ich handeln und mich mitteilen kann."

So kam das Jahr 59 heran. Napoleon III. hatte sein Wort gesprochen, dem die damalige Politik gehorchte; das Testament Orsinis war nicht umsonst geschrieben worden, und Frankreich rüstete zum Krieg für Italien gegen Österreich. Die italienische Emigration war in vollster Aufregung. Mazzini verdoppelte seine gewohnte Tätigkeit, um die Parteigenossen zu gemeinsamem Handeln zu vereinen. Er schrieb mir in den Tagen: „Mir ist klar, daß, wenn vor den deutlichen Projekten der beiden Zaren, vor der erneuten

Drohung eines zweiten Tilsit oder Erfurt und der Teilung der europäischen Welt zwischen die Despoten die Patrioten nicht alle das Bedürfnis fühlen, praktisch zu arbeiten, sie hinter ihrem Glauben und ihrer Aufgabe zurückbleiben."

Alle die italienischen Freunde, Mario, Saffi, Quadrio usw. schieden, um im ersehnten Augenblick der Tat im Vaterland zu sein. Dann kam auch Mazzinis Abreise heran. Man hat so oft, nur um Flecken auf sein edles Bild zu werfen, gesagt, er habe nur immer die andern zur Tat getrieben und in Gefahr und Tod geschickt; dem ist aber nicht so. Er hat nie gefehlt, wenn eine revolutionäre Bewegung in Italien war, nur konnte er natürlich nicht unter seinem Namen reisen, da überall auf dem Kontinent die Polizei auf ihn lauerte, und er sogar im eignen Lande nur durch die Wachsamkeit seiner Freunde der ihm stets drohenden Gefangennahme entzogen wurde.

(Er erzählte mir, wie er einmal, aus Italien zurückkehrend, in Paris benachrichtigt wurde, daß die Polizei ihm auf der Spur sei und ihn verhaften werde. Ohne einen anderen Ausweg zu sehen, schrieb er an Prinz Jerome Napoleon, der viel mit ihm verkehrt hatte, erhielt auch sogleich die Weisung, sich zu bestimmter Stunde im geschlossenen Wagen an einem bezeichneten Haus in der bezeichneten Straße einzufinden. Dies geschah und dort erwartete ihn ein Mann, in einen Mantel gehüllt, in dem er alsbald den Prinzen erkannte, und übergab ihm einen Paß, mit dem er glücklich bis aufs Schiff und zurück nach England gelangte.)

Am letzten Abend vor seiner Abreise waren wir noch einmal bei den englischen Freunden zusammen. Er war in hoch gehobener Stimmung, feierlich ernst. Die große Entscheidung nahte. Italien frei von einem Meer zum andern, so hatte es in Paris geheißen. Das Ideal, für das er sein Leben geopfert, schien wie eine neue Morgenröte endlich heraufzusteigen und den ersehnten Tag zu verkünden. Da gab es kein Zögern, kein sentimentales Zagen. Er mußte hin, sein Geschick zu erfüllen. Das fühlte ich, als ich ihm zum Abschied die Hand reichte und

ihn einen Augenblick voll Wehmut und Rührung ansah, eine der tragischsten Gestalten der Geschichte, Märtyrer des Ideals, wie Arnoldo da Brescia, wie Giordano Bruno es gewesen und wenn auch nicht, wie sie, den erhabenen Irrtum des Idealisten im Flammentod büßend, so doch in der kaum minder großen Qual des Exils, der Entfernung von der Heimat, die seine Seele liebte. Ihn in meinem Herzen segnend, schied ich von ihm, um ihn nie wiederzusehn. Ich verließ bald darauf England für immer. Aber von seiner von Gefahren begleiteten Reise aus kam ein Brief an die englische Freundin, den diese mir mitteilte, und der mich tief rührte. Er schrieb von seiner Fahrt über den Vierwaldstätter-See, daß er daselbst eine jener Stunden erlebt habe, wie sie der von einem großen Glauben erfüllten Seele nahen, wo man die Gegenwart des Weltgeistes lebhafter empfindet, als gewöhnlich, und sich über Schicksal, Irrtum und Leiden hinausgehoben fühlt in die Freiheit der Überwinder. Ich schrieb ihm unter dem tiefen Eindruck dieses Briefes und erhielt bald darauf folgende Antwort:

„Meine liebe Freundin! Heute nur zwei Worte als Antwort auf Ihre Zeilen! Habe ich nötig, Ihnen zu versichern, wie lieb Sie mir waren? Ich verdiene nicht alles, was Sie mir darin sagen, ich erreiche zu wenig von dem, was ich erstrebe, aber ich glaube, mein Herz ist mehr wert, als meine Intelligenz, während bei den meisten andern die Intelligenz mehr wert ist, als das Herz. Das ist der Grund, warum jene nicht handeln. Hätte ich einige zwanzig Männer mit Ihrem Herzen und Ihrer Fähigkeit der Hingebung zur Seite, ich hätte zu dieser Stunde Europa regeneriert. Aber solche existieren nicht. Deshalb müssen Sie fortfahren, mich zu lieben um dessentwillen, was ich hätte tun mögen. Caroline, die mir oft von Ihnen schreibt, sagt mir nichts von Ihren Augen. Sie selbst sagen mir auch nichts davon. Wie geht es damit? Lassen Sie es mich durch C . . . oder Sie selbst wissen.

Vor vierzehn Tagen glaubte ich an die Wahrscheinlichkeit,

Sie bald wiederzusehen; jetzt weiß ich wieder nicht wann. Ich muß noch bleiben. Ich habe Euch alle zusammen in Eastbourne recht beneidet.

Ich lebe hier nur durch den Kopf, durch die Indignation und durch das Gefühl der Pflicht; das Herz hat dabei nichts zu tun und ist fern von hier. Was halten Sie von der Agitation für die Einheit, die sich in Deutschland regt? Was denken K . . ., B . . . und die andern davon? Was hoffen Sie?

Hier hat die Krisis nur erst angefangen.

Leben Sie wohl, liebe Freundin, ich hege für Sie eine aufrichtige und unzerstörbare Freundschaft.

Joseph."

Um noch einen Zug zu diesem Bild hinzuzufügen, will ich anführen, was Alexander Herzen schrieb, als Mazzini aus dem von Garibaldi eroberten Neapel, der einzige noch immer Verbannte, zurückkehrte nach London. Er schrieb an Herzen und bat ihn, zu kommen. „Ich eilte beklommenen Herzens zu ihm und erwartete, ihn traurig und in seiner höchsten Liebe beleidigt zu finden, denn seine Lage war äußerst tragisch. Ich fand ihn allerdings körperlich gealtert, aber geistig geradezu verjüngt. Er kam mir entgegen, faßte nach seiner Gewohnheit meine beiden Hände und sagte: „So ist es denn endlich vollbracht!" Dabei glänzten seine Augen vor Entzücken, und seine Stimme bebte vor Erregung. Er erzählte mir von der letzten Zeit und von den Ereignissen, die der Expedition nach Sizilien vorangegangen waren. Aus der Hingerissenheit und Liebe, mit der er über die Waffentaten und Siege Garibaldis sprach, leuchtete die Freundschaft für diesen ebenso klar, wie aus seinem Unwillen über dessen blindes Vertrauen in die Menschen und seine Unfähigkeit, diese zu beurteilen und zu unterscheiden. Indem ich ihm zuhörte, dachte ich, ob ich wohl nur einen Hauch, einen Ton der beleidigten Eigenliebe entdecken würde — aber nein! — Er war nur traurig, traurig wie die Mutter, die der ver-

liebte Sohn auf eine Zeitlang verlassen hat. Sie weiß, daß der Sohn zurückkehren wird, und, was ihr noch mehr gilt, daß er glücklich ist, das ist ihr Ersatz für alles. So ist auch Mazzini voller Hoffnung für Italien, er und Garibaldi stehen sich näher als je. Er erzählte mit Lächeln, wie die Volkshaufen Neapels, von den Agenten Cavours aufgewiegelt, sein Haus umgeben und geschrien hätten: „Tod dem Mazzini!", da man ihnen unter anderen Dingen glauben gemacht hätte, daß er „ein bourbonischer Republikaner" sei. „Es waren", sagte er, „gerade mehrere unserer Leute bei mir, unter ihnen ein junger Russe. Der war ganz erstaunt, daß wir, als das Geschrei etwas aufgehört hatte, unser Gespräch ruhig fortsetzten. „Fürchten Sie nichts," sagte ich ihm, „sie werden mich nicht töten, sie schreien nur."

— — — — — — — — — — — — —

In einem früheren Artikel hatte Herzen erzählt, wie er aus Zartgefühl, um die Gefühle Mazzinis nicht zu verletzen, des damals existierenden Zerwürfnisses mit Garibaldi nicht gedacht habe. Es mußte Mazzinis rein republikanischen Patriotismus kränken, den besten seiner Italiener einen andern Weg zur Erreichung des hohen Ziels gehen zu sehen, als den seinen, und Herzen wollte das schon so viel und bitter verwundete Gemüt des edlen Freundes schonen, indem er diese Seite nicht berührte.

Nach diesem Besuch aber, tief bewegt von der reinen Selbstlosigkeit und Seelengröße Mazzinis, rief Herzen voll Begeisterung aus: „Nein, solche Menschen braucht man nicht zu schonen!"

*

Epilog

Mit dieser einen großen Gestalt, die jetzt schon in einsamer Hoheit für immer in der Geschichte dasteht, sich selbst ein edleres Monument, als je Künstlerhand es schaffen könnte, will ich die Reihe dieser Individualitäten beschließen. Es handelt sich jetzt nicht mehr um die Berechtigung der Individualität, die immer da war und immer da sein wird, es handelt sich um das Verhältnis zwischen Individualismus und Altruismus, die sich immer noch feindlich gegenüber standen, indem der erstere fürchtete, von dem zweiten erdrückt zu werden, und die doch zu einem harmonischen, alles vervollkommnenden Ausgleich kommen könnten, wenn zu rechter Zeit das Richtige geschähe, ehe Irrtum und Übertreibung das Unkraut zwischen den Weizen säen und verdammenswerte Taten an den Tag bringen.

Die Frage ist: leben wir für ein Kulturwerk, für die fortschreitende Entwicklung und Veredlung der Menschheit im allgemeinen, wie sie der einzelne individuell an sich zu vollziehen hat? Wenn ja, so ist damit schon gegeben, daß der einzelne sich nicht ausschließen kann von der Arbeit für die andern und mit den andern. Aber es dauert lange, bis die Ideen heranschreiten durch die Nacht der Zeiten und sich zu einem klaren, leuchtenden Bewußtsein ausbilden. Die Individuen sind die Träger und Verkündiger der Weltideen, und so sprach schon in ferner Zeit einst eine seltene, rührend schöne Individualität das große altruistische Wort aus: daß wir alle gleich sind vor dem ewigen Urquell des Lebens und daß es kein Hoch und Niedrig gibt im Bereich der großen menschlichen Brüderschaft, nur ein größeres oder geringeres Maß sittlicher Vollendung.

Im Namen dieser Individualität änderte sich der Lauf der Geschichte, aber nicht in dem reinen Sinn, in dem sie ihr Wort gesprochen. Das Chaos der menschlichen Leidenschaften ließ aus dieser Friedensbotschaft eine Welt des Hasses und Streites hervorgehen, der trennenden Unterschiede, die ärger wie

zuvor die Menschheit in Herren und Sklaven teilte, des Strebens nach individueller Macht und nach dem Genuß auf der einen und dumpfer Resignation auf der andern Seite. Die Individualität behielt ihr ewiges Recht, und es traten oft leuchtende Sterne hervor aus den wogenden Wolkenmassen, die den Himmel der Geschichte bedeckten, aber es war noch kein klares Erfassen der Idee, die zur Verwirklichung herannahte durch die Jahrhunderte.

Dann kam die französische Revolution und sprach ihr unsterbliches Wort von den Menschenrechten, aber noch immer war die Zeit nicht reif für das volle Verständnis und die Durchführung der Idee. Die dämonischen Mächte in der menschlichen Brust stürzten sich mit verheerender Gewalt über das so edel und hoch erfaßte Ideal, befleckten es mit Blut und Mord und drückten auf den Untergang einer alten Weltordnung das Siegel eines tiefen Mißverstehens, was diese neue bedeute. Hohe, sittlich vollendete Individualitäten, wie der Herzog von Nivernais, begriffen inmitten der übermütigen, alles Ethische außer acht lassenden Lebenslust ihrer Zeit, was not täte, um schlimmen Entwicklungen vorzubeugen, und taten im Bereich ihrer Möglichkeit, was sie konnten; aber es war zu wenig gegen den Ozean der entfesselten wilden Triebe, der heranbrauste. Doch bleibt es eine rührende, liebliche Episode in der Brutalität jener Tage, daß das Volk den edlen Greis, eben der Guillotine entronnen, erwählte, als einen aus der kleinen Zahl, die durch ihre reine Tugend das entwürdigte Bild menschlicher Vollkommenheit ihm wieder herstellen sollte.

Die alte Welt, nicht belehrt durch die furchtbare Erfahrung, kehrte triumphierend in ihren alten Besitz zurück. Es fehlte noch immer die einzige Weisheit aller Regierenden, die der Präventivmaßregeln, das verständnisvolle Erforschen der Erfordernisse des Fortschritts, die sich in der Zeit bewegen, und das bereitwillige Entgegenkommen gegen diese. Man glaubte noch immer mit Repressivmaßregeln auskommen zu können,

die doch gerade der traurige Beweis sind, daß zu rechter Zeit versäumt wurde, einzugreifen.

Aber der Same der Ideen war aufgegangen und fing an, Taten zu zeugen, natürlich wie immer bitter bekämpft und seine Märtyrer fordernd, wie jene edlen Russen, die mit dem Tod am Galgen und den furchtbaren Qualen des Exils ihre reine Freiheitsliebe besiegelten. Der Kampf zwischen dem Individualismus, der nur an sich denkt und an die Erhaltung seines wolkenlosen irdischen Himmels, und den altruistischen Forderungen der zum Bewußtsein erwachenden Massen begann. Anstatt aber mit feinem humanen Verständnis in die Tiefe der Sache zu blicken und zu sehen, was not tue, nämlich: den alten Fluch von der Arbeit zu nehmen und den zum Lasttier entwürdigten Menschen zu einem sittlicher Veredlung fähigen Wesen zu erheben — häufte man die Mittel der Macht; der Militarismus nahm den obersten Platz in den modernen Staatsordnungen ein; die Nationalitäten standen sich feindlich, immer zum Angriff bereit, gegenüber; der inneren Wohlfahrt öffnete man die traurigen Quellen der Spekulation, der übertriebenen Produktion, des Hinstürzens auf den Gewinn, wo immer die Erde ihre goldnen Schatzkammern darbot. Anstatt begnügte Existenzen zu schaffen, die, im Besitz des Notwendigen, neben der Arbeit noch Zeit behielten zum Denken und Lernen, entflammten sich Habsucht und Begier nach Genuß; kolossale Vermögen entstanden und stürzten wieder krachend zusammen, den Abgrund der unlautersten Motive und Mittel offenbarend und eine Menge bisher geachteter Persönlichkeiten hinunterziehend. All diesen nach Besitz jagenden Toren möchte ich das Wort des Kardinals Mazarin zurufen, der, als er den Tod nahen fühlte, voll Schmerz auf die kostbaren Gegenstände sah, die er um sich gesammelt hatte und traurig ausrief: „Und alle diese schönen Sachen soll ich verlassen?"

Dieser breiten Strömung der brutalen Macht und des krampfhaften Jagens nach Besitz gegenüber wuchs nun aber naturgemäß, wie eine starke, zum Gedeihen befähigte Pflanze,

der durch Prinzipien entwickelte Altruismus als Sozialismus empor, eine zum Dasein reif gewordene Idee, die nicht mehr auszustreichen ist aus dem Lauf der Weltgeschichte. Abermals beging die individualistische Gesellschaft den Fehler, sich feindlich dagegen zu stellen, anstatt ihr verständnisvoll entgegenzukommen, und so entwuchs, wie natürlich, der reinen gesunden Bewegung auch die Übertreibung, das falsche Gebot: Gewalt gegen Gewalt und der fast blödsinnige Irrtum, als ob der Mord je ein Kulturmittel sein und das Verschwinden einzelner Persönlichkeiten Systeme und eingewurzelte Lebensformen ändern könnte. Gegen solche Verirrungen der menschlichen Intelligenz helfen dann allerdings auch nur radikale Mittel. Die sich selbst außerhalb des Gesetzes stellen, brauchen auch nicht nach dem Gesetz behandelt zu werden. Die einzelne Menschenjagd ist häßlich und unnütz. Man nehme sie alle zusammen aus ihren Zentren mit Frau und Kind und Habe und führe sie auf eine unbewohnte Insel des großen Ozeans, wo sie, in strengem Getrenntsein von der übrigen Welt, ihren anarchischen Traum austräumen können.

Uns aber, unserem Kulturkontinent, was tut ihm not? Die Antwort wäre einfach, könnten wir hoffen, daß endlich eine Individualität erschiene, die, mit unbegrenzter irdischer Macht ausgerüstet, den Mut hätte, g a n z g r o ß zu sein und, indem sie den Altruismus im höchsten Sinn auffaßte, zugleich die Vollendung der Individualität verwirklichte. Was bliebe einem solchen erhabenen Geist, der sich selbst als das Werkzeug höherer ewiger Mächte begriffe und die Aufgabe höher schätzte, als alle Ehre der Welt, zu tun?

Zunächst: Friede auf Erden. Aber nicht der Friede, der sich auf Heeresmassen, Kanonen und Bajonette stützt. Solch ein Friede ist nur ein Deckmantel der Eifersucht und der Furcht des einen vor dem andern. Nein, der Friede, der durch gütliche, verständige Übereinkunft freundlich nebeneinander lebender Völker erhalten wird, die ihre Interessen viel mehr gefördert sehen durch vernünftigen Ausgleich, als durch Krieg und Streit.

Ferner: allgemeine Entwaffnung; nicht mehr Militär, als gerade zur Ordnung des bürgerlichen Lebens notwendig ist. Rückgabe der unzähligen Arbeitskräfte, die jetzt in öden Kasernen und fruchtlosen Exerzierübungen vergeudet werden, an die gesunde naturgemäße Arbeit des Feldes, der Bebauung der unermeßlichen brachliegenden Strecken des Erdballs, die der Verwandlung in blühende Oasen warten, aber nicht zur Befriedigung der Habgier des Mutterlandes, sondern zu humanen Zwecken wahrer Kultur, ohne die das Leben hassenswert und die Kolonisation verdammenswert ist.

Dann, und vor allem, die unanrührbare, heiligzuhaltende Unabhängigkeit der Völker, seien sie groß oder klein. So wie das Individuum in seiner persönlichen Unabhängigkeit geschützt und gesichert sein muß, so auch ein jedes Volk, das doch auch nichts anderes ist, als ein Völkerindividuum. Wie in einem gerecht organisierten Staat der reichere Nachbar, der gewalttätig in das Haus des Ärmeren eindränge, um Besitz zu ergreifen, verurteilt und der andere geschützt werden würde, so müßte das auch in weiteren Verhältnissen geschehen, damit wir nicht, wie es leider heutzutage der Fall ist, das empörende Schauspiel sähen, daß ein kleines Bauernvolk von dem einzigen europäischen Staat, der Monarchie und freiheitliche Institutionen zu vereinen gewußt hatte, ungehindert überfallen und bis zur Vernichtung verfolgt würde. Freilich steigt dadurch der moralische Wert des kleinen Volkes, das aus friedlichen Arbeitern zu einem seltenen Heldenvolk wird, in eben dem Maße, als der Ruhm und die Größe jenes stolzen Inselvolkes in den Staub sinkt. Das ist aber kein Ersatz für das heiligste Recht eines jeden, sei er ein einzelner oder ein Volk, sein teuerstes Gut, seine Unabhängigkeit, nicht gewaltsam bedroht zu sehen.

Und nun das Wichtigste von allem: die inneren Kulturfragen eines jeden Landes und Volkes. Zunächst: so wenig Gesetze, aber so viel sittliche Erziehung als möglich. Anstatt Heere und Flotten in ferne Kulturreiche zu schicken, in denen schon vor Jahrtausenden tiefe Denker, wie Confucius

und Laotse, Gedanken höchster Weisheit aussprachen, als Europa noch im Nichtsein lag, anstatt dabei die heiligsten Gefühle von Millionen Menschen zu kränken, indem man an fromme Gebräuche rührt und trotz des hohen Tons von Kulturzwecken uralte, unersetzbare Schätze alter Kultur zerstört oder wegführt — anstatt alles dessen sollte man die Millionen, die das kostet, zunächst für die Volkserziehung verwenden. Man wird mir entgegenrufen: „O, wie viel geschieht da nicht, Schulen über Schulen!" Ja, aber die Schulen sind die rechten nicht, sie schaden dem Körper durch das tagelange Sitzen in den Schulstuben und vertrocknen den Geist durch meist pedantische, wenig entwickelnde Methoden. Wer, wie die Deutschen, das herrlichste, unübertrefflichste Programm wahrhaft kultureller Volkserziehung besitzt, wie in der Erziehungsprovinz von Goethes Wilhelm Meister, der wird doch schuldig, wenn er es nicht ausführt. Schon allein das Erwecken des Gefühls der Ehrfurcht, nicht vor irdischer Größe, vor Kronen und blitzenden Ordenssternen, sondern vor der Ahnung eines „Höheren, Reineren, Unbekannten", das in lichten Fernen über uns und um uns schwebt und unser Handeln richtet, das schon allein muß ein bleibendes Bewußtsein sittlicher Verpflichtung besser wecken, als der konventionelle Kirchenbesuch und die trockne, dort gelehrte Moral. Solche Erziehungsprovinzen sollten überall in Menge erstehen, und die Geldsummen, die jetzt im Dienst zum Teil törichter, zum Teil verderblicher Politik, vergeudet werden, würden mehr als hinreichen, um auch die ärmsten Eltern in den Stand zu setzen, die Kinder nicht zu verfrühter, ihre Kräfte übersteigender Arbeit zu zwingen, sondern sie dahin zu schicken, wo der Keim zu sittlichem Dasein in ihnen geweckt wird. Daß auch nach oben in den geistigen Bestrebungen und Instituten vieles zu ändern und zu vervollkommnen wäre, versteht sich, denn nur wo die Wissenschaft blühendes Leben wird, erreicht sie ihren höchsten Zweck, und ein sittlich erzogenes Volk zu schaffen ist mehr wert, als eine Unzahl Gelehrter.

Schließlich nun die Krone des Lebens, die Wunderblüte der menschlichen Erscheinung: Kunst und Poesie. Was soll man von Kulturvölkern sagen, die ihre großen Genien gehabt haben und nun es zulassen, daß ihre Literatur, daß ihre Schaubühnen und ihr öffentliches Leben überschwemmt werden von den erbärmlichsten, geistlosesten, unsittlichsten, verwerflichsten Produktionen! Auf denselben Bühnen, wo die Werke der unsterblichen Meister doch nur selten zur Erscheinung kommen, sieht man die Erzeugnisse krankhafter, überspannter oder tief verderbter Gehirne, und die Jugend geht dahin und lernt sich daran zu vergnügen und ach, wie viel Gift einzusaugen! In der Literatur, auf dieser Unzahl von gedrucktem Papier, wie viel Verderbliches, Abscheuliches steht darauf, und wie leicht machen es die geringen Preise, daß jeder Bursch, daß jedes Mädchen sich solcher Lektüre bemächtigt und ihren unheilvollen Einfluß erleidet. Hier müßte absolutes strenges Eingreifen stattfinden, vielleicht sogar — und warum nicht? — einige Scheiterhaufen, wie einst die Savonarolas für die Eitelkeit der Welt, so heute für die Erzeugnisse der sittlichen Verkommenheit unserer Zeit.

Oh, welche Fülle der erhabensten Aufgaben für eine solche Individualität, die, wie ich schon sagte, den Mut hätte, ganz groß zu sein! Welch eine leuchtendere Krone, als die aus Gold und Edelstein, wäre die, ein wahrer Kulturschöpfer zu sein! Und müßte es das Herz nicht seliger beglücken, sich von einem sittlich erzogenen, nach wahrer Kultur strebenden Volke umjubelt zu sehen, als diese pomphaften konventionellen Feste und dieser oft so unlautere Enthusiasmus?

Oh, wenn diese Individualität käme? Wir ersehnen, wir rufen sie; — aber wird sie kommen?

*

701526
5788029